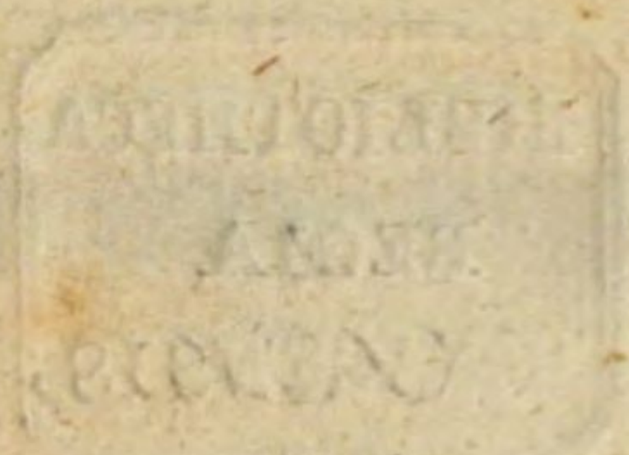
Ph. U.
54 m

Blumroeder
Aug. v.



BIBLIOTECA
PUBLICA

Literarische Plänkler

auf dem Felde

der

Philosophie, Politik, Religion, Kirche und des socialen Lebens.

Von

Aug. v. Blumröder.

So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit.

Ephes. 6, 14.

Leipzig, 1847.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

368. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Die deutsche Wissenschaft hat von jeher ihren Beruf darin gefunden, die Unwissenheit, den Irrthum, den Aberglauben, die politischen und religiösen Vorurtheile zu bekämpfen und der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Wenn sie diesen letzten Zweck bis jetzt noch nicht erreicht und dem Feinde nicht so viel Abbruch gethan hat, als man nach den gemachten Vorbereitungen und Rüstungen hätte erwarten sollen, so kommt das daher, weil sie nach dem Beispiele der kriegsgelehrten Generale aus der alten Schule eine zu pedantische Tactik befolgte und ihre Regeln nicht nach den Umständen modificirte. Während sie damit beschäftiget war, ihren Operationsplan zu ent=

werfen, ihre Argumente in Reihe und Glied zu stellen, ihre Angriffslinien oder Colonnen zu ordnen und im ängstlichen Paradeschritt anmarschiren zu lassen, zogen sich die Gegner zurück und versteckten sich hinter die Verschanzungen ihres historischen Rechts, hinter die Schutthaufen verfallener Zwingburgen, hinter die geweihten Wände der Staatskirche oder hinter die alten Mauern gespensterhafter Kirchhöfe, wo ihnen der geschlossene Angriff nichts anhaben konnte. Je systematischer man zu Werke ging, desto weniger wurde ausgerichtet, weil die Schwerfälligkeit des Systems die freie Bewegung hinderte.

In neuerer Zeit hat man daher neben der systematischen eine andere weniger methodische Angriffsweise gewählt. — Nachdem sich das Tirailleursystem bei den Feldtruppen so gut bewährt hat, ist man auf den Gedanken gekommen, auch literarische Tirailleurs oder Plänkler zu bilden, welche geeignet wären, durch ihre vorgeschobene Stellung, ihre schnelle Bewegung und gutgezielten Schüsse den lichtscheuen Feind aus seinem Versteck aufzujagen und zu ermüden. Dieses fliegende Plänklercorps, d. i. die Tag- und Flugblätter und die leichte Waare der populären Schriften sind ein wahrer Fluch geworden für die politische und kirchliche Obscurantenpartei; denn der gebildete Theil des Volks, der frü-

her bei schulgerecht geführtem gelehrten Streite theilnahmlos dastand, fängt an, Partei für die gute Sache zu nehmen, und ist nahe daran, eine geistige oder moralische Landwehr gegen die Feinde seiner Rechte zu bilden. Es hat sich daher auch ihre ganze Wuth auf diese literarische Freibeuterei geworfen, und obgleich sie ebenfalls von der neuen Erfindung Gebrauch machen, so fehlt ihnen doch die Sympathie des verständigen Volks, und deswegen liegen sie unaufhörlich der Staatsmacht in den Ohren, der literarischen Plänkelei ihrer Gegner, die sie als recht- und ordnungswidrig schildern, Einhalt zu thun. Da es nicht ihre Sache ist, sich auf die Kernschüsse von Vernunftgründen, womit die Freiheitskämpfer oft den Nagel auf den Kopf treffen, einzulassen, so wäre es ihnen freilich erwünscht, wenn der letzte Königsgrund (**ultima ratio regis**) oder das Kanonenrecht gegen die politischen und religiösen Rationalisten in Anwendung gebracht würde, womit es jedoch vor der Hand keine Noth hat. Uebrigens ist auch das literarische Plänklerwesen schon so verbreitet, daß selbst die Staatsmacht, mit allen ihren Polizei- und Censurbeschränkungen ihm nicht viel anhaben kann.

Die nachfolgenden aphoristischen Bemerkungen und Aufsätze ohne strengen Zusammenhang hingeworfen, wollen nun für nichts anderes gelten, als für solche lite-

rarische Plänkler, und sie machen durchaus auf keinen wissenschaftlichen Werth Anspruch; denn die Wissenschaft kann nicht anders als systematisch zu Werke gehen. Vielleicht tragen sie indeß doch etwas bei, den Boden zu säubern und freie Bahn zu schaffen für die in geschlossenen Gliedern nachrückende Wissenschaft, damit es ihr nun leichter werde, den Sieg zu erringen. So viel philosophisches Wissen, als ein gebildeter Mann — auch wohl eine Frau — in's Haus braucht, mögen diese aphoristischen Erörterungen doch wohl enthalten.

Inhaltsverzeichniss.

Erster Streifzug.

Auf dem Boden der Philosophie . . . . . S. 1.

Zweiter Streifzug.

Der literarische Plänkler auf dem Felde der Politik . . S. 76.

Dritter Streifzug.

Der literarische Plänkler auf dem Felde der Religion, der Kirche und des christlichen Staatslebens. . . . . S. 213

Vierter Streifzug.

Der literarische Plänkler auf dem Felde des Privatlebens nach seinen socialen Verhältnissen . . . . . S. 309.

Erster Streifzug.

Auf dem Boden der Philosophie.

Mancher Leser wird vielleicht erschrecken bei dem Wort Philosophie und geneigt sein, mein Buch aus der Hand zu zu legen. Denn die gewöhnliche Schul-Philosophie ist eben nicht geneigt, sich zur Fassungskraft des gemeinen Menschenverstandes herabzulassen, sondern setzt eine Ehre darein, sich in einem Kreise von Abstractionen herumzutreiben, die dieser nicht erreichen kann, und eine Sprache zu reden, die ein gewöhnlich gebildeter Mensch nicht versteht. Indeß so etwas ist hier nicht zu besorgen. Meine leichtfertigen Plänkler sollen sich nicht mit Ideen, Problemen und Speculationen herumjagen, die dem größten Theile des gebildeten Publicums zu fern liegen, sondern sie werden sich begnügen, auf allgemein verständliche Art, einen oder den andern schädlichen Irrthum und den blauen Dunst zu vertreiben, der beliebten Irrthümern und Vorurtheilen so günstig ist.

Es giebt aber außer der systematischen Schulphilosophie auch eine populäre Lebensphilosophie, die kein Mensch entbehren kann, wenn ihm das Wahre und Gute theuer ist, und von dieser wird hier vorzugsweise die Rede sein. So wie der gewöhnliche Plänkler sich hinter Hecken und Erdhügeln zu sichern sucht, so muß auch der literarische Plänkler sich hinter einen Aufwurf von guten Gründen sicher stellen, um

ohne eigne Gefahr dem Feinde Abbruch zu thun. Die Philosophie enthält aber die letzten Gründe der Wahrheit, darum wird sie von den Feinden derselben, deren Anzahl Legionen ist, so herzlich gehaßt. Den Nutznießern gewisser Irrthümer, Mißbräuche und praktischen Lügen ist nichts mehr zuwider, als die Prüfung ihrer angeblichen Berechtigung; der historische Boden, worauf sich dieselbe stützt, soll unangetastet bleiben; die philosophische Kritik wird verbeten und auch wohl verpönt. Da aber die Philosophie einmal da ist, und nicht so geradezu weggewiesen werden kann, so hat man schon den Versuch gemacht, sie für den Staats- und Kirchendienst zu gewinnen, um den Beweis zu liefern, daß Alles, was von den zu diesem Dienste Auserwählten geschieht, gut und vernünftig ist. Dieser Versuch ist auch theilweise gelungen und es ist in neuerer Zeit sogar eine positive oder Glaubensphilosophie entstanden, die ihrem Begriffe nach schon einen Widerspruch enthält. Diese und ähnliche Widersprüche zu bekämpfen, kann nur verdienstlich sein.

* * *

Das Wort Philosophie klingt in den Ohren vieler, selbst gebildeter Leute, fast wie Kabbala oder Algebra, und wenn ein Buch den Beisatz philosophisch an der Stirne trägt, so wird es von gewöhnlichen Lesern flugs aus der Hand gelegt, in der Voraussetzung, daß es für Ungelehrte völlig unverständlich sein müsse. Und doch heißt Philosophie der Wortbedeutung nach weiter nichts als Liebe zur Weisheit, in deren Besitz zu sein nicht wenig Menschen sich schmeicheln. Bekanntlich wird Pythagoras als der erste genannt, der sich als einen Freund und Liebhaber der Weisheit, oder Philosophen bezeichnete, weil er es für den Sterblichen zu anmaßend fand, mit dem Titel eines Weisen (Sophisten) zu prunken. Unsere Staatsweisen oder Staatssophisten sind nicht so bescheiden sondern sie machen allein auf die ächte politische Weisheit Anspruch und tragen kein Bedenken, die Polizei und Censur wie Kettenhunde auf jede Protestation gegen ihre exclusive

Weisheit zu hetzen, ohne zu beachten, was Kant sagt: „Weisheit, als die Idee vom gesetzmäßig-vollkommenen praktischen Gebrauche der Vernunft, ist wohl zu viel vom Menschen gefordert; aber ein anderer kann sie ihm, selbst dem mindesten Grade nach, nicht eingießen, sondern er muß sie aus sich selbst heraus bringen" — d. h. es muß jedem gestattet sein, auf seine eigne Hand zu philosophiren. Sokrates, ein geschworener Feind aller wissensstolzen Sophisten, meinte sie am besten beschämen und seine Weisheitsliebe aufs klarste an den Tag legen zu können, wenn er erklärte: er wisse nichts; nur Gott sei ein Weiser, für den Menschen zieme es sich nicht auf diesen Titel Anspruch zu machen, was etwa so viel sagen will, als wenn der Apostel Paulus unser Wissen Stückwerk nennt und es mit einem reflectirten Strahle aus einem dunkeln Spiegel vergleicht. Aber die griechischen Staatssophisten ließen so wenig mit sich scherzen als später die jüdischen oder die jetzigen christlichen: Sokrates mußte den Giftbecher trinken, Jesus, das Abbild der göttlichen Weisheit, wurde gekreuziget und bis auf den heutigen Tag sind unzählige Weisheits- und Wahrheitsfreunde als Opfer der Verfolgung gefallen, so daß es eine gefährliche Sache ist, als Philosoph den Glauben an eine allein gültige und seligmachende Wahrheit zu bestreiten.

Das ist nun einmal so und wird nicht anders werden, als bis die Liebe zur Weisheit wenigstens in den höhern Regionen der Gesellschaft allgemeiner geworden ist oder die Welt, wie Plato will, von ächten Philosophen regiert wird. Daß es aber der Philosophie nicht leicht gelingt, auf den Thron zu steigen, geht daraus hervor, daß die Geschichte kaum ein halbes Dutzend Regenten zu nennen weiß, die im eigentlichen Sinne Philosophen gewesen sind. Denn außer dem weisen Salomo und den unter den sieben Weisen Griechenlands genannten Kleobul und Periander, deren Weisheit indeß sehr problematisch ist, da der erstere ein Götzendiener gewesen, auch nach dem Zeugnisse seines eignen Sohnes eine gute Peitsche (Knute?) geführt hat und die beiden letztern als Tyrannen bezeichnet werden, wüßte ich nur etwa

die beiden Antonine und Friedrich den Großen zu nennen, die in diese Kategorie gehören könnten. — Gegenwärtig findet man die Philosophie auf dem Throne so wenig an ihrem Platze, daß man Anstand nimmt, die philosophischen Maximen des Weisen von Sanssouci mit officieller Genehmigung in's Publicum treten zu lassen.

* * *

Man glaubt von Seiten der handwerksmäßigen Empirie die Philosophie nicht erfolgreicher in Mißcredit bringen zu können, als wenn man auf die Thorheiten hinweiset, deren sich einzelne Philosophen schuldig gemacht haben. In der That, wenn man die mit unzähligen Kunstwörtern ausstaffirte Sprache vernimmt, die in den verschiedenen philosophischen Schulen geführt wird, wenn man dem zweideutigen Spiele mit Abstractionen, die wie mythische Personen über das philosophische Theater hinwandeln, zuschaut, wird Einem, der an solche hohe Dinge nicht gewöhnt ist, gar wunderlich zu Muthe. Der Bauplatz, wo der ewige Tempel der Wahrheit aufgeführt werden soll, gleicht vollkommen jenem, wo der babylonische Thurmbau sich erhob, nachdem die Sprachverwirrung eingetreten war. Je größer der Scharfsinn des speculativen Forschers, desto excentrischer gewöhnlich die Bahn, in welcher er sich bewegt. Im genialen Fluge erhebt sich sein Geist zu solchen schwindelnden Höhen, daß ihm jede Realität aus dem Auge entschwindet, und nichts übrig bleibt als Dunst und Nebel, worin die Spitzen aller Gegensätze sich zu einer farbenlosen Identität abstumpfen und selbst das Sein in Nichts zerfließt. —

Aber trotz dieser Ausschweifungen ihrer Verehrer muß man doch der Philosophie ihre Verdienste zugestehen. Große Entdeckungsreisen sind ohne zufällige Verirrungen und Abschweifungen nicht möglich, und wenn man auch auf den bisherigen philosophischen Entdeckungsreisen das Ziel der ewigen Wahrheit noch nicht erreicht hat, so ist man doch demselben beträchtlich näher gekommen. Man hat Stationen erreicht,

von wo aus man wenigstens einzelne Strahlen von der Sonne der Wahrheit erblicken kann. Alle Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Naturforschung, der Staatskunst, der Moral, verdanken wir großentheils der Philosophie. Der Vorwurf, daß es fast keine Absurdität gebe, die nicht einmal ein Philosoph behauptet habe, kann man mit weit größerm Rechte den Theologen zurückgeben, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn jene durch den Mißbrauch ihrer Vernunft auf Abwege geriethen, diese durch den Nichtgebrauch derselben fehlten, also dort der Irrthum vorübergehend, hier aber in der Regel stabil und sanctionirt ist. So wenig man aber die Thorheit der Religionslehrer auf Rechnung der Religion schreiben kann, eben so wenig ist man befugt, die Fehler ihrer Anhänger der Philosophie in die Schuhe zu schieben.

* * *

In der alten klassischen Zeit gehörten Bart und Mantel so sehr zu den Kennzeichen eines Angehörigen der strengen Philosophenschulen, daß selbst philosophische Frauen, wie z. B. Hypatia, obgleich sie keinen Bart haben konnten, wenigstens den Mantel festhielten. Auch der Kaiser Antonin trug diesen Mantel, — ihm werthvoller als der Purpur, — eine Zeitlang fort, und Julian, den die böse Philosophie dem schon damals sehr entstellten Christenthum abtrünnig gemacht hatte, legte einen großen Werth auf seinen ungekämmten zottigen Bart. Diese Symbole sollten wohl die Bedeutung haben, daß der Philosoph sich über die feinen Lebensformen und die künstlichen Bedürfnisse des Luxus hinweggesetzt habe, nach der Maxime des Sokrates: Nichts bedürfen ist göttlich, aber am wenigsten bedürfen, heißt der Gottheit am nächsten kommen, welchen Grundsatz Diogenes mit seinem Faß und zerrissenen Mantel auf die Spitze trieb. — Jetzt unterscheiden sich die Philosophen nicht von andern gewöhnlichen Sterblichen; sie steigen wie andere Docenten im schwarzen Frack mit Glaceehandschuhen auf's Katheder, aber trotz dieser Decenz hat es die Philosophie

noch nicht dahin bringen können, hoffähig zu werden und wenn es gleich Regenten giebt, welche dem jüngern Dionysius gleichen, so würde doch keiner einen Plato an seinen Hof berufen, wenn auch die Platonen so zahlreich wären, als die Hegelianer. Nur wenn die Philosophie den Charakter einer christlich positiven Wissenschaft annimmt und die herrschenden politischen Systeme als gut und vernünftig zu demonstriren sich entschließt, kann sie auf hohe Protection rechnen. Wenn manche Regierungen jetzt keine Stutz- und Schnurrbärte an ihren Beamten leiden wollen, so scheint das weniger aus Besorgniß, daß ein raisonnirender Philosoph dahinter stecke, zu geschehen, als vielmehr deswegen, weil der Bart das Zeichen der Männlichkeit und des männlichen Muthes ist, und man Beispiele hat, daß durch das Zeichen die Sache selbst hervorgerufen worden ist. Die weibische Geschmeidigkeit ist aber eine empfehlendere Tugend an einem Staatsdiener als männlicher Muth; er darf nichts Rauhes zur Schau tragen, am wenigsten Haare auf den Zähnen.

* * *

Zur Zeit der mittelalterlichen Scholastik wurde der Philosophie die Bestimmung angewiesen, die Magd oder Beiläuferin der Theologie zu sein. Kant hat nichts gegen diese Dienerschaft, nur dringt er darauf, daß die Philosophie nicht die Schleppenträgerin, sondern die Fackelträgerin der stolzen Gottesgelahrtheit sei. Jetzt wird von vielen Seiten verlangt, daß sie in der Kirche Küsterdienste leisten und die dogmatischen Formeln, die der Priester vorbetet oder vorsingt, gläubig nachbeten soll. Allenfalls ist ihr auch gestattet, der dogmatischen antirationalistischen Theologie und Politik ein scheinbar wissenschaftliches Gewand umzuhängen und wenn sie sich mit Geschick dabei benimmt, kann sie es wohl soweit bringen, zur Hof- oder Staatsphilosophie, ernannt zu werden. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß so viele Apostaten der philosophischen Aufklärung Neophyten des Glaubens geworden sind. Das möchte noch sein, wenn

nur dieser Glaube ein moralischer d. i. die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Pflichterfüllung und nicht ein blinder Köhlerglaube wäre. —

* * *

Der vernünftige Glaube setzt die Philosophie voraus; denn ein vernünftiger Glaube muß doch begründet sein und die Philosophie hat das Geschäft, die letzten Gründe von jeder Ueberzeugung zu finden. Dem Glauben gehört Alles an, worauf wir aus gegebenen Vernunftkenntnissen nicht mit Nothwendigkeit, sondern nur nach Analogie schließen. Aber auch diese Analogie muß doch eine richtige und begründete sein.

* * *

Seit der große Kant in der philosophischen Küche, wo die Geistesspeisen zubereitet werden, aufgeräumt, und nach Entfernung der groben Cruditäten und Realitäten des Dogmatismus für feinere verdaulichere Speisen gesorgt hatte, trat ein philosophischer Koch nach dem andern auf, von welchem jeder es besser machen wollte als sein Vorgänger. Einer überbot den andern an Feinheit der Zubereitung, die geistige Kost wurde immer raffinirter; alles Solide wurde flüssig gemacht und zu Schaum oder Dunst zerschlagen und die heiße Zone der Phantasie konnte nicht genug der betäubenden Gewürze liefern. Das gelehrte Publicum, für alles Neue leidenschaftlich eingenommen, fand die vorgesetzten Schüsseln eine Zeitlang ganz köstlich; aber bald genug ging aus dem künstlichen Ueberreiz ein unbeschreiblicher Ekel hervor; man schob die extrafeinen Brühen, Schaumdunst- und Schaugerichte, die den geistigen Hunger nicht befriedigten, mit Widerwillen von sich und griff nach anderer soliderer Kost, zu deren Zubereitung die Zeitereignisse Veranlassung gaben. So erklärt sich die Gleichgültigkeit und Mißachtung, in welche die Philosophie in diesen Tagen gekommen ist. Und dennoch

philosophirt jeder Mensch, der überhaupt nachdenkt, auf seine Art schon, indem er über die Ursachen und Gründe seiner Berechtigungen und Verpflichtungen, der nöthigen oder unnöthigen Beschränkung seiner Freiheit nachzudenken sich aufgefordert fühlt. Die Stürme und Ungewitter, die oft in seiner Gemüthswelt herrschen, nöthigen ihn, seine Gemüthskräfte wo möglich zu erforschen und ihr Verhältniß zu ordnen, um eine bessere Harmonie in sein Inneres zu bringen. Die Menschen werden also immer vom Neuen getrieben, vom Baume der philosophischen Erkenntniß zu essen und wenn sie sich auch zuweilen den Magen verderben, so ist dieses Uebel vorübergehend, und es ist also nicht wohlgethan, wenn die jetzigen Glaubenseiferer ihn für einen verbotenen ausgeben, und vor seinen Giftfrüchten warnen.

* * *

Der Mißbrauch, der so häufig mit der Philosophie getrieben worden ist, giebt den Koryphäen der Glaubensstreiter einen erwünschten Vorwand, die Vernunft als eine unlautere Quelle der Wahrheit zu verschreien und uns dafür auf die Offenbarung zu verweisen, deren Aussprüche ohne weitere Prüfung hingenommen werden sollen, auch wenn sie mit den Gesetzen der Vernunft und selbst mit der Denknothwendigkeit im Widerspruche stehen. Man kann aber der Offenbarung, worauf sich die positive Religion stützt, keinen schlimmern Dienst erweisen, als wenn man sie mit der Vernunft in Widerspruch setzt. Denn wenn die Vernunft nicht ein Werk des Teufels, sondern ein Ausfluß der Gottheit ist, so müssen wir in ihren Gesetzen auch eine göttliche Offenbarung erkennen, und sollte nun Gott auf eine übernatürliche Art sich anders offenbart haben, so müßte er sich selbst widersprechen, was ein absurder und irreligiöser Gedanke ist, abgesehen davon, daß der Grund, warum man eine Ueberlieferung für göttlich annimmt, nirgends anders als in der Vernunft liegen kann. Das Auffinden der Gründe unserer Erkenntniß ist aber eben das Geschäft der Philosophie; folglich kann man diese nicht

entbehren, auch wenn man die übernatürliche Offenbarung als eine Quelle religiöser Erkenntnisse gelten läßt. —

* * *

Das Bestreben, die göttliche Stimme unmittelbar, — ohne Vermittlung der Vernunft zu vernehmen, und der Glaube an die Möglichkeit dieses Wunders, heißt Mystik und der jetzt so beliebte Pietismus ist die Vorbereitungsschule zum Mysticismus. Weil es der Philosophie, die ihren Standpunkt auf der Erde hat, noch nicht gelungen ist, einen festen unerschütterlichen Grund der Erkenntniß zu legen, so suchen die Mystiker diesen Grund im Himmel und behaupten, daß das Religionsgebäude von oben nach unten gebaut werden müsse. Den Himmel haben sie freilich noch nicht erreichen können, aber doch ganz artige Wolken- und Nebelbilder, die sie für göttliche Erscheinungen halten. Das sind Spiele, welche die Einbildungskraft gern im Dunkeln treibt, welches der Mystiker so sehr liebt, daß er alle Oeffnungen und Fenster in der Wohnung seines Geistes verstopft, damit kein Strahl von dem Licht der philosophischen Aufklärung hineinfalle. Da aber die Gespenster und Spukgeister das Dunkel lieben, so ist es kein Wunder, wenn der Mystiker auch häufig Gespenster sieht und eifrig bemüht ist, den Gespensterglauben zu verbreiten. — Wir andern sehen auch wirklich solche Gespenster; nämlich Vorurtheile, alberne Glaubens- und Aberglaubensformen, Pfaffenmährchen, die wir längst gestorben und begraben wähnten, bei hellem Tage umgehen. Und damit das Hexen- und Gespensterwesen wieder in seinen alten Flor komme, sind die katholischen und protestantischen Jesuiten eifrig bemüht, durch ihre Zauberkünste die geistige Finsterniß in einem immer größern Umfange stabil zu machen und die Sonne der Aufklärung für ein Licht auszugeben, welches der Teufel angezündet hat.

* * *

Die Philosophen geben deswegen häufig so verkehrte Antworten auf die ihnen vorgelegten Fragen, weil sie in dem Wahne stehen, den Inhalt und Umfang alles möglichen Wissens ermessen zu haben und nicht bedenken, daß alles menschliche Wissen beschränkt ist. Groß ist allerdings der Umfang dieses Wissens, wiefern es auf die wahrnehmbaren Naturgegenstände gerichtet ist, und es läßt sich keine Grenzlinie angeben, die als absolute Schranke des rastlosen Forschens gelten könnte. Gleich dem geflügelten Lichtstrahle dringt das Auge des forschenden Geistes in die ungemessenen Fernen des Raumes und der Zeit und selbst die Abgründe der Erde müssen sich ihm öffnen, um überall die Natur in ihrer geheimnißvollen Werkstatt zu belauschen; aber es ist immer blos das Aeußere dieser Werkstatt, was wir sehen, das Innere bleibt uns ewig verschlossen.

Fragen wir nämlich nach dem Inhalte, nach dem eigentlichen Kerne dieses Wissens, dann bleibt der Forscher die Antwort schuldig. Bei genauer Ueberlegung kann es uns nicht entgehen, daß wir nur Formen, Verhältnisse, Beziehungen, Erscheinungen vor uns haben und die eigentliche Realität, die allem diesen zu Grunde liegt, unserm Geiste unerfaßbar ist, wie das Spiegelbild im Wasser der Hand des Knaben, der es ergreifen will. Eine diamantene Scheidewand scheint jedem Versuche entgegenzustehen, ins Innere der Natur zu dringen und das Wesen der Dinge zu erfassen, und wir müssen auf diesem Standpunkte mit Kant gestehen, daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie wirklich sind, sondern wie sie uns erscheinen.

Wenn diese Bemerkung den philosophischen Stolz zu demüthigen gar sehr geeignet ist, so können wir uns doch in praktischer Beziehung darüber trösten, weil wir von den Gegenständen keinen andern Gebrauch machen können, als nach ihrem Verhalten zu unserm Wahrnehmungsvermögen. Um die Dinge zu gebrauchen, brauchen wir nicht zu wissen, was sie an sich, sondern was sie für uns sind. Gott (und seine

Gebote, d. i. seine Pflicht) lieb haben, ist besser, denn Alles wissen. —

* * *

Um einen Bau zu Stande zu bringen, muß ein schicklicher Grund und Boden gegeben sein und es hieße das Unmögliche verlangen, wenn der Baumeister auch den nothwendigen Boden construiren sollte. Dennoch lassen sich viele Philosophen die Absurdität zu Schulden kommen, daß sie auch den festen Grund und Boden für ihr wissenschaftliches Gebäude durch die Zauberkraft der Speculation herbeischaffen wollen. Da sie aber zu diesem Zweck weiter nichts haben und finden können, als luftige Begriffe und hohle Abstractionen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn so viele Luftschlösser zum Vorschein kommen.

* * *

Der letzte tiefste Grund des Wissens und der Wissenschaft kann nicht wieder ein Wissen sein, inwiefern man unter Wissen eine begründete Ueberzeugung versteht, denn sonst müßte der tiefste Grund noch einen tiefern haben. Hiernach sind die idealistischen Lehren zu würdigen, nach welchen alle Realität verworfen wird, weil wir davon nichts wissen können. Die gesunde Vernunft ist von dieser Realität, so wie auch von dem Dasein der höchsten Realität, d. h. Gottes, überzeugt. Wenn diese der Vernunft inwohnende Ueberzeugung kein Wissen ist, und sein kann, so kommt das daher, weil sie eben zu fester Grundlage alles Wissens dienen muß. Man könnte sie also die Ur- oder Grundüberzeugung nennen. Sie wurzelt in der immanenten Denknothwendigkeit, von welcher alles vermittelte Denken und Wissen ausgeht. In practischer oder moralischer Beziehung ist eine solche Grundüberzeugung unter dem Namen des Gewissens bekannt; man könnte daher wohl nicht unschicklich auch in theoretischer Beziehung von einem solchen Gewissen reden, und die eben

bezeichnete Grundüberzeugung das intellectuelle Gewiſſen nennen, welches ſich auf die Wahrheit unſers Denkens eben ſo bezieht, wie jenes auf die Wahrheit und Güte unſers Handelns.

* * *

Derſelben Meinung iſt auch Ulrici wenn er ſagt: „Wollte man Ernſt machen mit der Behauptung, daß wir gar kein Wiſſen hätten, wenn nicht eine Grundüberzeugung aus bloßer Vernunft in uns wäre, d. h. wenn nicht alles, auch das ſinnliche Wiſſen eine beſondere Geſtaltung und Exemplification einer ſchlechthin allgemeinen Vernunftwahrheit, dieſe alſo das eigentliche Gegenwärtige und Eingeborne in unſerm Geiſte wäre, — ſo bedürfte man gar nicht der Unterſcheidung zwiſchen dem Wiſſen nur von der Erſcheinung der Dinge und dem Glauben an das wahre Weſen derſelben.“ — Freilich iſt mit dieſer Unterſcheidung nicht viel gewonnen. Da ſich nämlich im praktiſchen Leben und im Gebiete der Sittlichkeit die Realität nicht aufgeben läßt, ohne die theuerſten Rechte und Pflichten zugleich aufzugeben, ſo ſoll nach den Forderungen der Kant'ſchen Philoſophie der Glaube leiſten was das Wiſſen nicht konnte; aber abgeſehen davon, daß der Glaube den Reſultaten des Wiſſens doch nicht widerſprechen darf, muß doch auch der Glaube ſich auf Gründe ſtützen, und der letzte Grund iſt immer etwas Objectives, das, was den Gegenſtand jener Grundüberzeugung bildet. Wenn dies von dem philoſophiſchen oder moraliſchen Glauben gilt, wie vielmehr wird es von dem dogmatiſchen oder hiſtoriſchen Glauben geltend zu machen ſein.

* * *

Ohne Abſtractionen kann die Philoſophie keinen Schritt thun, aber ſie muß ſich an der Hand der Reflexion leiten, ſie muß die abſtracten Begriffe brauchen wie der Rechenmeiſter die Ziffern, und am Schluſſe der Rechnung nie vergeſſen, die

wirklichen Werthe an deren Stelle zu setzen. Daß sie das so oft vergißt, ist ein Vorwurf, den die Philosophie, besonders in der neusten Zeit, nicht ablehnen kann. Kant sagt: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so nothwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen, d. i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen, als die Anschauungen sich verständlich zu machen, sie unter Begriffe zu bringen.“ Diese Lehre ist von der neuern Philosophie nicht immer beherziget worden, sie hat die Wahrheit mit dem Sturmschritt ihrer Dialectik ereilen wollen, aber nur ein leeres Phantasiebild erreicht. Solche Phantasiebilder, die keinen Inhalt als eine leere Abstraction haben, spielen unter dem Namen von Potenzen, Polaritäten, Indifferenzpunkten, absolutem Geist oder Idee eine großen Rolle auf dem philosophischen Theater. Das Sein verwandelt sich, wie die Personen in einer Zauberoper in Andersein, Ansichsein, Fürsichsein, Fürandersein, und die Speculation schwingt sich endlich auf dem Wolkenwagen der intellectuellen Anschauung auf zum absoluten Sein. Selbst das Nichts tritt als **persona miserabilis** auf und verwandelt sich wie man die Hand umwendet in das reine Sein, eben weil das Sein bloß ein Phantom, eine philosophische Seifenblase ist und keinen Inhalt hat. Hegel hat, wie J. H. Fichte bemerkt, das Allerabstracteste zu einer allegorischen Objectivität hinaufgeschraubt und ihm Bewegungskräfte beigelegt, die nur am Realen Verstand und Sinn erhalten, und so entsteht ein ganzer Olymp solcher herrschenden Weltmächte, personificirte Abstractionen, welche nach seiner Meinung die schöpferischen Weltmächte sind. Diese Erscheinung ist übrigens nicht neu, auch in frühern Zeiten hat die Philosophie oft von Thätigkeit, Bewegung, Wissen, Begriff, u. dergl. gesprochen, ohne an ein Thätiges, Bewegendes, Wissendes, Begreifendes zu denken, als wenn jene Abstractionen feste Substanzen wären. Freilich hat die Theologie sich desselben Fehlers schuldig gemacht, auch sie verwandelt ihre Abstractionen häufig in Phantasiebilder, ihre gläubigen Einbildungen in wirkliche Facta; sie hat einen

ganzen christlichen Olymp und Tartarus geschaffen und mit gar wunderlichen mythologischen Gestalten bevölkert. Aber die Philosophie sollte diesem Beispiele nicht folgen, denn sie hat ja eben den Beruf, die Phantasiebilder des Wahnes und des Aberglaubens zu zerstören, anstatt neue zu schaffen. Aber, wie wir sehen, sind Wahn und Aberglaube das Erbtheil der armen Sterblichen und sie werden schon durch die Sprache, die so viele bildliche Ausdrücke braucht, fortgepflanzt und selbst in die Lichthallen der Philosophie eingeschmuggelt. Niemand ist so aber- und starkgläubig als die Anhänger einer berühmten Philosophenschule.

* * *

Unser Wissen hat nur insofern bleibenden Werth, als es mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß auf unser Handeln hat, und das Handeln wird nur insofern geschätzt, wiefern dadurch die eigne und fremde Wohlfahrt und Vollkommenheit befördert wird. Umgekehrt kann das Rechthandeln auch wieder als Maßstab des Rechtwissens gelten, indem alles Wissen als wahr angenommen werden muß, welches das Rechthandeln zu seiner Voraussetzung oder Folge hat. Diejenige Philosophie, welche das Wissen vorzüglich in dieser Verbindung darstellt, heißt die practische und ist die ächte Lebensphilosophie, welche niemand entbehren kann, der auf Bildung Anspruch, d. h. der die rechte Bildung seines Lebens sich zur Aufgabe macht.

* * *

In dem Willen liegt die höchste Würde des Menschen; nicht daß er denken und erkennen kann, sondern daß er zu wollen und nach selbstgesetzten Zwecken zu handeln vermag, darin liegt sein wesentlicher Vorzug. Das willenslose Thier nimmt sein Dasein hin, wie es gegeben worden; der Mensch allein vermag es nach Gründen und Zwecken zu gestalten. Der Kunsttrieb der Thiere wird in ihm zur wirklichen Kunst,

d. h. zu einem Vermögen, unabhängig von äußern Naturursachen einen Gegenstand des Vernunftwohlgefallens nach eignen Gesetzen zu bilden. Mit dem im vollen Ernst ausgesprochnen Worte: Ich will, sagt sich der Mensch los von der Causalität der Natur; indem er einen Lebensplan für die Unendlichkeit sich bildet und befolgt, wird er frei (im höhern Sinne des Worts) und eben dadurch unsterblich, denn eins und das andere ist Losreißen von dem Inbegriff endlicher Ursachen und Uebereinstimmung mit dem Urgrunde alles Seins. Sehr wahr sagt in dieser Beziehung J. H. Fichte: Ich bin unsterblich, unvergänglich, ewig, sobald ich den Entschluß fasse, den Vernunftgesetzen zu gehorchen; ich soll es nicht erst werden. Die Schlußfolgen der Moral, sagt Herbart mit Recht, sind gehaltlos, wenn nicht die Obersätze ein wirklich vorhandenes freies Wollen (freien Willen) bezeichnen. Freiheit der menschlichen Handlungen ist der Ursprung derselben aus unserm wirklichen Wollen, im Gegensatze gegen jedes maschinenmäßige Fortsetzen und Fortpflanzen empfundener Eindrücke. — Weil wir nun die Sittlichkeit nicht aufgeben können, müssen wir auch den Satz, daß der menschliche Wille frei ist, als eine unumstößliche Wahrheit festhalten. —

* * *

Ueber Alles in der Welt kann man streiten und ist gestritten worden, selbst darüber, ob die Nase, die der Skeptiker trägt, etwas Wirkliches oder bloß eine Vorstellung oder ideale Erscheinung sei; — nur darüber ist unter sittlichen Personen kein Streit, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen und Rechte geltend zu machen hat. Diese Wahrheit ist über allen Zweifel erhoben, das Gewisseste, was der Mensch wissen kann. Freilich dispensiren sich viele, selbst hochgestellte Personen für ihre eigne Person von der Pflichterfüllung und von der Achtung, die sie dem Rechte anderer schuldig sind; aber daß es überhaupt keine Pflicht und kein Recht gebe, daß diese Begriffe zu den Hirngespinsten gehören, das zu

behaupten, ist noch keinem im Ernste eingefallen. Der Egoismus würde auch stark ins Gedränge kommen, wenn eine allgemeine Emancipation von Recht und Pflicht stattfände; ja die menschliche Gesellschaft würde unter dieser Voraussetzung auseinanderfallen und ihre Mitglieder sich in eine Heerde wilder Thiere verwandeln. Es ist nicht gleichgültig, ob man an das Band, welches sie zusammenhält, an Recht und Pflicht glaubt, oder nicht, sondern die Wahrheit dieser Begriffe muß unbedingt zugegeben werden, sie wird mit Nothwendigkeit gefordert. Wenn aber der Satz, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen habe, zu den unumstößlichen Wahrheiten gehört, so muß auch Alles, was aus ihm folgt, oder was zur Möglichkeit der Pflichterfüllung vorausgesetzt wird, auf gleiche Gewißheit Anspruch machen. Das ist der Grund, worauf Kant seine praktische Philosophie gebaut hat, und was auch von Seiten der neuern Dialectik dagegen vorgebracht worden ist, es kann doch bei genauer Prüfung nicht geläugnet werden, daß dieser Grund ein fester und unerschütterlicher ist. Das wird man erkennen, je mehr der philosophische Geist aus der steifen Schnürbrust und von den spanischen Stiefeln, in welche ihn die Schelling'sche oder Hegelsche Schule geschnürt hatte, sich befreien wird. Die Retorte der Dialektik, worin der Geist superfein destillirt wurde, wird zerbrechen; aber das goldne Gefäß des sittlichen Bewußtseins, aus welchem die praktischen Postulate Kants hervorgehen, ist unzerbrechlich.

* * *

Wenn der Mensch seine Pflicht erfüllen soll, so muß er es, nach einer nothwendigen Folgerung, auch können, er muß das Vermögen dazu haben und dieses Vermögen muß ursprünglich in ihm liegen; es darf nicht als ein zufälliges Geschenk des Himmels, das nur Begünstigten und Begnadigten zu Theil wird, betrachtet werden. Wer dem natürlichen Menschen das Vermögen, recht zu handeln, abspricht, hebt den ganzen Pflichtbegriff und somit die ganze Sittlichkeit auf.

Die Lehre, daß der Mensch von Natur zu allem Guten untauglich sei, muß also aufgegeben werden; denn unter dieser Voraussetzung wäre er auch nicht fähig, etwas Böses zu thun, seine Handlungen verlören, wie die des unvernünftigen Thieres, den moralischen Charakter und könnten nur nach dem Maßstabe des Nützlichen und Schädlichen beurtheilt werden, ohne daß der Handelnde für die schädlichen Folgen zur Verantwortung gezogen werden könnte. Nur aus dem freien Willen kann die pflichtmäßige Handlung hervorgehen; was aus einer unwiderstehlichen Nöthigung erfolgt, ist nicht sittlich, selbst dann nicht, wenn diese Nöthigung von Gott ausginge. Aber Gott, der den Menschen die sittliche Freiheit gab, nöthiget ihn so wenig zum Guten, als er dem Teufel gestattet, ihn zum Bösen zu nöthigen. Daß so viele Menschen das Böse wollen und thun, ist kein Einwurf gegen die menschliche Freiheit, sondern ein Beweis derselben. Denn wer das Böse nicht wählen kann, ist auch unvermögend, das Gute zu wählen und zu thun. Nur weil das Gegentheil möglich ist, kann dem Menschen das Gute zum Lobe und das Böse zum Tadel angerechnet werden. —

* * *

Durch das Bewußtsein, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen habe, dessen Wahrheit unbestreitbar und unabweislich ist, werden wir zu dem Glauben geleitet, daß es nicht bloß eine natürliche, sondern auch eine moralische Weltordnung gebe, welche in mancher Beziehung jener entgegengesetzt zu sein scheint. Denn wenn dort alles nach nothwendigen, unveränderlichen Gesetzen ohne Ausnahme geschieht und erfolgt, ist hier der Erfolg an Vernunftgesetze gebunden, die eben so unveränderlich sind, aber nicht zwingend wirken, sondern sich an den freien Willen richten, der eben, weil er frei ist, auch diesen Gesetzen zuwider handeln und ein unheiliger werden kann, ohne daß dadurch die Heiligkeit des Gesetzes aufgehoben würde, die sich vielmehr in dem Gewissen und in den Folgen der bösen Handlung, die man Strafe nennt, ankün-

diget. Hiernach läßt sich beurtheilen, was von dem Satze zu halten ist, den der moderne dialektische Scharfsinn geltend zu machen suchte, daß Alles, was in der Welt geschehe, gut und vernünftig sei. Freilich, was in der natürlichen Weltordnung sich zuträgt, müssen wir, wie furchtbar die Naturgewalt uns auch zuweilen entgegentritt, deswegen für gut und zweckmäßig erklären, weil es in den göttlichen Gesetzen und Anordnungen gegründet ist. Aber in der zur moralischen Weltordnung gehörigen Menschenwelt geschieht gar Vieles, das nichts weniger als gut und vernünftig ist, was also nicht geschehen sollte. Aber da der freie Wille einmal der Grund moralischer Handlungen sein sollte, so war dieser Uebelstand nicht zu vermeiden. Es mußte ein Unterschied sich geltend machen, zwischen Sollen und Müssen, dort kann ein Widerstand stattfinden von Seiten der Freiheit, der hier wegfällt. Es wäre wohl Gott ein leichtes, Alles das zu vollenden, was das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden erstrebt und angerungen hat, ohne es erreichen zu können; aber der höchste Regierer hat es einmal so angeordnet, daß die Vernunft mit ihren Ideen, das Gewissen mit seinem moralischen Gefühl Elemente des Daseins in sich enthalte, daß also die menschliche Freiheit an der Entwicklung des Zukünftigen Antheil nehme und gerade Dasjenige bestimmen und in sich schließen soll, was nach dem göttlichen Willen durch den freien Willen des Menschen erstrebt werden kann. Mit einem Worte, in der moralischen Weltordnnng kommt es nicht darauf an, daß etwas geschehe, sondern daß das, was geschieht, von freien Vernunftwesen geschehe. Sonst wäre freilich die göttliche Allmacht ein besseres Instrument, als die menschliche Kraft, die einen Grad hat, und daher von einer größern Kraft überwältiget werden kann.

* * *

Man hat oft gesagt und mit plausibeln Gründen zu beweisen gesucht, daß Kant sich einer großen Inconsequenz

schuldig gemacht habe, indem er durch seine praktischen Postulate das als unumstößliche Wahrheit hingestellt, was seine Kritik in Zweifel gezogen und von dem Umfange der menschlichen Erkenntniß ausgeschlossen habe; somit sei ein Zwiespalt zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft eingetreten, der nicht ausgeglichen werden könne. Kant ist freilich kein unfehlbarer philosophischer Papst, wofür sich mancher seiner Nachfolger angesehen wissen wollte; aber dennoch muß es als eine Einflüsterung des philosophischen Genius betrachtet werden, die ihn auf den Gedanken brachte, die Wahrheit und Gewißheit gerade da zu suchen, wo sie allein zu finden ist, in der Region der Sittlichkeit, in dem moralischen Pflichtgebiet. Hier eröffneten sich Aussichten in eine übersinnliche Welt, die auf dem theoretischen Gebiet der Philosophie verschlossen waren, und eine Reihe zweifelhafter Erkenntnisse erhielt somit ihre Sanction. — Ich finde auch eben nicht, daß dadurch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch gesetzt würde, denn die Vernunft ist nur eine und die Beiworte theoretisch und praktisch zeigen nur die verschiedenen Richtungen derselben als Erkenntniß- und Willensvermögen an. Wenn die theoretische Vernunft im Gebiete der Erkenntniß so bald auf undurchdringliche Schranken stößt, so liegt darin die Andeutung des Schöpfers, daß der vernünftige Mensch nicht allein zum Wissen und Speculiren, sondern vorzugsweise zum Handeln bestimmt ist; daß er also auch die nothwendigen Bedingungen dieses Handelns in seine Ueberzeugung aufnehmen soll, so wenig auch die theoretische Vernunft über die Realität oder Wahrheit dieser Bedingungen abzusprechen vermag. Wir bedürfen dieses theoretischen Wissens nicht; denn die oben angeführte Grundüberzeugung, das intellectuale Gewissen, spricht dafür, daß jede Lehre wahr und gewiß sein müsse, ohne welche das sittlich-vernünftige Handeln eine Unmöglichkeit oder eine Thorheit wäre. Auf diesem Standpunkte glauben wir so gewiß, als wir von der Nothwendigkeit der Pflichterfüllung überzeugt sind, daß wir einen freien Willen haben, daß wir, als zu einer ewigen moralischen Weltordnung gehörig, unsterblich sind und daß

diese moralische Ordnung ohne einen allmächtigen, allweisen, heiligen und gerechten Ordner nicht bestehen könnte.

* * *

Wir würden weiter in der Erkenntniß der Wahrheit sein, wenn die Wissenschaft immer vom sittlichen Standpunkt ausgegangen wäre, und namentlich würde die civilisirte Welt längst von vielen politischen und religiösen Irrthümern und Vorurtheilen, welche jetzt noch die Sanction des Staates und der Kirche an sich tragen, befreit worden sein, wenn Diejenigen, welche den Staat und die Kirche regieren, sich richtige Begriffe von dem Wesen der Sittlichkeit, von Pflicht und Recht gebildet hätten. Die Staatsmänner würden nicht mehr vor dem Namen Freiheit erschrecken, wenn sie bedächten, daß ohne innere Freiheit keine sittliche Gesinnung und ohne äußere Freiheit keine sittliche Handlung möglich ist. Sie würden in dem allgemeinen Verlangen der Völker nach politischer Freiheit nicht bloß die Stimme des Rechts, sondern auch die der Pflicht erkennen, welche darauf dringt, daß dem innern Freiheitskreise auch ein äußerer entspreche, der keine andere Begrenzung haben soll, als die aus der gleichen Forderung Anderer, also aus der Idee einer allgemeinen Freiheit hervorgeht. Man würde nicht, wie so häufig geschieht, von den Unterthanen verlangen, daß sie Rechte aufgeben sollen, deren Behauptung dem sittlichen Menschen als Pflicht erscheint, weil man die Pflicht nicht aufgeben kann, ohne gegen das Gewissen zu handeln. Die Pflicht nimmt es mit jeder Gewalt auf, die ihr entgegen tritt. Ein Volk, das an Pflicht und Recht glaubt und in diesem Glauben handelt, erringt endlich die Freiheit; sie bricht durch alle Gesetze und Formen durch, wie der lebendige Same die harte Erde sprengt. — Namentlich ist der Theologie, die so viel von einem seligmachenden Glauben spricht, zu rathen, die Grundlage ihres Wissens in dem moralischen Glauben zu suchen, sie würde dann genöthigt sein, eine Menge von Dogmen fallen zu lassen, wenn sie sich nur die einzige Frage genügend beantwortete,

was daraus folge, daß der Mensch ein moralisches Wesen und als solches auf ein anderes als das Naturgesetz verwiesen sei. Aber man würde erstaunen über die verkehrten Antworten, die zum Vorschein kämen, wenn Diejenigen, denen die Pflege der Sittlichkeit des Volks anvertraut ist, von einer philosophischen Examinationscommission über das Wesen der Sittlichkeit, über die Begriffe von Recht und Pflicht geprüft würden und gerade die orthodoxesten Geistlichen würden die verkehrtesten Antworten geben. Nur dadurch, daß über diese Begriffe in den privilegirten gelehrten Schulen tiefe Dunkelheit verbreitet ist, und nach den Dictaten vieler Machthaber verbreitet sein soll, ist es möglich, daß die Dogmen von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, Versöhnung u. s. w., noch Glauben und Beifall finden. Man kann demnach, mein' ich, vielen Vorurtheilen nicht besser beikommen, als wenn man richtige Begriffe über das Wesen der Sittlichkeit zu verbreiten sucht. Der Pflichtbegriff duldet keinen schädlichen Wahn und Aberglauben neben sich. —

* * *

Um die Frage richtig zu beantworten, was der Mensch thun soll, muß man richtige Begriffe von der menschlichen Bestimmung haben. Wiefern der Mensch ein Naturwesen ist, wird seine Bestimmung, wie in allen übrigen Naturwesen in seinen ursprünglichen Trieben angedeutet. Wir finden aber zwei Grundtriebe, welche unsere Herzenswelt bewegen: den Trieb der Selbstheit, der auf Feststellung und Erweiterung der eignen Existenz gerichtet ist, und den Trieb der Liebe, der aus dem Kreis der Selbstheit hinausgeht, um Anderes in sich aufzunehmen oder von Anderem aufgenommen zu werden. Den ersten Trieb hat der Mensch mit den andern Naturwesen gemein, aber der Trieb der Liebe und Theilnahme ist ihm eigenthümlich: in demselben liegt die Andeutung seiner höhern moralischen Bestimmung. Indeß hat der Trieb der Selbstheit doch auch seine volle Berechtigung und er verdient die Schmähungen nicht, mit denen er ge-

wöhnlich von eifrigen Moralisten überhäuft wird. Bevor von der weiteren Wirksamkeit eines Wesens die Rede sein kann, muß zuvörderst Sorge getragen werden, daß es bestehe, daß es nicht aus seiner Stellung verdrängt werde; und das hat die Natur, oder vielmehr der Schöpfer gethan, als er seinen Geschöpfen diesen Trieb einpflanzte. Auch im Menschen muß die Selbstheit die Basis seiner gesammten Wirksamkeit sein, der Stützpunkt, wo die Thatkraft ihre Hebel anlegt, um eine zweckmäßige Bewegung hervorzubringen. In der Natur findet dieser Trieb seine Beschränkung in dem gleichen Triebe jedes Naturwesens; weil aber die Vernunft auf Erweiterung aller Schranken dringt, so kann in dem Menschen allerdings die Selbstheit sich in einer zu breiten Basis geltend machen, und dann das entstehen, was man Selbstsucht nennt. Um diese Ausschreitung der Selbstheit zu verhüten, hat uns Gott den Trieb der Liebe, der in der Thierwelt bloß bei der Fortpflanzung in der Sorge für den jungen Nachwuchs sein schwaches Analogon hat, eingepflanzt und die Vernunft hat die Aufgabe erhalten, für das gehörige Gleichgewicht dieser Triebe zu sorgen. Ihre ganze Gesetzgebung ist darauf gerichtet, Harmonie zu stiften zwischen diesen Trieben und aus ihren entgegengesetzten Bewegungen die rechte Normalbewegung für unser Seelenleben entstehen zu lassen; etwa so wie aus der Centripedal- und Centrifugalkraft der Weltkörper ihre schöne Kreisbewegung hervorgeht. Wie wichtig diese Harmonie ist, erhellt aus der Erfahrung, daß aus dem zu starken Uebergewicht eines dieser Triebe häufig Gemüthskrankheiten und Seelenstörungen hervorgehen. Zu heftige Liebe sowohl als unmäßige Selbstsucht oder Stolz bewirken nicht selten Verrücktheit, Tollheit, Wahnsinn u. dergl. Auch die überspannte Liebe zu Gott, die sich in der religiösen Schwärmerei zeigt, hat oft solche Zustände zur Folge.

* * *

Der von dem Lichte der Vernunft erleuchtete Trieb der Selbstheit hat zwei verschiedene Richtungen: einmal dringt er auf Erweiterung der Schranken unsers Seins und dann auf eine behagliche angenehme Existenz. Diese Verschiedenheit muß auch in den Richtungen des vernünftigen Willens bemerkbar sein, denn der Wille thut das aus Gründen, was der Trieb aus einer blinden Nothwendigkeit anstrebt; jener soll diesen beherrschen, aber nicht unterdrücken.

* * *

Die Vernunft, als Mittelpunkt aller geistigen Kraft gedacht, trägt die Idee der Unendlichkeit und Unbeschränktheit in sich, und damit den sichersten Beweis, daß sie als Ausfluß der göttlichen Vernunft betrachtet werden könne. In der Wirklichkeit indeß ist ihre Thätigkeit beschränkt durch die sinnliche Form, und da die Sinnlichkeit das Organ ist, wodurch sie Vorstellungen erhält, so muß diese Beschränktheit als nothwendige Bedingung ihres zeitlichen Daseins erkannt werden. Aber als ein Vermögen der Ideen, die auf das Unbedingte gehen, sucht sie die Beschränkung als etwas Zufälliges aufzuheben und wo möglich über dieselben hinwegzugehen. Dieser Gegensatz, indem die Vernunft die Beschränkung einmal als nothwendig und dann wieder als zufällig setzt, ist nicht anders auszugleichen, als dadurch, daß die Beschränkung als eine Größe betrachtet wird, die zwar nicht weggeschafft, aber doch vermindert werden kann; nicht die Schranke selbst, aber jeder bestimmte Grad derselben ist zufällig und veränderlich; d. h. die Schranke kann nach der ursprünglichen Richtung der Vernunft, erweitert werden. Der Zweck der Vernunft wird also auf Erweiterung der Beschränkung gerichtet sein.

Aber die Vernunft, als höchste Potenz der geistigen Kraft, ist zugleich der Centralpunkt des Lebensgefühls, der Focus des Lebenslichts und der Lebenswärme. Ein Gefühl

ist entweder angenehm, wenn wir es zu erstreben und festzuhalten, oder unangenehm, wiefern wir es zu entfernen suchen. Nach einer ursprünglichen Einrichtung der Natur, streben alle fühlende Wesen nach dem Angenehmen und suchen das Unangenehme zu vermeiden. Diesem Gesetze ist auch der vernünftige Mensch, als Naturwesen unterworfen, und da die Vernunft den Naturtrieb nicht ändern kann, sondern nur leiten soll, so wird der vernünftige Wille, sofern es sich mit seiner höhern Richtung verträgt, sich auch den Zweck stellen, dem Menschen den höchstmöglichen Grad des Angenehmen zu verschaffen, oder das zu begründen, was man Glückseligkeit nennt.

Suchen wir diese beiden Richtungen des Willens auf das Unbeschränkte und auf das Angenehme zu vereinigen, so wird die Synthese dann erfolgen, wenn das thätige Princip dem fühlenden die Form und dieses jenem den Inhalt giebt. Das praktische Gesetz, das wir auf diesem Wege erhalten, befiehlt dem vernünftigen Menschen, dem Triebe nach dem Angenehmen oder nach Glückseligkeit nur in soweit nachzugeben, als damit jene Vollkommenheit, die wir von der Erweiterung der zufälligen Beschränkung unsers Seins erwarten, bestehen kann.

* * *

Wie sehr auch der Trieb der Selbstheit von der Vernunft oder dem Verstand erleuchtet und verfeinert, wie künstlich auch seine verschiedenen Richtungen vermittelt und in einen consequenten Zusammenhang gebracht werden mögen, die Sittlichkeit läßt sich nicht daraus erklären. Die einseitigste Selbstsucht, die sich um das Wohl anderer Vernunftwesen nicht bekümmert, kann das aufgestellte praktische Gesetz zur Regel ihres Betragens annehmen und wohl dabei bestehen. — Freilich drängt sich auch der egoistischen Denkungsart die naheliegende Reflexion auf, daß, wenn eine Gemeinschaft unter den Menschen stattfinden soll, der Einzelne seinen Wirkungskreis nicht nach unbedingter Willkür erweitern,

nicht alle Mittel des Wohlseins, die er erreichen kann, an sich reißen dürfe, sondern bei diesem selbstsüchtigen Streben auf die Möglichkeit der gleichberechtigten Freiheitssphären und die Bedürfnisse Anderer Rücksicht nehmen müsse, wenn er nicht den Widerstand dieser Andern gegen sich hervorrufen und dadurch seine eignen Zwecke vereitelt sehen will. Aber wenn er dies thut und sich beschränkt, so handelt er, doch nur als ein consequenter Egoist, der seinen Vortheil versteht. Da er einsieht, daß er des bereitwilligen Beistands der Gesellschaft nicht entbehren kann, so wird er sich auch den Bedingungen unterwerfen, unter welchen derselbe ihm allein zu Theil werden könne. Auf diesem Wege gelangen wir also zu keinem Sittengesetze, sondern allenfalls zu jenem allgemeinen Rechtsgesetze, wonach jeder dem andern nur das zugesteht, was ohne den Begriff der Gesellschaft oder eines Gemeinwesen aufzuheben, nicht verweigert werden kann. Ein solches Gemeinwesen läßt sich aber, wie Kant meint, selbst unter Teufeln stiften, vorausgesetzt, daß sie consequent denken können. Unter dieser Voraussetzung ist zwar das, was man Gesittung nennt, aber keine eigentliche Sittlichkeit möglich, welche will, daß ich Andre in der Verfolgung ihrer vernünftigen Zwecke nicht allein nicht störe, sondern sie auch nach Kräften unterstütze, und zwar nicht nach einer künstlichen Berechnung der Selbstsucht, sondern aus reinem Wohlwollen, aus Liebe.

* * *

Durch den Trieb der Liebe ist die Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit angedeutet. Aber dem blinden Triebe muß von der Vernunft ein Auge eingesetzt werden, daß er sehend oder zu einem vernünftigen Willen werde, der mit Bewußtsein das thut, wozu der Trieb unbewußt sich genöthigt fühlt. Auf diese Art wird die Liebe, die für den geliebten Gegenstand sich aufzuopfern bereit ist, der innigste Vereinigungspunkt der Natur und der Vernunft, das einzige geheimnißvolle Glied, wo die Natur in die Vernunft ein-

greift und so den Uebergang, die Potenzirung von einem Naturwesen zu einem moralischen Wesen möglich macht. — Sonst läßt sich die Sittlichkeit schlechthin nicht aus der Natur und ihren Gesetzen erklären: sie stammt aus einem andern als dem Naturreiche, wo andere Gesetze als die mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit gebieten, herrschend sind. Das Gesetz der Freiheit mit seinem geheimnißvollen: du sollst! tritt uns hier entgegen, und wenn wir es auch nicht begreifen, so versichert uns doch der Trieb der Liebe, der im Grunde auch nicht aus der Natur stammt, von der Möglichkeit, ihm zu gehorchen, und uns somit gewissermaßen von der Macht der Natur frei zu machen.

* * *

Einer vernünftigen Handlung muß immer eine Absicht, ein Zweck zum Grunde liegen, sonst ist es eben keine Handlung, sondern ein Ereigniß; es kommt daher bei der Beurtheilung derselben nicht allein auf die That, auf die bewirkte Veränderung, sondern auf das Verhältniß dieser That mit der Absicht vorzüglich an. Die Handlung erhält einen sittlichen Charakter, wenn die ihr unterliegende Absicht nicht auf ein besonderes eigennütziges Interesse des Handelnden, sondern auf das eines Andern und zuletzt auf das allgemeine Interesse der Menschheit gerichtet ist. Weil aber der Mensch als beschränktes Wesen nicht immer wissen kann, durch welche Handlung der Vortheil Anderer, am wenigsten, wodurch das höchste Interesse der Menschheit befördert werden kann, so ist er hier an ein inneres Rechtsgefühl und an die subjective Ueberzeugung, daß alles sittlich gut sei, was der menschlichen Würde gemäß ist, gewiesen, und gegen diese Ueberzeugung darf er nicht handeln. Die aus diesem innern Gefühlswissen hervortönende Stimme, welche erklärt, ob eine Handlung recht oder unrecht sei, geschehen soll oder nicht, ist unter dem Namen des Gewissens bekannt.

Der Zweck einer sittlichen Handlung liegt nicht unmittelbar in dem Erfolge, sondern in dem Bewußtsein, daß so und nicht anders die menschliche Würde erhalten und gewahrt werden könne. Ich frage, als sittlicher Mensch bei der Erfüllung eines gegebenen Versprechens oder bei der pflichtmäßigen Versicherung der Wahrheit nicht, welche Folgen diese Handlung für mich oder andere haben werde, sondern ich handle so, weil mir eine innere Stimme sagt, daß sie ohne Verlust der menschlichen Würde nicht unterlassen werden kann. Das Merkmal der Sittlichkeit liegt also in einer aus einem innern Gefühle, das moralische Gefühl genannt, hervorgehenden Nöthigung, daß etwas geschehen soll, weil ich mich dazu für verbunden erachte, oder weil es Pflicht ist. —

* * *

Weil aber das moralische Gefühl, wie jedes andere, nur dunkle Vorstellungen enthält und alles Dunkle Verirrungen und Irrthümer möglich macht, hat man versucht, das Gebot, welches sich in diesem Gefühl oder in der Stimme des Gewissens ausspricht, in Worte zu fassen, und man nennt eine solche Formel das höchste Sittengesetz, welches zugleich die allgemeine Regel der Beurtheilung sittlicher Handlungen sein soll. Es ist indeß nicht so leicht, als es auf den ersten Blick scheint, eine solche allen Forderungen genügende höchste Sittenregel aufzustellen, was schon daraus zu ersehen, daß die verschiedenen Moralphilosophen sie auf sehr verschiedene Weise formulirt haben, und nicht einmal über die Frage einig sind ob sie material oder formal zu fassen sei. Kant hat sich für die formale Fassung entschieden, aus dem oben angeführten Grunde, weil der Erfolg unsers Thuns nicht immer in unserer Gewalt steht, und bei einer sittlichen Handlung nur die Absicht zu würdigen ist. Indeß läßt sich eine leere Form ohne allen Inhalt nicht gut denken; es fragt sich immer, wie das Material beschaffen sein müsse, dem eine gewisse abstract gedachte Form zusage. Ein böser Mensch kann nach einer Maxime handeln, von welcher er voraussetzt, daß auch andere sie befolgen; daß

sie also eine gewisse Allgemeingültigkeit habe. Ein bestechlicher, käuflicher Mensch z. B. mag sich leicht einbilden, daß auch Andere bestechlich und käuflich sind: aber deswegen wird seine Handlung nicht sittlich gut, weil er andere so behandelt, wie er wünscht, von ihnen behandelt zu werden. Die Pläne egoistischer Schurken mißlingen häufig deswegen, weil sie andere durch solche unerlaubte Vortheile, die sie für sich selbst wünschenswerth halten, für ihre Zwecke zu gewinnen suchen. — Will man aber dem Sittengesetze einen Inhalt geben, so tauchen wieder andere Schwierigkeiten auf, wie z. B. bei dem alten Glückseligkeitsprincipe; denn da fragt sich erstlich, was man unter Glückseligkeit verstehe und dann, durch welche Mittel sie am sichersten zu erhalten und zu befördern sei. Wie wenig mit diesem Grundsatze zu gewinnen ist, sehen wir an den politischen Erfolgen unserer Regierungen, die, wie sie selbst versichern, keinen andern Zweck ihrer Wirksamkeit haben, als das Wohl oder die Glückseligkeit ihrer Unterthanen; aber trotz der schweißtriefenden Arbeiten der Behörden und Gerichte, trotz der Millionen Schreibfedern, womit man den Aufschwung des Volksglücks beschleunigen möchte, trotz der preiswürdigen Anstrengung der Polizei und Censur, trotz des emsigen Rennens und Laufens der Gerichtsdiener, Büttel und Bettelvoigte, trotz der unzähligen Gebote und Verbote, die Tag für Tag an das schwarze Brett der Publicität angeschlagen worden, hat sich die rechte Glückseligkeit noch nicht einfinden wollen, wenigstens ist das Volk mit der Sorte, die die Regierung für die beste hält, nicht zufrieden, und noch weniger gefallen die Mittel, sie einzuführen.

* * *

Aus diesen Betrachtungen scheint zu folgen, daß im höchsten Sittengesetze Form und Inhalt nicht getrennt werden können, wenn es zum praktischen Gebrauche tauglich sein soll, so wie eine Münze, um sie current zu machen, Schrot und Korn zugleich haben muß. Man kann ja die allgemeine Maxime, nach welcher der sittliche Mensch handeln soll, dahin bestimmen,

daß er aus reiner Liebe, nach besten Kräften und Einsichten das allgemeine Wohl befördere und zwar so, daß dabei die Würde und Freiheit der Menschen (seine eigne mit inbegriffen) gesichert und gewahrt bleibe. Aus einer solchen Synthesis des Materialen und Formalen ergiebt sich manche Modification gewisser Pflichten, die durch einen formalen Rigorismus zu weit und selbst oft zu einer lächerlichen Absurdität getrieben werden. So ist es freilich eine allgemeine Pflicht die Wahrheit zu sagen, weil ohne diese Pflicht kein sicherer Gesellschaftsverkehr stattfinden konnte. Aber es sind doch Fälle möglich, wo die Mittheilung der ganzen Wahrheit für Einzelne sowohl, als für die ganze Gesellschaft sehr schädlich wirken könnte. In diesen Fällen muß der wahrheitsliebende Mensch dem Arzte gleichen, der eine wohlthätige Hülle vor das kranke Auge bindet, weil er weiß, daß das volle Licht dessen schwache Sehkraft ertödten würde. In der ersten Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts nimmt daher die Wahrheit die Gestalt der Mythe an. Aber es ist Thorheit, diese Mythen, die sich in der Morgenröthe der Cultur so schön ausnehmen, als Glaubensartikel zu sanctioniren, nachdem die Sonne der Aufklärung aufgegangen ist.

* * *

Durch das Gesetz ergiebt sich der Begriff der Pflicht, oder die sittliche Nöthigung, dem Gesetze gemäß zu handeln. Die Pflicht ist also das Band, wodurch der Wille mit dem Sittengesetze verknüpft wird, und das Gewissen spricht die Beurtheilung aus, ob eine Handlung in dieser Beziehung geschehen sollte oder nicht.

* * *

Die schwierige Frage, ob es ein irrendes Gewissen gebe, kann in verschiedener Beziehung zugleich verneint und bejaht werden. Wer sich einer falschen Elle bedient, kann der Form oder der Zahl nach richtig messen und doch wird das Resultat

ein unrichtiges sein. So kann man auch behaupten, daß das Gewissen der Form nach immer ein richtiges Urtheil fasse, wiefern dasselbe dem gebrauchten Maßstabe angemessen ist; wenn aber dieser im Bewußtsein liegende Maßstab selbst ein unrichtiger und verfälschter ist, so wird auch in objectiver Beziehung das Urtheil von diesem Fehler afficirt sein und für ein falsches gelten müssen. Der Mensch ist nun freilich an den Ausspruch seines Gewissens gebunden; er kann aus seiner Ueberzeugung nicht heraus; aber er ist dafür verantwortlich, wenn er nicht Alles gethan hat, um diese Ueberzeugung zu berichtigen, wenn er sich nicht ein solches Normalmaß für die sittliche Handlungsweise, das an der Allgemeingültigkeit die Probe aushält, angeschafft hat. Es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn er das thut, was er fälschlich für Pflicht hält: aber sehr viel, daß er durch frühere Vernachlässigung seiner Pflicht zu einem Standpunkt gelangte, wo sein geistiger Blick getrübt ist, wo er das rechte Maß, rechte Wage und Gewicht für das sittliche Handeln verloren hat. — Man kann also unterscheiden zwischen einer subjectiven und objectiven Sittlichkeit und jene muß die Prüfung von dieser aushalten können, wenn sie rechter Art sein soll. Schon bei dem, was man Sitte oder gute Lebensart nennt, schließt man von der Allgemeingültigkeit der Anstandsregeln auf deren Wahrheit, und wenn sich dennoch verwerfliche Sitten erzeugen, so kommt das daher, weil man nicht zwischen absoluter und relativer Allgemeinheit unterscheidet. Nun macht sich die Vernunft die Idee von einer Sitte, die nicht bloß in einer besondern Gesellschaft, sondern im großen Vereine der Menschheit, ja selbst im unendlichen Kreise aller vernünftigen Wesen anerkannt und sittlich sei. Wenn das Gewissen mit einem, nach diesem Begriffe der Sittlichkeit codificirten Gesetzbuche den Richterstuhl besteigt, ist kein Irrthum möglich. Was allgemein gültig ist, kann für den Einzelnen nicht ungültig sein.

* * *

So wie der Uebertreter eines bürgerlichen Gesetzes mit Recht gestraft wird, auch wenn er dieses Gesetz nicht gekannt hat, weil man voraussetzt, daß er es hätte kennen sollen, so muß man auch den Uebertreter von objectiv gültigen Moralgesetzen schuldig finden, und die Berufung auf seine Unwissenheit, oder auf den Ausspruch seines Gewissens hilft ihm nichts. Es wird ihm dann zur Schuld angerechnet, daß er sich diese Erkenntniß, diese Einsicht in die Verbindlichkeit der Gesetze nicht erworben hat. Da alle unsere Handlungen auf ein Object gehen oder einen Zweck haben, so wird dabei nothwendig eine gewisse Kenntniß des Verhältnisses zwischen diesem Objecte und dem Subjecte erforderlich, und wer diese Erkenntniß sich zu erwerben verabsäumt und deshalb eine strafbare Handlung begeht, darf sich nicht mit dem Beifalle seines Gewissens entschuldigen. Denn das Gewissen urtheilt bloß nach dem Zusammenhang der Handlung mit der innern Gesinnung, mit den objectiven Bedingungen und Folgen derselben hat es nichts zu thun; aber der Verstand hat die Pflicht, diese äußern Umstände in Betracht zu ziehen, und wenn er das nicht vermag, so kann seine Schwäche oder seine Verblendung die Folge früherer Pflichtverletzungen sein.

* * *

Es liegt eine tiefe bedeutungsvolle Mystik im Gewissen, so daß es nicht auffallen kann, wenn Sokrates darin einen himmlischen Genius erblickte, durch welchen sich die Götter mit den Menschen unterhalten, Verkehr und Umgang mit ihnen pflegen. Mit andern Worten sagt dasselbe Fichte in seiner Bestimmung des Menschen: „Es ist nichts wahrhaft Reelles, Dauerndes, Unvergängliches an mir, als die Stimme meines Gewissens und mein freier Gehorsam gegen dieselbe. Durch die erste neigt sich die geistige Welt zu mir herab, und umfaßt mich als eines ihrer Glieder, durch das zweite erheb' ich mich selbst zu dieser Welt, ergreife sie und wirke in ihr. Ein un-

endlicher Wille aber ist der Vermittler zwischen ihr und mir, denn er ist der Urquell von ihr und mir." —

* * *

Man könnte, wenn man mit Gleichnissen spielen wollte, das Gewissen als ein inneres Geschwornengericht betrachten, welches das schuldig oder nicht schuldig ausspricht. Soll aber dieser Ausspruch nicht bloß subjectiv, sondern auch objectiv gültig sein, so muß der Proceß gehörig instruirt worden sein, d. h. es müssen die nöthigen Belehrungen nicht bloß über die Beschaffenheit der Handlung, sondern auch über die bestehenden Gesetze, ohne welche kein richtiges Urtheil möglich ist, vorhergehen; denn ein von falschen Prämissen ausgehender Schluß kann zwar formal richtig sein, aber er wird eben deswegen als dem Inhalte nach unrichtig verworfen werden müssen.

* * *

Wenn von vorgeblichen göttlichen Befehlen, Geboten und Anordnungen die Rede ist, welche dem Sittengesetze widersteiten, und deren Befolgung das Gewissen verletzt, so können wir sicher sein, daß das Vorgeben unwahr und aus falschen Voraussetzungen geflossen sei. Denn in der Stimme der Vernunft und des Gewissens müssen wir eine mittelbare göttliche Offenbarung erkennen, mit welcher eine andere angeblich unmittelbare nicht im Widerspruche stehen kann. Da der Prüfstein aller Wahrheit in der Vernunft zu suchen ist, so muß auch die religiöse Wahrheit das Forum der Vernunft anerkennen. Leider sind aber von den Priestern aller Religionen ihren Anhängern Glaubensartikel und Glaubenshandlungen aufgedrungen worden, gegen welche sich ein unverdorbenes Gewissen empört; daher das Pfaffenthum nichts Dringenderes zu thun hat, als den Gläubigen die natürliche Stimme des Gewissens zu verdächtigen und ihre angeblichen göttlichen Orakel über dasselbe zu setzen. Jede positive Religion, die unbedingten Glauben, auch des Widersprechenden, und unbedingten Gehorsam

auch gegen das unsittliche, ungerechte Gebot fordert, setzt einen höheren Gerichtshof, gleichsam ein Oberappellationstribunal, über den höchsten des Gewissens, vor welchem die Aussprüche des letztern reformirt oder cassirt und selbst oft in ihr Gegentheil verwandelt werden. Auf diese Art wird der vernünftige Wille, wie ein Ball, hin und her geworfen, und ihm aufgegeben, bald dieser, bald jener von zwei entgegengesetzten Richtungen zu folgen. Es kommt eine Ungewißheit und Falschheit in das Innere des Menschen, wodurch seine sittliche Entwicklung gar sehr behindert wird; der Compaß, wonach er sein Fahrzeug auf dem Meere des bewegten Lebens lenken soll, ist ewigen Schwankungen unterworfen; und so sind Verirrungen unvermeidlich. Wir brauchen uns nicht weit umzusehen, um die Belege zu dem Gesagten zu finden. Die gewöhnliche christliche Kirchenlehre aller Parteien hat gewisse geheimnißvolle Surrogate für die Pflichterfüllung und macht sie sogar unmöglich durch das Dogma von der ursprünglichen Verdorbenheit der Menschen, nach welchem es freilich ganz folgerichtig ist, wenn man die Seligkeit nicht im Bewußtsein der sittlichen Menschenwürde, sondern in einem gläubigen Anklammern an die von der Kirche gebotenen Gnadenmittel sucht.

Solchen Irrthümern kann nicht besser und erfolgreicher begegnet werden, als durch den Satz, von welchem ich ausgegangen bin, daß es für den Menschen nichts Gewisseres giebt, als das Gewissen und die von ihm ausgehende Mahnung, daß er seine Pflichten erfüllen soll. Was die Möglichkeit der Pflichterfüllung in Zweifel stellt oder dieselbe unmöglich macht, ist gewiß nicht Gottes Wort, wie sehr auch die Autorität der Kirche dafür streiten mag.

* * *

Diejenige philosophische Ansicht, welche keine andere Quelle der Begriffe anerkennt, als die Sinnlichkeit, kommt wohl auch auf den Gedanken, das Denken und Wissen für ein Product des sinnlichen Stoffs (der Materie) zu erklären. Nach dem materialistischen Natursysteme schießen die Gedanken und Ideen

aus der organisirten Materie empor etwa wie Pflanzen aus einem gutzubereiteten Gartenbeet, und der Geist entwickelt sich etwa auf ähnliche Art, wie ein elektrischer Funken aus dem Zusammenstoße verschiedener irdischen Stoffe hervorblitzt. Wenn auch sonst nichts gegen diese Ansicht spräche, der schon unser Bewußtsein mit seinen Erinnerungen und Ahnungen widerspricht, so wird sie durch die einzige Thatsache widerlegt, daß wir ein Gesetz in uns tragen, das nicht aus der Natur stammt und sich durch keine sinnliche Erfahrung erklären läßt, ja was noch mehr ist, ein Gesetz, welches in vielen Fällen den Naturgesetzen widerstreitet und mit den natürlichen Trieben im Kampfe liegt, wo der Sieg auch wohl auf der Seite der Vernunft sein kann, ich meine das Sittengesetz. „Das moralische Gesetz (sagt Kant in s. Kritik der pr. Vern.) giebt ein von allen Datis der Sinnenwelt und dem ganzen Umfange unsers theoretischen Vernunftgebrauchs unerklärliches Factum an die Hand, das auf eine Verstandeswelt hinweiset und etwas von ihr erkennen läßt, nämlich ein Gesetz. Dieses Gesetz soll der Sinnenwelt, als einer sinnlichen Natur, die Form einer Verstandeswelt (übersinnlicher Natur), verschaffen; und da Natur überhaupt die Existenz der Dinge unter Gesetzen ist, so erhalten wir eine Existenz oder eine Ordnung der Dinge unter Gesetzen, die von allen empirischen Bedingungen frei sind, mithin zur Autonomie des Willens gehören. In der That versetzt uns dieses Gesetz in eine Natur, in welcher die Vernunft, wenn sie das ihr angemessene Vermögen besäße, das höchste Gut (Tugend und Glückseligkeit) hervorbringen würde."

So viel ist gewiß: das Sittengesetz ist kein Naturgesetz; die sittlichen Ideen stammen aus einer andern Weltordnung, als die ist, welche wir mit unsern Sinnen ergreifen, wo die rohen Massen nach mechanischen Gesetzen bewegt werden. Wenn wir in der Einfalt unsers Herzens das thun, was wir für unsere Pflicht erkannt haben, so geht die Sonne der Heiligkeit in unserm Gemüthe auf und verscheucht alle sophistischen Dunstgebilde, wodurch dem Blicke des Glaubens die Aussicht in jene höhere Weltordnung versperrt wird. Und

wenn man diesen Glauben auch kein Wissen nennen kann, so wurzelt er doch in einer festen Grundüberzeugung, ohne welche selbst das Wissen keine Realität haben würde; er ist so gewiß, als es gewiß ist, daß der Mensch zu einer sittlichen Handlungsweise verpflichtet ist. Man kann aus der Ordnung der Natur auf einen höchsten Ordner schließen; aber erst aus dem Begriff einer sittlichen Weltordnung ist der Schluß auf einen heiligen Ordner möglich, und erst mit der Idee eines heiligen Gottes erhält die Religion einen praktischen Werth.

* * *

Wenn der Mensch das thun soll, was seine Pflicht gebietet, so muß er es auch dürfen. Mit dem Dürfen betreten wir die Rechtssphäre, so wie der Begriff des Sollens im Gebiete der Pflicht herrscht. Wir dürfen aber thun nicht allein, was geboten, sondern auch Alles, was nicht verboten ist; es muß uns möglich sein, uns nach jeder Richtung hin zu bewegen, wo kein verbotener Weg liegt; daher erklärt man das Recht im Allgemeinen als die moralische Möglichkeit einer Handlung. Dieses Recht als Befugniß schließt zugleich das Recht, zu fordern oder den Anspruch in sich, daß ein anderer mich in meinem erlaubten Handeln nicht störe, wogegen der andere denselben Anspruch hat. Dies führt zu dem objectiven Begriffe von Recht, nach welchem jedem Menschen ein gewisser Freiheitskreis zugemessen sein soll. Da zu einer vollständigen Handlung nicht bloß eine innere, sondern auch eine äußere Freiheitssphäre gehört, so muß die Vernunft, inwiefern sie das friedliche Zusammenleben der Menschen verlangt, auch für jeden die Möglichkeit eines äußern Wirkungskreises fordern. Strebte nun jeder Mensch, die Schranken seiner Thätigkeit unbedingt zu erweitern, wie das der Trieb der Selbstheit zu fordern scheint, so würde dieses Streben, wenn es von der einen Seite gelänge, eine unbedingte Beschränkung von der andern Seite zur Folge haben; und da die Vernunft dieses nicht will, so kann sie auch jenes nicht wollen. Indem also die Vernunft mehrere

äußere Freiheitssphären setzt, muß sie auch die Bedingung setzen, unter welchen sie allein möglich sind, nämlich gegenseitige Beschränkung. Jeder vernünftige Mensch muß demnach seine Freiheit durch den Begriff der Möglichkeit fremder Freiheit beschränken, und der unvernünftige oder unverständige muß sich gefallen lassen, daß dies durch äußere Gewalt geschehe. Aus dieser gegenseitigen Forderung vernünftiger Einzelwesen an einander, nach welcher unter der Voraussetzung einer zu realisirenden Gemeinschaft unter ihnen die Freiheit eines jeden durch die Möglichkeit der Freiheit aller andern beschränkt sein soll, geht der Begriff einer Rechtsgesellschaft hervor, welcher im Staate seine Verwirklichung gefunden hat. Da nämlich jeder verständige Mensch die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung zwar einsieht, aber nicht jeder geneigt ist, sich selbst freiwillig zu beschränken, so ist eine mit Gewalt bekleidete Autorität nothwendig, um jedem die ihm zukommende Rechtssphäre abzumessen, und den bösen Willen abzuhalten, die gesetzten Schranken zu durchbrechen. Hiermit betritt das Recht, obgleich aus einerlei Wurzel mit der Sittlichkeit entsprossen, eine eigenthümliche selbständige Sphäre und kann getrennt von der philosophischen Moral bearbeitet werden. Aber das Recht thut wohl, seine Verwandtschaft mit der Pflicht nicht zu vergessen, weil es nur die negativen Bedingungen der Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens der Menschen enthält; die positiven aber, durch welche in die verschiedenen Freiheitskreise ein schöner Inhalt gebracht werden kann, nur von der Sittlichkeit zu ergänzen sind.

* * *

Durch das Rechtsverhältniß ist der einzelne Mensch keineswegs verbunden, die Zwecke anderer zu befördern; nur daß er sie in der Verfolgung derselben nicht hindere, wird gefordert. Freilich sieht die Vernunft ein, daß die bürgerliche Gesellschaft nur dann allen, an sie zu machenden Forderungen entsprechen würde, wenn ihre sämmtlichen Glieder zu gegenseitiger Hülfeleistung bereit wären. Aber in dieser

Beziehung ist kein Zwang möglich und die Verträge, die auf gegenseitigen Beistand abgeschlossen werden können, setzen Gegenseitigkeit voraus, wozu das Vermögen nicht überall vorhanden ist. Der Mensch, dem ich zur Beförderung seiner Zwecke nur unter der Bedingung der Vergeltung bereitwillig bin, wird oft die geforderte Gegenleistung nicht gewähren, er wird meine Zwecke nicht im gleichen Grad befördern können und umgekehrt. — Wollte es sich daher jeder Mensch zum Gesetz machen, die Zwecke eines andern nur unter einer sichern Garantie der Gegenseitigkeit zu befördern, so würde, weil niemand wegen der Unsicherheit seiner Existenz und am wenigsten bei seiner Geburt diese Gewähr leisten kann, gar kein gegenseitiger Beistand stattfinden, da der Staat kein Zwangsrecht und keine Zwangspflicht in Beziehung auf die Herstellung eines unbedingten Wechselverkehrs gegenseitiger Hülfsleistungen kennt und geltend machen kann.

Aus diesen Andeutungen geht unwidersprechlich hervor, daß das bloße Recht, in seiner Trennung von der Sittlichkeit, den Forderungen der Gesellschaft nur sehr unvollkommen entspricht und daß ein bloßer Rechtsstaat, aus welchem alles gegenseitige Wohlwollen verbannt wäre, auf die Dauer gar nicht bestehen könnte. Wenn einer weiter nichts ist als ein rechtlicher Mann, so will das wenig sagen; denn man kann, wie die Erfahrung jedes Tages beweiset, die Verfolgung seines Rechts bis zur äußersten Härte und Grausamkeit treiben. Die Pflichten des Wohlwollens werden in rechtlicher Beziehung unvollkommene Pflichten genannt, weil sie sich nicht befehlen und erzwingen lassen; vor dem Forum der Sittlichkeit sind es aber sehr vollkommene und nothwendige Pflichten, und die consequente Vernunft dringt auf die Erfüllung dieser Pflichten, nach der Maxime, andern das zu leisten, was ich selbst in ähnlichen Fällen von ihnen erwarte. Ich kann das Wohlwollen anderer nicht entbehren, folglich muß ich auch diese andern mit wohlwollenden Gesinnungen umfassen und wo es noththut, dieselben durch Handlungen äußern; ich soll nicht bloß nach dem Rechtszweck, sondern auch nach dem Zwecke des Wohlwollens handeln. Nach dem

ersten soll der Mensch in Ansehn einer andern Person etwas unterlassen, — ein Eingreifen nämlich in die Freiheitssphäre derselben, — nach dem zweiten soll er etwas thun zur Beförderung des fremden Wohls, zur Vervollständigung fremden Vernunftseins. Wenn in jener Beziehung jedem Gesellschaftsgliede eine bestimmte Freiheitssphäre, ein Spielraum für die freie Aeußerung seiner Thätigkeit zugestanden wird, so wird in dieser der Sittlichhandelnde bemüht sein, für die dynamische Ausfüllung dieser Sphäre Sorge zu tragen, und dem Unvermögen der fremden Kraft zu Hülfe zu kommen. Der Rechtszweck dringt demnach auf die formale, der Zweck des Wohlwollens auf die materiale Vollständigkeit des fremden Vernunftseins, und in unsern äußern Handlungen müssen beide Zwecke verbunden sein, wenn sie das sittliche Gepräge haben sollen. Also schließt die sittliche Handlung wohl die rechtliche in sich, aber nicht umgekehrt die rechtliche auch die sittliche. Das Strengrechtliche, ohne durch Billigkeit gemildert, kann allenfalls auch mit einer teuflischen Gesinnung bestehen, wie der bekannte Spruch schon andeutet: **Summum jus, summa injuria.**

* * *

Es ist leicht, den Menschen über seine Pflichten zu belehren, aber unendlich schwer zeigt sich nach der Erfahrung die Aufgabe, ihn dahin zu bringen, sie in allen Lagen seines Lebens auch wirklich zu erfüllen. Er sieht die Verbindlichkeit, dem Sittengesetze oder der Stimme des Gewissens zu folgen, wohl ein, aber, wenn es zum Handeln kommt, befolgt er ein anderes Gesetz, das in den Antrieben der Sinnlichkeit, oder wie der Apostel sagt, in seinen Gliedern liegt. Diese niederschlagende Erfahrung scheint die oft gehörte Klage zu berechtigen: was nützt alles Philosophiren und Moralisiren, wenn es auf das praktische Leben keinen Einfluß hat?

* * *

In der That würde das Philosophiren ein für den Liebhaber vielleicht unterhaltendes, aber doch nutzloses Spiel mit Begriffen sein, die Philosophie würde ihren Namen: Liebe zur Weisheit nicht verdienen und ihre Mission verfehlen, wenn sie ganz unvermögend wäre, diese Weisheit auch praktisch zu machen, wenn sie ihre Schüler bloß moralisch zu belehren und nicht auch practisch zu bilden im Stande wäre. Die neuere Philosopie scheint diesen wichtigen Beruf nicht immer erkannt und gehörig gewürdiget zu haben und muß darin der alten griechischen Philosophie den Vorzug einräumen, da diese, besonders seit Sokrates, eifrig bemüht war, ihre Schulen nicht bloß zu Lehr-, sondern auch zu Bildungsanstalten der Sittlichkeit zu machen. Die sokratischen Philosophen waren nicht blos darauf bedacht, künstliche Systeme aus Begriffen zu bauen, sondern auch den Bau eines schönen guten Lebens zu Stande zu bringen. Mit edler Resignation legten sie die Flügel der Abstraction ab, mit welchen der speculative Geist Ideen und Idealen nachjagt, um in die wirkliche Welt zu treten und hier unter den Formen der Sinnlichkeit ein jenen idealen Urbildern entsprechendes Nachbild zu Stande zu bringen. Hier sind freilich die Stoffe ganz anders beschaffen, als in den luftigen Regionen der Speculation: sie fügen sich nicht von selbst in die reine Gedankenform, sondern erfordern, der Bearbeitung spröde entgegenwirkend, eine künstliche Behandlung, die oft sehr mühevoll sein wird. Mit einem Worte, die philosophische Kunst muß eine Lebenskunst werden.

* * *

Wem es Ernst ist, an den Bau eines schönen guten Lebens zu gehen, muß zuvörderst den Boden, worauf, und die Baumaterialien, woraus es errichtet werden soll, kennen lernen. Wir müssen uns also über die empirischen Objecte der praktischen Vernunft eine hinreichende Belehrung zu verschaffen suchen, wenn das sittliche Leben nicht bloß in der

Idee bestehen, sondern durch sinnliche Handlungen wirklich werden soll.

* * *

Nicht umsonst stand auf dem Eingangsthor des delphischen Apollo die Inschrift: Erkenne dich selbst (*γνωθι σαυτον*), denn der letzte Zweck aller Erkenntniß und alles Wirkens liegt zuletzt in dem Menschen selbst. Folglich muß sich die Erkenntniß der sinnlichen Gegenstände an eine möglichst genaue Kenntniß, die den Menschen selbst, und die eigne Individualität, nach ihren natürlichen und zufälligen Eigenschaften zum Gegenstande hat, eng anschließen. „Die reine Moralphilosophie," bemerkt Kant, „entlehnt nicht das Mindeste aus der Anthropologie, sondern ihre Gesetze sind a priori, aber die Anwendung erfordert eine durch Erfahrung und Menschenkenntniß geschärfte Urtheilskraft, um die Fälle zu unterscheiden, wo diese Anwendung stattfinde, und die Anthropologie und empirische Psychologie muß die Mittel lehren, ihnen Eingang zu verschaffen."

* * *

Die Ergebnisse unserer Menschenkenntniß sind eben keine erfreulichen; denn es findet sich, daß die Menschen in den meisten Fällen von ganz andern Motiven zum Handeln bewegt werden, als die das Pflichtgefühl an die Hand giebt, und der philosophische Beobachter wird über diese traurige Erfahrung nicht getröstet, wenn er einen Blick in sein Inneres thut, denn da wird er mit dem h. Paulus sagen müssen: das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir. Selbst das Gute, was in der Menschenwelt noch zu Stande kommt, weiset gewöhnlich auf eine in der Sinnlichkeit verborgen liegende Triebfeder zurück. Die allgemeine Menschenliebe, welche man wohl hier und da zur Schau trägt, ist genauer besehen eine verkappte, oder künstlich raffinirte Selbstliebe, und auf der höchsten moralischen Bil-

dungsstufe, wo die Vernunft wie ein ausgebildeter Schmetterling aus der sinnlichen Verpuppung hervorgegangen und in ein reines geistiges Element aufgeflogen zu sein scheint, trägt sie noch bemerkbare Spuren der vorigen Beschränkung; die Flügel der zarten Psyche haben wunde Stellen an sich und mancher schöne Farbenstreif ist verblichen. Und wie wenig sittliche Heroen ersteigen diese Stufe!

Diese Erfahrungen würden sehr zu Gunsten einer gewissen religiösen Mystik sprechen, nach welcher der natürliche Mensch sich nicht aus eigner Kraft zum sittlich Guten erheben kann, sondern dazu des göttlichen Beistandes bedarf, wenn nur die Tugend etwas wäre, was man durch fremden Beistand erlangen oder als ein Gnadengeschenk hinnehmen könnte. Da aber dies unmöglich ist, vielmehr die Sittlichkeit ein Product der eignen freien Wirksamkeit sein soll, so bleibt für den Menschen, dem seine sittliche Veredlung am Herzen liegt, doch nichts weiter übrig, als daß er trotz aller frühern mißlungenen Versuche immer von neuem Hand anlege, an das Werk seiner Besserung. Wie jede Kunst erfordert auch die moralische Kunst, welche nach dem Ideal der sittlichen Vollendung arbeitet, fortgesetzte Uebung und Anstrengung und man muß zufrieden sein, wenn man auch nur kleine Fortschritte macht. Aber um es zu einem erwünschten Grad von Vollkommenheit zu bringen, muß man die Regeln kennen, nach welchen diese Kunst betrieben werden muß. —

* * *

Die Ursache, warum so wenige Menschen die sittliche Höhe erreichen, zu welcher sie bestimmt sind, wird gewöhnlich in dem zu starken Reize der sinnlichen Neigungen und Begierden gefunden. Die Sinnlichkeit muß die Schuld tragen von allen moralischen Verirrungen und Sünden, welche der armen Menschheit zum Vorwurfe gemacht werden; und in der That wir können es nicht leugnen, daß die meisten Menschen allein von sinnlichen Antrieben beherrscht werden

und Sklaven ihrer Begierden sind, besonders wenn diese durch Gewohnheit zu Leidenschaften erstarken. Da man nun gewohnt ist, den Gebrauch selbst der besten Dinge zu verbieten, blos um den Mißbrauch derselben zu verhindern, und weil die kürzeste Procedur zur Verhinderung des Mißbrauchs darin besteht, das Ding, dessen Gebrauch zuweilen in Mißbrauch umschlägt, zu vernichten, so darf man sich nicht wundern, wenn eine gewisse fromme Ascetik bis auf diesen Tag eine gänzliche Unterdrückung der bösen Sinnlichkeit als unumgängliches Tugendmittel empfiehlt. Aber dieser Rath ist äußerst unverständig und läßt sich auch nicht in seiner ganzen Strenge ausführen. Eben so nothwendig wie die Vernunft gehört auch die Sinnlichkeit zu unserm Wesen und vielleicht zum Wesen jedes endlichen Geistes; wenigstens läßt sich nicht einsehen, wie ein Geist, der nicht schöpferisch und allwissend ist, Vorstellungen von äußern Dingen und Verhältnissen auf andere Weise erhalten könnte, als durch das Organ der Sinnlichkeit. Auch täuschen sich die frommen Schwärmer gar sehr, wenn sie alle sinnlichen Neigungen unterdrückt zu haben meinen; sie fliehen, wie die Erfahrung beweiset, oft nur die schönen geschmackvollen Formen des ästhetischen Gefühls und die aufheiternden Genüsse der geselligen Freude, um mit verschlossenem Auge in den mit mystischem Floskelwerk bedeckten Schlamm grober Gelüste zu gerathen.

Aber nicht minder tadelhaft ist die Verirrung der Gegenpartei dieser Schwärmer, welche von einer Emancipation, von einem förmlichen Cultus der Sinnlichkeit spricht; denn die Sinnlichkeit, so bereitwillig wir auch ihre Rechte anerkennen, darf nie als herrschendes Princip in unserm Seelenleben auftreten, so wenig wie der gemeine Pöbel in einer gesellschaftlichen Gemeinheit. Die Sinnlichkeit soll unter der Regierung der Vernunft stehen und sie wird willig gehorchen, wenn die Regentin ihre Herrschaft mit Weisheit übt und nicht wie ein Despot alles durch Befehle, Gebote und Verbote erzwingen will. Die Virtuosität des Regierens besteht in der Kunst, den Unterthan dahin zu bringen, daß er den

Willen des Regenten zu dem seinigen mache und seinen Vortheil in der engsten Verbindung mit dem, den Gesetzen zu leistenden Gehorsam erblicke. Dies gilt sowohl von großen Staaten als auch von dem kleinen Vernunftstaate im Innern des Menschen. Willkürherrschaft und Verkennung der Rechte der Unterthanen führen überall zur Empörung.

* * *

Der Mensch soll sich nach einem biblischen Bilde zu einem Tempel Gottes erbauen, wir können also die Operationen seiner Vernunft, seiner geistigen Thätigkeit unter einem architectonischen Gleichnisse anschaulich machen. Nicht nur jedes wissenschaftliche System ist ein Bau oder Bauriß, sondern auch das letzte Ergebniß aller theoretischen und praktischen Bestrebungen des vernünftigen Willens, die Gestaltung unsers Lebens kann unter dem Symbole eines Gebäudes vorgestellt werden. Fassen wir das Ideal der geistigen Thätigkeit unter dem Bilde eines schönen erhabenen Tempels ins Auge, so kann man fragen, warum die Wirklichkeit diesem Ideale so selten entspricht. An guten Bauriſſen und Bauregeln fehlt es nicht; auch nicht an ruhmredigen Verheißungen des Baumeisters; aber gewöhnlich kommt am Ende statt des schönen Tempels ein schmuziger Stall zur Abfütterung sinnlicher Bedürfnisse zum Vorschein; an der Stelle des Weihrauchaltars sieht man eine Küche, wo Fleischtöpfe dampfen und die zu verehrende Gottheit ist durch einen Fetisch der Selbstsucht oder durch ein Idol des Ehrgeizes verdrängt worden. Im glücklichsten Falle ist der Bau ein Bruchstück geblieben, und statt der herrlichen Kuppel, welche der Plan versprach, ist ein elendes Nothdach auf das fragmentarische Gefüge gesetzt worden.

* * *

Wenn wir im bürgerlichen Leben einen unvollendeten Bau sehen und uns nach den Ursachen der Nichtvollendung

erkundigen, so werden wir in den meisten Fällen die Antwort erhalten, daß es dem Bauherrn an Mitteln gefehlt habe, die Werkleute und Maurer zu bezahlen, und sie also davon gegangen seien, ohne weiter Hand anzulegen. Sollte derselbe Mangel an Vermögen oder an Mitteln, die untergeordneten Bauleute zu befriedigen und ihren guten Willen zu den nöthigen Leistungen zu gewinnen, vielleicht auch die Ursache sein, daß der Bauriß der praktischen Vernunft so oft nicht ausgeführt, oder doch nur fragmentarisch in der Wirklichkeit dargestellt wird? Welches sind denn aber die Werkleute, die im Dienste der Vernunft arbeiten?

* * *

Die Vernunft hat in der Sinnenwelt nur mittels unsers körperlichen Organismus, Causalität; das Receptions- und Reactionssystem dieses Organismus belegen wir im Allgemeinen mit dem Namen der Sinnlichkeit und die in derselben thätigen bewegenden Kräfte, können als die Diener oder Arbeiter der Vernunft betrachtet werden, welche nach dem Plane dieser idealen Baumeisterin arbeiten sollen. — Aber diese Arbeiter wollen bezahlt sein; sie können ihr eignes Interesse nicht ohne Vergütung einem fremden aufzuopfern billigerweise genöthigt werden. Hier versieht es nun die Regentin Vernunft wie so viele Regenten, indem sie nicht auf Mittel denkt, den guten Willen der untergebenen Sinnlichkeit für sich zu gewinnen, sondern genug gethan zu haben vermeint, wenn sie ihren souverainen Willen mit unbedingter Machtvollkommenheit ausspricht, etwa wie ein unbeschränkter Monarch den seinigen, ohne sich um die öffentliche Meinung und die Rechte des Volks zu bekümmern, als unveränderliche Richtschnur aufstellt. Wie unter jeder Despotie, kommt es auch im Reiche der Vernunft zu der fatalen Krisis, daß das gemeine Volk der Sinnlichkeit der fortgesetzten Arbeit im Interesse seiner Herrschaft müde und zu einem Widerstande aufgereizt wird, der vielleicht damit endigt, daß die Vernunft um ihre Herrschaft gebracht und gezwungen wird, unter

dem Namen des Verstandes die Interessen der Sinnlichkeit zu besorgen und zu berechnen. — Diese Umkehrung würde vermieden worden sein, wenn die Vernunft die Kunst verstanden hätte, ihre Zwecke von einer solchen Seite darzustellen, daß auch der Sinn oder das Gefühl sich dafür hätte interessiren können.

* * *

Damit ist nicht gesagt, daß die Vernunft, um nur ihre guten Zwecke zu erreichen, den sündhaften Neigungen der Sinnlichkeit nachsehen oder sie gar begünstigen sollte. Das ist eine Moral, die von der Schlangenklugheit oder Bosheit der schleichenden Jünger des h. Loyola mit besonderer Kunst ausgebrütet worden ist. Die Aufgabe besteht vielmehr darin die Sinnlichkeit zu befriedigen, ohne eine einzige ihrer bösen Neigungen und Gewohnheiten zu begünstigen, so wie etwa ein Dienstknecht zufrieden gestellt und abgefunden werden kann, ohne daß man nöthig hat, seinem Hang zur Faulheit und Ungebundenheit im geringsten Vorschub zu leisten.

* * *

Zur Sinnlichkeit gehören nicht bloße äußere Wahrnehmungen und Empfindungen, sondern auch innere Gefühle; wir sprechen ja von einem Wahrheits-, Schönheits- und Rechtssinn und selbst das religiöse Gefühl, wie sehr es auch zu den höchsten geistigen Ideen emporstrebt, wurzelt in der passiven Grundlage unsers Seins, welche Sinnlichkeit heißt. Wir fühlen jede Regung des Verstandes und der Vernunft; kein Gedanke geht an unserm Geiste vorüber, ohne eine wahrnehmbare Spur zurückzulassen und selbst der Flammenwagen göttlicher Ideen hinterläßt im Gemüthe gewisse Gleisen als Zeichen seines Vorbeirollens. Nun lehrt die Erfahrung, daß die Sinnlichkeit zufriedengestellt werden kann, wenn ihr ein angenehmes Gefühl geboten wird, gleichviel welches, daß es also möglich ist, an die Stelle eines unerlaubten Sinnenreizes,

einen erlaubten zu setzen, dem Giftapfel einen gesunden unterzuschieben. Lehrt uns doch die tägliche Erfahrung, wie selbst eingewurzelte Neigungen durch stark hervortretende Gefühle verdrängt und von dem Leidenschaftlichen auf einige Zeit freiwillig aufgegeben werden können. Welche plötzliche Veränderungen bringen z. B. Freude, Furcht, Schrecken in unserm ganzen Gemüthe hervor und welche Wunder wirkt die Begeisterung für eine gewisse Idee, welche schön und erhaben genug ist, oder auch nur scheint, um allen Kräften des Geistes eine concentrische Richtung zu geben.

* * *

Wenn wir vielleicht ein Vermögen besäßen, willkürlich ein gewisses Gefühl zu veranlassen, wodurch ein anderes, der Vernunft mißfälliges verdrängt werden könnte, so wäre dadurch die Möglichkeit gegeben, die Sinnlichkeit von den verbotenen Wegen, worauf sie den Genuß verfolgt, abzuziehen, und sie dagegen für den Dienst der Vernunft zu gewinnen, indem ihr dafür ein anderer erlaubter Genuß geboten würde. Ein solches Vermögen besitzen wir aber wirklich in der Phantasie, welche ein Vermögen ist, durch bloße Bilder von Gegenständen, und selbst durch Bilder von unsinnlichen Begriffen, Ideale genannt, starke Gefühle hervorzubringen und den Willen in Bewegung zu setzen. Vielleicht könnte die Sinnlichkeit, wie ein verwöhntes Kind, durch die Bilderbücher der Phantasie von unerlaubten Genüssen abgezogen und für die Ideen der Vernunft begeistert werden. Der sinnliche Trieb strebt nach Glückseligkeit, und wenn er keine andere Seligkeit erringen kann, wenn sich die undurchdringliche Wand des Verbotes zwischen ihn und den Gegenstand seines Strebens einschiebt, so nimmt er auch wohl mit den Bildern vorlieb, welche die Phantasie aus ihrer Zauberlaterne auf diese Wand fallen läßt.

* * *

Die Phantasie, oder productive Einbildungskraft, ist ein wunderbares Vermögen, welches unsere Gemüthswelt zu einem Himmel, aber auch zu einer Hölle machen kann. Eine wahre Zauberin, trägt sie als Vorstellungskraft bald einen Spiegel, um die gegebenen Erscheinungsformen aufzufassen und für die Erinnerung festzuhalten, bald als That- oder Bildungskraft, Meisel und Pinsel, um neue Gestalten oder Bilder zu schaffen. Freilich schafft sie keine wirklichen Gegenstände, sondern nur Idealformen, aber sie schafft doch wirklich in ihrem Gebiete. — „Der zeitliche Inhalt der Seele," sagt Heinroth, „ist Gefühl, Vorstellung, Handlung. Alles dies wird von der bildenden Kraft, von der Schöpferkraft, welche die reine Freiheit ist, begeistert; das Gemüth wird erfüllt mit Liebe, der Geist mit Licht, der Wille mit Kraft, die ganze Seele mit Seligkeit. Die Schöpferkraft (Phantasie) begeistert das Gemüth zur Religion, die Vorstellungskraft zur Weisheit, den Willen zur Tugend, ihr seliges Spiel aber mit sich selbst erscheint als Kunst."

Mögen diese Züge auch etwas zu glänzend gezeichnet sein, so ist doch nicht zu leugnen, daß in der Thätigkeit der Phantasie etwas Zauberhaftes liegt. Sie überspringt mit ihrem Zauberstabe die weitesten Klüfte der Zeit und des Raumes, und weiß Hütten zu bauen in den weitesten Fernen der Vergangenheit und Zukunft, Hütten der Ruhe für den durch eine drückende Gegenwart ermüdeten Geist. Sie durchblickt die tiefen Schichten der Zeit sowohl rückwärts als vorwärts und macht durch ihren Talisman, daß sie sich ausbreiten in einer einzigen Fläche, so wie der unendlich tiefe Himmel gleich einem aufgerollten Teppiche in greifbarer Nähe vor uns zu liegen scheint. Und so wie die Sternbilder an diesem Himmel dem Schiffer zu Wegweisern dienen, so zeigen auch die Bilder der Phantasie dem Erdenwaller nicht selten den Weg, den er gehen soll. Denn sie schafft ja Ideale und das Ideal des höchsten Guten ist der Polarstern in der Sphäre der moralischen Welt.

* * *

Man hat der Phantasie viel Böses nachgesagt, sie für eine Armide ausgegeben, welche ihren Liebling in ihre Zaubergärten verlockt, um ihn mit ihren Netzen zu umstricken. Diese Beschuldigung läßt sich nicht ganz zurückweisen; man muß gestehen, daß diese Zauberin die Vernunft oft täuscht, indem sie dem sinnlichen Gelüste und selbst dem Laster die Form der Schönheit giebt. Aber dadurch wird nur bewiesen, daß die Phantasie einer gewissen Disciplin bedarf, daß ihre Freiheit sich gewissen Gesetzen unterwerfen muß. Selbst im Mißbrauch ihrer bildenden Kraft läßt sich der mögliche segensreiche Gebrauch erkennen; die Phantasie würde nicht die Lockungen zur Sünde verstärken können, wenn sie nicht im Stande wäre, die sinnlichen Eindrücke überhaupt zu modificiren und durch ihre künstlich geschliffenen Spiegel in zauberischem Lichte zu zeigen. Wenn die Phantasie die sinnlichen Reize verstärken kann, so ist sie auch andererseits im Stande, die schönen Gefühle der Liebe, der Achtung, der Großmuth, der Hoffnung zu idealisiren. Wenn die kalte Vernunft, die alles durch Regeln und Gesetze zu erzwingen sucht und deshalb in der oft ungehorsamen Sinnlichkeit nur eine Feindin sieht, diese Gefühle, die Kinder derselben nicht anerkennen will, so nimmt die gemeinschaftliche Freundin der beiden streitenden Gewalten diese verstoßenen Kinder in ihren Schooß, brennt sie, wie Ceres den Triptolem, am Feuer der Begeisterung rein, und führt sie dann, so veredelt, der Vernunft zu, welche nun in ihnen gute Genien erkennt, ihr zur Beförderung ihrer Zwecke gesendet. Und eben so versteht es die Phantasie, die Sinnlichkeit mit den Ideen der Vernunft zu befreunden, indem sie denselben eine scheinbar sinnliche Hülle verschafft, wodurch sie mit dem innern Sinn in Berührung treten. So ist die Phantasie wohl geschickt, eine gewisse Harmonie zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit zu vermitteln; denn als eine Verwandte von beiden, indem sie mit jener die Freiheit, mit dieser aber die Empfänglichkeit gemein hat, ist sie zu dem Berufe einer Friedenstifterin zwischen diesen streitenden Gewalten ganz vorzüglich befähiget.

* * *

Wenn also die Frage aufgeworfen wird, wie ist die Sinnlichkeit von ihren unerlaubten Genüssen abzuziehen und für die Zwecke der Vernunft zu gewinnen, so kann man antworten, daß, wenn ein solches Wunder überhaupt möglich ist, es nur durch den Zauber der Phantasie bewirkt werden könne und zwar dadurch, daß sie mittels ihrer magischen Kunst schnell eine Verwandlung vornimmt und an die Stelle der rohen, unsittlichen Begierde ein schönes sittliches Gefühl setzt. Die Sinnlichkeit ist schon zufrieden, wenn sie nur nicht ganz leer ausgeht und läßt sich selbst den Tausch zwischen dem gegenwärtigen und künftig zu hoffenden Genusse gefallen, wofern es die Phantasie nur versteht, durch eine künstliche Perspective die Zukunft recht nahe zu bringen und in einer schönen Beleuchtung zu zeigen. Da die Hoffnung selbst ein angenehmes Gefühl ist, so nimmt der Sinn, wie ein eigennütziger Gläubiger, gern die Anweisung auf eine künftig zu leistende Zahlung und stellt bei der Aussicht auf die bewilligten Procente, seine gegenwärtige Forderung ein. Es läßt sich demnach der Handel so vermitteln, daß die Vernunft ihre vollständige Herrschaft behaupte, dadurch daß sie der Sinnlichkeit den geforderten Tribut abschlägt und ihn in ein freiwilliges Geschenk, mit ihrem Gepräge versehen, verwandelt, oder, um auf das erstgewählte Gleichniß zurückzukommen, — die Sinnlichkeit, welche zunächst nur bei dem Bau eines Wirthschaftsgebäudes interessirt ist, kann dennoch für einen Tempelbau gewonnen werden, wenn die Phantasie ihr die erhabene Schönheit eines solchen Werkes vorhält, und dadurch das Gefühl interessirt. —

* * *

Das Gesagte findet seine Bestätigung in der großen Wirksamkeit der Kunst zur Beförderung moralischer Zwecke. Durch das Spiel ästhetischer Ideen wird die Phantasie gleichsam schöpferisch und dadurch geschickt gemacht, gemeine unedle Gefühle durch schöne und erhabene zu verdrängen. Verbinden sich nun sittliche Ideen mit diesen Gefühlen, so steht der Verwirklichung dieser Ideen nichts entgegen, da die

Sinnlichkeit ihrerseits auch Befriedigung dabei findet. So wie der Maler und Bildhauer keine Mühe scheut, um sein Ideal zu realisiren, so scheut auch der moralische Künstler keine Anstrengung, um das Ideal eines schönen Lebens wirklich zu machen, wenn nur dieses Ideal in recht lebhaften Umrissen vor seinem Geiste steht und das Gefühl von der Schönheit desselben angezogen wird. Die Tugend kann durch den Zauber der Phantasie eine so reizende Gestalt gewinnen, daß der dafür Begeisterte sie wie der Jüngling die Geliebte, durch tausend Gefahren trägt und die Last angenehm findet. — Durch bloße Begriffe, Lehren und Predigten wird so etwas nicht bewirkt.

* * *

Es ist ein schwer zu lösendes Problem, wie die moralische Freiheit des Menschen mit der Naturnothwendigkeit, die doch unläugbar in seiner Organisation, in dem ganzen Systeme seiner Empfindungen und Neigungen herrschend ist, zu vereinigen sei. Wie kann die Vernunft mit ihrem Gesetze der Freiheit Causalität haben, wenn die Sinnlichkeit, ohne deren Mitwirkung doch keine äußere Handlung möglich ist, sich an ein Gesetz gebunden fühlt, welches mit Nothwendigkeit gebietet? Die Aufgabe ist auch wirklich unauflöslich, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß die praktische Vernunft ohne alle Einmischung der Sinnlichkeit wirken, oder vielmehr, daß diese sich vom Naturgesetze losreißen, und wie eine willenslose Sklavin den Machtsprüchen der Gebieterin unbedingt gehorchen soll. Es zeigt sich gar bald, daß diese Machtsprüche und selbst die triftigsten Gründe keinen Eindruck machen, wenn die Phantasie nicht die Vermittlerin macht und durch ihre Bilder gewisse Gefühle erregt. Nicht die Begriffe von Tugend und Pflicht, sondern die Schönheit und Erhabenheit derselben bewegen den sinnlichen Willen, der Entschluß springt aus der Begeisterung hervor und überwindet alle Schwierigkeiten. Die Causalität der Natur, welche in der Sinnlichkeit mit Nothwendigkeit wirkt, wird

auf diese Art nicht aufgehoben, sondern nur in eine andere Richtung gebogen; der Strom der natürlichen Ursächlichkeit, der in allem Sinnlichen fließt und im Menschen ohne den Gegenbau der Phantasie die Pflanzungen der Sittlichkeit zerstören würde, soll nicht abgedämmt, sondern nur in wohlthätige Canäle abgeleitet werden, so daß er, obgleich in seinem eigenthümlichen Gebiete fortgleitend, nur zum Gedeihen dieser Pflanzungen dienen möge.

* * *

Die Sinnlichkeit gleicht einem Kinde, welches oft mehr durch den Schein als durch die Wirklichkeit gewonnen und befriedigt werden kann. In Ermanglung currenter Münze nimmt sie auch mit glänzenden Zahlpfennigen und schönen Schaumünzen vorlieb, welche die Phantasie prägt, oder mit Bankzetteln, womit sie Anweisung giebt auf den Reichthum der künftigen Glückseligkeit; wenigstens will sie ein Bildchen haben, wenn sie von ihren Unarten lassen und der Vernunft gehorchen soll. Es ist demnach gar nicht unwichtig eine wohlgeordnete Bilderkammer der Einbildungskraft in der Nähe zu haben, um die Sinnlichkeit durch verständliche Symbole für die abstracten Vorstellungen des Verstandes zu gewinnen und ihr die Ideen der Vernunft anschaulich zu machen.

* * *

Die Kunst, eine Tochter der Vernunft und Phantasie ist auf das engste mit der Sittlichkeit verbunden. Es ist ein armseliger Dünkel, wenn man dadurch der Kunst eine höhere Bedeutung zu geben wähnt, daß man sagt, sie sei um ihrer selbstwillen da. Von der Sittlichkeit getrennt wird sie zu einer Buhlerin des Staubes, die sich einer Leiche angetraut hat und mit ihr zu Grabe gehen wird. Die schöne Kunst muß mit der sittlichen oder mit der Lebenskunst Hand in Hand gehen, wenn sie nicht ihre höchste Würde verlieren soll.

Schon aus der leiblichen Schönheit soll die Reinheit der ewigen hervorleuchten; der sinnliche Mensch soll durch jene für diese empfänglich gemacht werden. Die wahre Schönheit, der Gegenstand der Kunst, kann keinem andern Geiste als dem der Sittlichkeit und Wahrheit dienen, den sie als Grazie begleitet, um die Sinnlichkeit für sie zu gewinnen. Die drei Sterne, des Guten, Wahren und Schönen, welche unsere Gemüthswelt erleuchten, sind Ausflüsse Einer himmlischen Sonne und können nicht mit einander in Opposition stehen.

Da der Mensch nicht bloß eine Seele, sondern auch ein Leib ist, so besteht die Aufgabe der Kunst darin, die ewigen Ideen gleichsam zu verleiblichen. Die ganze Kunst ist demnach eine heilige Symbolik, die den Zweck hat, die Ideen der Vernunft in einer schönen sinnlichen Hülle darzustellen, und dadurch die Ahnung von einem Urbilde der Schönheit in der Brust des Sterblichen zu erwecken und ihn so in eine höhere Region zu erheben vermag. Wie die ganze Schöpfung ein großes Kunstwerk ist, so soll auch die Geschichte und das Leben jedes Einzelnen ein schönes Kunstwerk sein und der von der schönen Kunst begeisterte moralische Künstler soll aus der Tiefe seiner eigenen rein und harmonisch gestimmten Seele die Farben nehmen, um dieses Kunstwerk zu vollenden.

* * *

Die Idee der Vollkommenheit des Seins und Lebens begleitet den Menschen auf seiner Lebensreise. Sich zu einer Dreiheit gestaltend entfaltet sie sich als die Idee des Wahren, die Idee des Guten, (des Wahren im Handeln oder die praktisch bethätigte Wahrheit) und die Idee des Schönen. Die Schönheit hat die Mission, dem Wahren und Guten Eingang zu verschaffen beim sinnlichen Menschen. Das Schöne ist die, dem geistigen Leben in seiner sinnlichen Erscheinung

entsprossene Blüthe, welche vom Hauche der Wahrheit entfaltet wird, damit die Frucht des Guten reife.

* * *

Man kann sich die Idee von einer moralischen Kunst und Kunstlehre machen, denn die Sittlichkeit will geübt sein, und diese Uebung muß, wenn sie guten Fortgang haben soll, nach gewissen Kunstregeln geschehen. In dieser Beziehung hat Jacobi Recht, wenn er in seinem Woldemar behauptet: „Tugend ist eine freie Kunst und wie das Kunstgenie durch That der Kunst Gesetze giebt, so das sittliche Genie dem menschlichen Verhalten." Ich würde das Geschäft der sittlichen Kunst vorzüglich in die Lösung der Aufgabe setzen, die Causalität der Vernunft mit der in der sinnlichen Organisation herrschenden Causalität der Natur zu vereinigen, dadurch, daß sie den Aeußerungen der Sinnlichkeit die sittliche Form und den Begriffen, Ideen und Gesetzen der Vernunft die schöne Hülle zu ertheilen suche. Wenn der launige Hippel sagt: „Vernunft ist das Unterfutter, Oberzeug muß die Dichtkunst sein," so kann man dieses Gleichniß vervollständigen, indem man der moralischen Kunst das Geschäft überträgt, diese Stücke (den guten Stoff und die schöne Form) zu einem Gewande zu vereinigen, worin die menschliche Tugend mit Anstand auftreten könne. Die moralische Kunst soll es sich zum angelegentlichsten Geschäft machen, die Phantasie anzuhalten, daß sie ihren Zauberstab nicht zu Gunsten der Begierden und Leidenschaften, sondern zu sittlichen Zwecken gebrauche. Das wird geschehen, wenn diese Bildnerin solche innere Anschauungen und Gefühle zu bewirken sucht, wodurch eine der Sittlichkeit nachtheilige Disposition der Sinnlichkeit verdrängt und eine Gemüthsstimmung hervorgerufen wird, welche gewissermaßen mit den Zwecken der Vernunft harmonirt. Der Inbegriff der Regeln läßt sich unter dem Begriffe einer moralischen Kunstlehre denken, welche der Phantasie zur Seite stehen und sie belehren soll, wie ihren Bildungen die sittliche Form aufzuprägen und die sittlichen Ideen mit den

Gefühlen der Schönheit, und Erhabenheit zu verbinden sind, damit auch der sinnliche Wille für sie in Bewegung gesetzt werde. Diese Gefühle sind unter dem Namen von Triebfedern bekannt und die moralische Kunstlehre oder Aesthetik enthält die Regeln, sie in Bewegung zu setzen.

Selbst Kant, so sehr er sich bemüht, alles sinnliche Interesse von der ächten Sittlichkeit auszuschließen, giebt doch wenigstens eine im Gefühl wurzelnde Triebfeder des Willens zu, indem er als Triebfeder oder subjectiven Bestimmungsgrund zur Befolgung des Sittengesetzes die Achtung nennt. „Die Achtung," sagt er (in s. Kritik der praktischen Vernunft) „in sofern sie den Eigendünkel demüthiget, ist ein unangenehmes Gefühl; auf der andern Seite aber ist darin so wenig Unlust, daß, wenn man erst den Eigendünkel abgelegt und jener Achtung Einfluß gestattet hat, man sich wieder an der Herrlichkeit und feierlichen Majestät dieses Gesetzes nicht satt sehen kann und die Seele sich in dem Maße erhebt, als sie das heilige Gesetz und die Gesetzgeberin, die reine Vernunft, über die gebrechliche Natur erhaben sieht." — Ist in diesen Worten nicht eine zauberische Wirkung der Phantasie beschrieben, welche den kalten Begriff des Gesetzes erwärmt, gleichsam hypostasirt und personificirt und mit anschaulicher Majestät und Herrlichkeit umkleidet? Ja, wenn die Phantasie unter der Disciplin der Vernunft nach den Regeln der moralischen Kunst arbeitet, so werden unter ihren schaffenden Händen die schönen Formen der Natur und Kunst zu Trägern sittlicher Ideen und selbst das abstracte Sittengesetz umgiebt sich durch ihren Zauber mit einer Umhüllung sinnlicher Herrlichkeit, so daß es mittels der dadurch erregten Gefühle der Achtung und Bewunderung einen Berührungspunkt mit dem sinnlichen Willen bekommt. Die Achtung ist freilich kein pathologisches, aber doch immer, wie die Liebe, ein mit begrifflichen Elementen vermischtes inneres Gefühl; Größe und Erhabenheit erzeugen Achtung; Schönheit und Anmuth Liebe und diese Gefühle bilden starke Triebfedern für den sinnlichen Willen, so daß dieser durch Vermittlung der moralischen

Kunst eine parallele Richtung mit dem vernünftigen Willen erhalten kann.

* * *

Die stärkste Stütze der Sittlichkeit wird dem schwachen Menschen von der Religion geboten; durch sie wird das Sittengesetz gleichsam lebendig, denn es wird dargestellt als das Gesetz Gottes und wenn die Gegenwart dieses höchsten Gesetzgebers in seiner Majestät und Herrlichkeit vor die Einbildungskraft des gläubigen Menschen tritt, so wird er diesem Gesetze den Gehorsam so wenig verweigern, als ein Staatsunterthan in Gegenwart des Fürsten die bürgerlichen Gesetze zu übertreten wohl jemals die Frechheit haben wird.

Indeß auch die Religion trägt trotz ihres himmlischen Ursprungs kein Bedenken, von den ergreifenden Bildern Gebrauch zu machen, wodurch die Phantasie auf die Sinnlichkeit zu wirken und sie für die Zwecke der Vernunft zu gewinnen vermag. Die christliche Religionsgeschichte ist reich an Beispielen von den erstaunlichen Wirkungen, welche allein das ungeheure Doppelgemälde der ewigen Seligkeit und Verdammniß hervorgebracht hat, und wenn sich auch in diesen Beispielen mancher schwärmerische Zug nicht verkennen läßt, so müssen wir doch wenigstens gestehen, daß diese Wunder nicht durch den bloßen Begriff der Pflicht bewirkt worden wären. Hat in diesen Tagen die religiöse Mystik im Allgemeinen an Energie verloren, so ist dafür die Religion der reinen Sittlichkeit näher gerückt, indem sie nicht mehr blinden Glauben und Gehorsam verlangt, sondern die Freiheit des Willens achtet. Aber die Ideale der Phantasie kann sie niemals entbehren.

Wie aber, ruft der Skeptiker, wenn die religiöse Idee ein Hirngespinst wäre, wenn Gott nur in unserer Einbildungskraft existirte und ein bloßes Vorurtheil wäre, das durch Tradition vererbt würde? Freilich führt der Begriff der Sittlichkeit nothwendig auf einen Urheber der moralischen Weltordnung; die Existenz Gottes ist, wie Kant zu be-

weisen sucht, ein Postulat der Vernunft, wodurch sie für den Mangel theoretischer Beweise entschädiget wird. Aber, fährt der Skeptiker, trotz des Widerspruchs seines Herzens fort, wenn nun die Sittlichkeit auch eine bloße Schimäre wäre? Hat es doch Philosophen gegeben, die sie für ein System des consequenten Eigennutzes erklärten und nichts wissen wollten von einer moralischen Weltordnung, sondern ewige nothwendige Gesetze an die Spitze der Weltregierung stellten. Ist das nicht sinnreich genug? —

* * *

Der philosophische Materialismus erklärt das Dasein der Welt nicht aus dem Willen eines allmächtigen Schöpfers, sondern aus ewigen Naturgesetzen, und der moderne Pantheismus der Schelling'schen und Hegel'schen Schule kommt durch einen Umschweif zu derselben Erklärung zurück. Denn er geht von einem unbewußten Gott aus, der erst einen langen Proceß durchmachen muß, um zum Bewußtsein zu gelangen, und fragt man, wie dieser Proceß bewirkt werde, so ist die Antwort: durch ewige Naturgesetze. Gott erscheint als eine untergeordnete Potenz, die man gleichsam nur Ehren halber gelten läßt. Gesetze sind die Schöpfer der Welt, und die universelle Weltregierung ist nichts weiter als das Walten allgemeiner, allumfassender, alldurchdringender Naturgesetze, unter welchen auch die Entwicklung alles Bewußtseins steht. Man macht also eine leere Abstraction — denn Gesetz ist doch nichts weiter als ein abstracter Begriff —, zur höchsten absoluten Weltmacht, der alle andern Weltmächte unterworfen sein sollen. Hätten die Herrn bedacht, daß das Gesetz immer etwas von einer ordnenden Vernunft Gesetztes ist, so würden sie vor diesen Abwegen bewahrt worden sein.

* * *

Gesetz ist dem Namen nach etwas Gesetztes; es setzt also eine Thätigkeit voraus, wodurch es gesetzt worden ist, und zwar eine Vernunftthätigkeit. Mögen wir unter Gesetz die Norm verstehen, woran eine Kraft in ihrer Wirksamkeit gebunden ist, oder die beharrliche Regel, wonach etwas geschieht oder geschehen soll, so muß immer ein Verstand da sein, von welchem diese Norm, diese Regel gesetzt, oder doch wenigstens gedacht wird. Aber bevor der Verstand einen Begriff bilden oder denken kann, muß er als Verstand constituirt, die Norm seiner Thätigkeit muß festgestellt sein, und wenn wir diese Norm, die Principien der geistigen Thätigkeit auch Gesetze nennen, so müssen wir diese Gesetze als etwas der endlichen Vernunft von außenher Gegebenes betrachten. Diese Gesetze wären also zu denken als die Uracte einer höhern Intelligenz, durch welche die menschliche Vernunft in ihre Funktion gleichsam erst eingesetzt würde; denn wie gesagt, von etwas Unvernünftigem kann ein Gesetz nicht ausgehen.

* * *

Da die ursprünglich in der Vernunft liegenden constitutiven Gesetze doch verstanden und gewußt werden müssen, so muß sie die zu diesem Verstehen nothwendigen Acte vornehmen, wodurch das fremde Gesetz zu dem ihrigen gemacht und als solches aufgestellt wird. Denn ohne dieses Aneignen des in ihr liegenden Gesetzes würde die Vernunft den Charakter der freien Thätigkeit verlieren, und wie ein durch eine fremde Regel in Bewegung gesetzter Mechanismus erscheinen.

* * *

Aber die Vernunft ist an diese Gesetze gebunden; sie kann sie nicht umgehen, nicht anders machen, ihre Nothwendigkeit nicht durchbrechen. — Was nach diesen Gesetzen für uns denknothwendig ist, ist gewiß, und was nicht gedacht werden kann, weil es den Denkgesetzen widerspricht, existirt

für uns nicht. Man kann und darf nicht sagen: diese Gesetze sind zuletzt doch auch nur etwas Gedachtes, also etwas Subjectives; es ist also möglich, daß das Objective an andere Gesetze gebunden sei. Denn wie gesagt: ein Objectives, was nicht gedacht werden kann, existirt für uns nicht. Ich vertraue diesen Gesetzen, weil sie von einer höhern Vernunft gedacht und gesetzt worden sind; nur was für mich denknothwendig ist, ist gewiß.

* * *

Mag die Ursache eines Seins oder Geschehens auch außer der Vernunft liegen, indem sie diese Ursache ergreift, verwandelt sich dieselbe in einen Grund, d. i. in ein Princip der Selbstthätigkeit. Wo Vernunft ist, da muß auch ein inneres Princip — ein Grund sein, daher ratio sowohl Vernunft als Grund heißt und die Feinde des Rationalismus müssen folgerichtig sowohl die Vernunft als die wissenschaftliche Gründlichkeit bekämpfen. Das Natur-Gesetz: alles Existirende muß eine Ursache haben, verwandelt sich in das Vernunftgesetz: alles Gedachte muß einen Grund haben.

* * *

Wenn der Skeptiker sagt: das Causalgesetz ist doch auch nur etwas Gedachtes und hat als solches keine objective Gültigkeit, so ist die einfache Antwort auf diesen Einwurf, daß eine objective Welt, wo dieses Gesetz, an welches unser Denken gebunden ist, nicht gilt, für uns gar nicht existirt. Aber wenn die Vernunft das Gesetz der Ursächlichkeit als ein gegebenes annehmen muß und nicht über dasselbe hinaus kann, so kann sie es doch zu dem ihren machen, indem sie nach dem Grunde fragt, warum das Denken nicht bei dem Gegebenen stehen bleibe, sondern über dasselbe hinaus zu etwas anderm (der Ursache) getrieben werde; und diese Frage kann nicht anders beantwortet werden, als: weil die Vernunft alles Gegebene als unvollständig und mangelhaft

findet und dazu eine Ergänzung in einem andern sucht, in welchem Bestreben sie nicht eher zur Ruhe gelangt, als bis sie einen letzten Grund findet, der die genugsame Ergänzung von allem enthält, was sie eben nur in Beziehung auf die Idee von einem solchen absoluten Grunde für unvollständig erklärt hat. Diese Idee von einem vollständigen Sein muß also ursprünglich in der Vernunft liegen, weil der Begriff des Unvollständigen diesen Gegensatz verlangt, so wie das beschränkte Einzelne nicht begriffen werden konnte, ohne die Idee des Unendlichen. Begrenzung, das Princip des Endlichen, setzt voraus absolute Nichtgränze, die Unendlichkeit. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß der Idee des absoluten Seins ein reales Sein entspreche; aber als Gedanke muß sie doch ihren Grund haben, und da dieser kein idealer sein kann, so muß dieser Idee ein Realgrund untergelegt werden; der Gedanke des Absoluten muß gefaßt werden als verursacht aus dem Inhalte seiner selbst; also als entsprungen aus dem absolut unendlichen Wesen, welches wir Gott nennen und von welchem die Denkgesetze meiner Vernunft stammen. Gott kann nur als seiend gedacht werden so gewiß, als die Vernunft, deren Grund er ist, existirt. Erst wenn ich mir meine endliche Vernunft als einen Ausfluß der ewigen denke, finde ich die Erklärung, wie ihr ursprünglich die Idee von etwas Unbedingtem, die sonst keinen Grund hatte, beiwohnen kann.

* * *

Wie ungenügend diese Argumentation dem Skeptiker auch scheinen möge, so muß man doch gestehen, daß sie von einem nothwendigen Denkgesetze ausgegangen ist, und über die Denknothwendigkeit können wir nun einmal nicht hinaus. Unser Ich ist, wie Leibnitz bemerkt, der Spiegel des Universums und wir können ihn nicht anders machen, als er ursprünglich geschliffen ist. Wenn sich nun die Gottheit darin abspiegelt und ich das für einen optischen Schein erklären wollte, so bleibt doch die Frage unbeantwortet, wie ich zu

dem Spiegel und dem von ihm reflectirten Bilde komme, da ich mir deutlich bewußt bin, ihn nicht selbst gemacht zu haben. Wir schauen den allmächtigen unendlichen Geist insofern in jedem endlichen Dinge an, als dieses auf seinen Gegensatz, die Unendlichkeit, hinweiset; und ist diese auch nur ein formaler, so setzt doch jede Form einen Inhalt voraus. Wenn jedes Ding im Universum nun ist, wiefern es von einem Geiste gedacht wird, so müssen wir ein Wesen annehmen, in dessen Geiste die wirkliche Welt als eine Gedankenwelt existirt. So kommen wir auf ein absolutes All- und Selbstbewußtsein, welches aber nur dadurch möglich ist, daß alles, was ist, Resultat seines Schaffens ist.

* * *

Wenn Kant behauptet, daß die ursprünglichen Denkformen (Kategorien) nur Anwendung auf die Erfahrung fänden, so hat er auf seinem Standpunkte zwar Recht; aber die Frage nach dem Grunde dieser Formen und der daraus abgeleiteten Gesetze führen unmittelbar über die Erfahrung in eine übersinnliche Welt zum Wesen der Wesen oder Gott, durch dessen Vermittlung die sichtbare Welt eine versinnlichte Verstandeswelt wird, worin die Kategorien in bildlicher Weise anschaulich sind.

* * *

Das wahrhaft Ursprüngliche ist also die Idee eines Göttlichen, Ewigen überhaupt, welche schlechthin unzertrennlich ist von dem Bewußtsein eigner ihren Grund suchender Endlichkeit und in jedem Acte dieses Bewußtseins als stillschweigende Grundprämisse gesetzt wird. Eine urbildliche, ideenbildende Vernunft muß existiren, weil ihre Wirkung dem discursiven menschlichen Erkennen unmittelbar vorliegt, welches nicht einmal im Stande wäre, Begriffe zu bilden, wenn nicht der Uract einer Intelligenz vorausgegangen

wäre, die in den sogenannten Denkformen die Einheit und Allgemeinheit eines Gedankens vorgebildet hätte.

* * *

Eine bewußtlose Vernunft der Schelling'schen, Hegel'schen Schule ist ein Widerspruch in adjecto, und eben so läßt sich ohne Beweis einsehen, daß der dunkle blinde Urgrund, worauf sich die Existenz Gottes nach Schelling gründen soll, ein Ungedanke ist, weil das Blinde und Dunkle gerade das Gegentheil der Vernunft ist, und nicht als Grund eines daraus emporlodernden Geisterlichts gedacht werden kann. Ein personificirtes Weltgesetz aber ist entweder ein leeres Phantasiespiel, oder Gott muß als dieses Weltgesetz gedacht werden, was wohl erlaubt ist; wenigstens ist sein Wirken als die ewige nothwendige Gesetzmäßigkeit eines allumfassenden Geistes zu denken.

* * *

Die Frage, ob die Welt von ewigen Naturgesetzen, oder von einem höchsten geistigen Wesen, das wir Gott nennen, regiert werde, könnte uns indeß wenig oder höchstens nur in theoretischer Beziehung interessiren, wenn wir Gott nicht zugleich als ein heiliges und gerechtes Wesen verehren müßten, und daß er das ist, würden wir nicht wissen und auch durch keine Offenbarung erfahren können, wenn unsere Vernunft kein sittliches Gepräge hätte und wir somit nicht zu der Annahme berechtiget wären, daß jede Vernunft, auch die höchste, die Urquelle aller Vernunft, dieses Gepräge haben müsse.

Durch die Betrachtung der großen Welt und der in derselben wahrzunehmenden Zweckmäßigkeit, kann unsere Vernunft allenfalls zu einem allmächtigen und allweisen Gott emporsteigen, aber ohne die Offenbarung aus unserer kleinen innern Welt, wo sich die drei Sonnen der Wahrheit, Schönheit und Tugend bewegen, läßt sich durch keine logische Schlußfolge, durch keine noch so hochfliegende philo-

sophische Speculation, durch kein fortgesetztes Studium heiliger Offenbarungsurkunden, so wenig wie durch tausendjährige Betrachtung der Natur eine Leiter bilden, um zu einem heiligen Gott aufzusteigen. Was wäre aber ein Gott ohne Heiligkeit anders als ein mächtiger Despot, der wohl Furcht und Schrecken aber keine Liebe einflößen könnte? Was aus dem Begriffe der Heiligkeit wird, wenn er nicht aus der Idee der Sittlichkeit abgeleitet, sondern durch Tradition fortgepflanzt wird, lernen wir aus der Erfahrung, da man in diesen Tagen noch nicht allein von heiligen Menschen, sondern auch von heiligen Ketzergerichten, heiligen Ablässen, heiligen Knochen, heiligen Ober- und Unterröcken spricht. Was Gott seinem metaphysischen Wesen nach ist, wissen wir nicht und brauchen es auch nicht zu wissen; sein unendliches und doch vollendetes Sein und Wissen begreifen wir nicht, die Speculation verwickelt sich in Widersprüche und spricht Unsinn, wenn sie den ewigen Grund aller Existenz ergründen will; aber in Beziehung auf seine sittlichen Eigenschaften, d. h. auf seine Heiligkeit vermögen wir Gott zu erkennen; weil wir wissen, was ein sittlich guter Mensch ist, können wir auch einsehen, wenn auch nur in getrübtem Lichte, was ein heiliger Gott ist; denn, wenn das göttliche Ebenbild, welches der Mensch an sich trägt, auch noch so verdunkelt ist, so bekunden sich die Züge desselben, selbst bei dem Sünder, in einem strafenden Gewissen.

* * *

Die Sittlichkeit ist das innigste Band, welches den Menschen zu Gott hinzieht. Nur in dergleichen moralischen Beschaffenheit ist die göttliche Vernunft beziehungsweise gleich und eins mit der menschlichen, welche sich wenigstens in einem rein sittlichen Menschen das Ideal dieser Gleichheit denken kann. In dieser sittlichen Einheit liegt die tiefe Bedeutung der Menschwerdung Gottes, welche in Beziehung auf die unendliche Verschiedenheit der metaphysischen Eigenschaften der Gottheit und Menschheit als offenbarer Widerspruch und Unsinn erscheint. Ein sittlicher Idealmensch würde

ein solcher sein, in welchem die göttliche Heiligkeit sich am vollkommensten offenbarte. Ob ein solches Ideal zur Erscheinung kommen könne, mag in Frage gestellt bleiben, aber der christliche Glaube verehrt in Jesu einen Idealmenschen in sittlicher Beziehung, wiefern ein solches Ideal möglich ist, und was die heilige Geschichte von ihm erzählt beweiset wenigstens, daß er ein göttlicher Mensch war. Im hohen Bewußtsein, daß die göttliche Heiligkeit sich in ihm am reinsten ausgeprägt hatte, konnte Jesus Christus mit Recht sagen: „Ich und der Vater sind eins;" aber wohl wissend, daß die göttliche Heiligkeit eine, dem schwachen sinnlichen Menschen unerreichbare Idee sei, wies er an einer andern Stelle das Prädicat „gut", im höchsten moralischen Sinne genommen, als nur Gott zukommend, entschieden von sich ab. — Demnach könnte die durch Jesum gestiftete Versöhnung Gottes mit den Menschen so gedacht werden, daß durch seinen Vorgang in seinen Anhängern der Entschluß, dem Ideal der Heiligkeit nachzustreben und auch ihrerseits göttliche Menschen zu werden, um so kräftiger hervorgerufen wurde, als die Möglichkeit dieser Erhebung aus den Banden der Sinnlichkeit eben in Christi Vorgange und gegebenem Beispiele dargethan worden ist.

* * *

Wie mächtig auch die Stütze ist, welche durch die Religion der Sittlichkeit geboten wird, so müssen wir doch gegen das Mißverständniß protestiren, durch welches viele Religionseiferer bewogen werden, die Sittlichkeit für eine Folge oder eine Wirkung der Religion auszugeben, und somit derselben allen selbständigen Bestand und Werth abzusprechen.

Die streng orthodoxen Theologen, die freilich von einer rationalen Theologie keinen Begriff haben, vielmehr jeden Begriff des Rationalen oder Systematisch-vernünftigen perhorresciren, unterscheiden die guten, oder wie sie lieber sagen, die frommen Menschen von den bösen durch das Merkmal, das jene den in der Religion, (worunter sie immer eine un-

mittelbare Offenbarung verstehen) ausgesprochenen Willen Gottes vollbringen, diese aber nicht, sondern des Fleisches Gelüsten nachstreben; und als die stärksten Mittel oder Triebfedern dieser Frömmigkeit werden mit Nachdruck hervorgehoben: einerseits die Hoffnung von Belohnung und andererseits die Furcht vor Strafe, wenn auch erst in einem andern Leben zur Wirksamkeit kommend — ewige Seligkeit und ewige Verdammniß. — Aber wenn das unterscheidende Merkmal der Moralität in die Befolgung des Sittengesetzes, um seiner selbstwillen, gesetzt werden muß, so dürfte sehr zu bezweifeln sein, ob eine Handlungsweise, wo die Triebfedern der Furcht und Hoffnung die Hauptrollen spielen, eine sittliche genannt werden könne. Es würde nach dieser Ansicht im Reiche Gottes, auch wenn dessen Gebote überall Gehorsam fänden, wohl Legalität, aber durchaus keine Moralität zur Erscheinung kommen; dasselbe würde sich durch nichts von unsern politischen Reichen oder Staaten unterscheiden, wo man die gute Ordnung rühmt, wenn die bürgerlichen Gesetze, gleichviel aus welchem Beweggrunde scheinbar befolgt werden, und der Patriot, der durch seine gemeinnütze Gesinnung zum Gehorsam bewogen wird, nichts voraus hat vor dem niederträchtigen Selbstsüchtigen, der sich nur durch die Furcht vor der Strafe von der Uebertretung der Gesetze abhalten läßt. Eine solche Ordnung ist selbst in einem Staate möglich, dessen Oberhaupt ein vollkommener Despot ist, der über willenslose Sklaven gebietet, und wie oft hat man sich Gott unter dem Bilde eines solchen Despoten gedacht! Weil aber in solchen Staaten die Prüfung der Gesetze und Anordnungen selbst ein Verbrechen ist, so darf man sich nicht wundern, wenn durch Priesterbetrug gar mancher Vorschrift, die mit den Forderungen der Sittlichkeit im Widerspruche steht, das Gepräge eines göttlichen Gesetzes aufgedrückt worden ist.

Dergleichen Mißverständnisse würden nicht hervortreten, am wenigsten würden sich Glaubensartikel auch noch in unsern Tagen geltend machen, wodurch der moralische Glaube untergraben wird, wenn der richtige Begriff der Sittlichkeit

bei den theologischen Volksführern nicht eben so selten wäre, als die Beobachtung ihrer Gesetze unter dem rohen ungebildeten Haufen.

* * *

Wenn wir die Sittlichkeit mit ihrem wesentlichen Merkmal eines gesetzlichen Handelns um des Gesetzes oder des Gewissens willen fassen, wobei also alle Triebfedern der Selbstsucht ausgeschlossen sein sollen, wenn wir in der Freiheit, ihrem negativen Begriffe nach, das Vermögen erkennen, entweder das Sittengesetz zur Richtschnur unserer Handlungen zu machen, oder den Antrieben der Sinnlichkeit gegen die Mahnung des Gewissens zu folgen, so muß jedem Verständigen klar werden, daß das sittliche Element nicht, als ein von Außen Eingebrachtes, durch religiöse Belehrungen Erzeugtes, sondern als ein ursprünglich in der Vernunft Liegendes zu denken sei. Wäre das Sittengesetz nicht mit unvertilgbaren Charakteren in unser Gewissen geschrieben, keine andere, auch keine heilige Schrift, am wenigsten Belehrungen der Naturforschung könnten uns irgend eine Kenntniß, ja nicht einmal eine Ahnung davon geben. Demnach können wir kühn behaupten, daß die Religion, wofern sie etwas anders sein soll, als ein Gewebe dogmatischer Lehren oder ein leerer Ceremonialdienst, mit ihrem beseligenden himmlischen Glanze erst im Gefolge der Sittlichkeit auftreten kann, daß die sittliche Idee der religiösen die Bahn brechen muß; denn nur inwiefern der Mensch ein sittliches Vernunftwesen ist, hat er ächte Religion und Religionspflichten. Was vor der sittlichen Cultur die bloße theoretische Vernunft oder der Verstand im religiösen Gebiete zu Stande bringt, zeigt uns die Erfahrung an so vielen religiösen Culten, die keinen andern Zweck haben, als ihren Anhängern die Gunst eines mächtigen Geistes zu verschaffen, und sie vor seinem Zorne zu schützen. Die Mosaische Religion hatte offenbar keinen andern Zweck. Bevor die Gesittung im jüdischen Volke Wurzel faßte, konnte

auch die reine Idee von der göttlichen Heiligkeit sich nicht entwickeln.

* * *

Ist aber in Folge des sittlichen Bewußtseins dem Menschen die religiöse Idee in ihrer ganzen Reinheit aufgegangen, so findet zwischen Religion und Sittlichkeit das Verhältniß einer Wechselwirkung statt; sie dienen einander zu gegenseitiger Ergänzung und Vervollkommnung. Indem nämlich mit der Religion in der Idee eines heiligen Gottes ein Element in das Bewußtsein tritt, woran das Gefühl der Ehrfurcht vorzugsweise geknüpft ist, erhält die Vernunft die nöthige Stärke, um die egoistische Lust zu bekämpfen, und der Widerstand der Sinnlichkeit wird gebrochen, da sie in jenem erhabenen Gefühle eine gewisse Befriedigung erhält. Dagegen offenbart sich in den Gesetzen und Elementen des sittlichen Lebens eine Einrichtung, welche nicht aus der Betrachtung der Natur erklärt werden kann, sondern in der Consequenz ihrer Durchführung zu der Idee einer höchsten Weltmacht hin leitet, welche zugleich, als an der Spitze einer moralischen Weltordnung stehend, mit den moralischen Prädicaten der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte gedacht werden muß. Das wahre Verhältniß ist also hier, wie unter allen Functionen des Lebens, das der Wechselwirkung. Während die Sittlichkeit in der Selbstbestimmung zur Entwicklung des vernünftigen Lebens besteht, richtet sich dagegen in der Religion der geistige Blick auf das absolute Prinzip oder die höchste Grundursache der Dinge, und indem dabei das gesammte relative Dasein als eine Offenbarung der göttlichen Natur betrachtet wird, erscheint auch das sittliche Leben mit seinen Gesetzen als eine solche Manifestation; das höchste Wesen tritt in Beziehung zu den menschlichen Zwecken und Interessen; und so läßt die lebendige Idee auch das Gefühl nicht unangeregt. Das sittliche Gesetz erscheint als ein göttliches und gewinnt in dieser höhern Dignität die stärkere motivirende Kraft. Die Sittlichkeit erhält in der Religion ihre stärkste Triebfe-

der in dem Gefühle der Huldigung und Verehrung Gottes. Die schönen und erhabenen Ideale, welche die von der Religion begeisterte Phantasie schafft, ziehen die Sinnlichkeit von ihren unerlaubten Genüssen ab, und machen sie geneigt für die Zwecke der Vernunft zu arbeiten.

* * *

Wir lernen durch die, der Religion zu Grunde liegende Idee der Heiligkeit an der Gottheit gerade dasjenige kennen, was von den blindgläubigen Theologen für das tiefste Geheimniß ausgegeben wird: das oberste Gesetz seiner Weisheit, wie fern darin die Möglichkeit einer moralischen Weltordnung gegründet ist. Auf dem Standpunkte des sittlichen Bewußtseins ist der göttliche Wille für uns kein Geheimniß; denn er kann auf nichts anders gerichtet sein, als auf das Gute, also auf die Forderung, daß alle Vernunftwesen sittlich handeln, und die Folgen dieser Handlungen der Hand der Vorsehung überlassen sollen. Dieser einmal ausgesprochene und in der sittlichen Vernunftanlage offenbarte göttliche Wille kann niemals durch Gegenbefehle widerrufen, es können keine Ausnahmsgesetze angenommen werden und in keinem Falle ist zur Empfehlung unvernünftiger oder unsittlicher Glaubenssätze die Versicherung zuläßlich, daß das, was dem Menschen nach gründlicher Prüfung thöricht oder unsittlich erscheine, in den Augen Gottes, dessen Wege ja unerforschlich sind, wohl weise und sittlich sein könne. Wohl sind seine Wege in Beziehung auf die große Weltregierung unerforschlich; aber die Bahn, welche sein heiliger Wille dem menschlichen vorgeschrieben hat, liegt im hellen Lichte vor uns; die göttlichen Rathschlüsse sind in Bezug anf ihren sittlichen Charakter für uns kein Geheimniß und niemals kann das Absurde, oder Pflichtwidrige ein Merkmal des Göttlichen sein.

* * *

Die philosophische Sittenlehre hält uns ein Ideal der Tugend vor, dem der Mensch nachstreben soll, das er aber bei aller Anstrengung niemals erreicht. Was der Mensch auch thun mag, um eine praktische Idee zu verwirklichen, immer gleicht das Resultat seiner Bestrebungen einer Irrationalzahl, welcher in der Wirklichkeit immer etwas fehlt zur ganzen Wahrheit. Aber dies berechtigt uns nicht, an der Realität der Tugend zu zweifeln, so wenig als die Richtigkeit einer astronomischen Rechnung deswegen in Zweifel gezogen werden kann, weil sie größtentheils mit Irrationalzahlen geführt worden ist.

* * *

Man sagt mit Recht, das Sittengesetz gebiete unbedingt, und den Begriff dieser unbedingten Causalität, die im Gesetze liegen soll, nennt man die moralische Nothwendigkeit. Im Widerspruch damit lehrt aber die Erfahrung, daß das Gesetz von den Menschen nicht immer befolgt wird, und da fragt sich: was ist von einer Nothwendigkeit zu halten, welche in gar vielen Fällen nicht wirklich wird?

Der Grund dieses scheinbaren Widerspruchs liegt darin, daß die Vernunft einmal in ihrer vollkommnen Reinheit und Unabhängigkeit von den Formen der Sinnlichkeit und dann wieder das empirische Vernunftwesen als gebunden an diese Formen gedacht wird. Da alle geistigen Funktionen des Menschen sich in der Zeit entwickeln, so können auch die Funktionen seiner Vernunft nie als vollständige Einheit gelten, weil die Gedanken- und Ideenreihen, die sie in der Zukunft noch zu durchlaufen hat, für sie noch gar nicht da sind, und da diese mit dem Rade der Zeit erst allmählig sich entwickelnde Begriffskette doch auch zu ihrem vollständigen Denken gehört, so kann zu der geforderten Consequenz ihres Denkens — und folglich auch ihres Handelns manches bedeutende Glied fehlen, zu geschweigen, daß auch ihre intellectuale Vergangenheit von den darüber hingezogenen Zeitschichten verdunkelt wird. Da nun das sittlich nothwendige

Handeln in einen Zeitpunkt fallen kann, wo die Ideenreihe, die zur klaren Einsicht der Vorzüge des Guten vor dem Angenehmen und Nützlichen erfordert wird, entweder noch nicht gemacht, oder doch nicht mit der erforderlichen Klarheit ins Bewußtsein zurückgerufen worden ist, so wird die Handlung auch anders ausfallen, als sie nach dem Sittengesetze sein sollte. Dazu kommt noch, daß die Vernunft durch die unwillkürlich sich aufdrängenden sinnlichen Vorstellungen im consequenten Denken gehindert und ihres Einflusses auf den Willen momentan beraubt wird.

Soll durch diese Erfahrung die Sittlichkeit nicht aufgehoben, das Sittengesetz seiner Majestät und Würde nicht beraubt werden, so muß das wahre Vernunftsein als etwas Ewiges, über Raum und Zeit Hinausliegendes, gedacht werden. Und somit würden wir durch den nicht abzuweisenden Begriff der moralischen Nothwendigkeit in eine übersinnliche Welt, als die Welt des eigentlichen Seins geführt, und die Speculation trifft hier mit der religiösen Ansicht, welche das Ewige dem Zeitlichen und Sinnlichen entgegenstellt, harmonisch zusammen. — Eine Nothwendigkeit, der die Wirklichkeit fehlt, wäre ein Widerspruch; nun ist aber die sittliche Nothwendigkeit in der Sinnenwelt nicht wirklich; der dem Sittengesetze zu leistende Gehorsam ist theils gar nicht, theils nur unvollkommen vorhanden, folglich werden wir zu der Annahme gedrängt, daß das wahre Vernunftsein mit allen seinen sittlichen Consequenzen in einer andern Ordnung der Dinge liege, als die gegenwärtige ist, wo diese niederschlagenden Erfahrungen gemacht werden. Aber wie diese übersinnliche Lebensordnung zu denken sei, können wir nicht sagen, weil alles erkennende Denken aufhört, wenn von den sinnlichen Bedingungen, woran die Möglichkeit unserer Erkenntniß gebunden ist, abstrahirt wird.

* * *

Die moralische Nothwendigkeit, die gewöhnlich als Pflicht gedacht wird, muß sich aber doch auch in der Erfahrung bemerkbar machen, auch wenn sie nicht wirklich geworden ist, und dieses kann nur dadurch geschehen, daß in diesem Falle etwas ist, was bei pflichtmäßigem Handeln nicht sein würde, und erst als Folge der Uebertretung des Sittengesetzes zur Erscheinung kommt. Es tritt bei dem Bewußtsein einer Pflichtwidrigkeit in das Bewußtsein eine böse Negation der zum Wesen der Vernunft gehörigen sittlichen Thätigkeit, wodurch sie mit sich selbst entzweit wird, und welche sie daher fortgesetzt abzuwehren und zu entfernen sucht. Dieser Zustand der Unzufriedenheit, welcher nach pflichtwidrigen Handlungen nicht ausbleibt, giebt den Begriff von Schuld und Strafe, wodurch das Sittengesetz erst seine vollkommene Sanction erhält, da sich selbst bei der Uebertretung die Autorität desselben fühlbar ankündet. So wie der Schatten die Sonne ankündigt, selbst wenn sie nicht gesehen wird, so deutet die Strafe auf die Nothwendigkeit der Pflichterfüllung hin, selbst wenn sie nicht wirklich geworden ist, sie kommt wenigstens negativ im Bewußtsein der Schuld zur Erscheinung. Die Verneinung dessen, was sein sollte, quält die Vernunft als ein Mangel ihrer eignen Realität, und dies peinigende Bewußtsein ist die natürliche Strafe, die jeder pflichtwidrigen Handlung folgt.

*

Die sittliche Gebrechlichkeit der menschlichen Natur hat von jeher die Philosophen, die es für ihren Beruf halten, von allen Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt einen plausibeln Grund anzugeben, in große Verlegenheit gesetzt; daher die verschiedenen Theorien über den Ursprung der Sünde; und die Theologen, die sonst überall die unmittelbare Einwirkung Gottes sehen, sind ängstlich bemüht bei der großen Rolle, welche die Sünde auf dem Welttheater spielt, alle und jede von Gott ausgehende Causalität zurückzuweisen, und wollen durchaus nicht zugeben, daß in der ursprünglichen Einrichtung der menschlichen Natur ein Keim liegen könne, aus

welchem sich das Böse entwickle. Um die Ehre Gottes zu retten nehmen sie daher zu einem bösen Principe, von welchem der Same der Sünde zuerst ausgestreuet worden sein soll, ihre Zuflucht, und bemerken nicht, daß durch diese Annahme die Schwierigkeit nur vermehrt wird, man mag nun dieses Princip als von Gott unabhängig oder als abhängig und den Weltgesetzen unterworfen denken.

* * *

Auf dem Standpunkte der Sittlichkeit erscheint die Sünde allerdings als etwas, das nicht sein soll, aber auf der Höhe der Naturbetrachtung muß die Möglichkeit, und unter gewissen Bedingungen selbst die Unvermeidlichkeit derselben zugestanden werden. Im Grunde ist die Tugend eben so unerklärlich als die Sünde; wir begreifen nicht, wie ein sinnliches Wesen, das unter Naturgesetzen steht, ein Gesetz befolgen könne, das mit jenen im Widerspruche ist, eben so wenig wie wir begreifen, wie eine Vernunft einem Gesetze den Gehorsam versagen könne, das von der Vernunft selbst ausgegangen ist. Wir begreifen überhaupt keinen ersten Anfang, und da die Freiheit einen solchen Anfang bildet, müssen wir auf die Begreiflichkeit der aus der Freiheit hervorgehenden sittlichen Handlungen verzichten. Wenn zur Erklärung der wirklichen Sünde eine Erbsünde nöthig ist, so müßte man folgerichtig auch von einer Erbtugend reden, um die wirkliche Tugend daraus zu erklären. Das unvermeidliche Erbübel der Menschheit liegt darin, daß in der empirischen Entwicklung des menschlichen Organismus die sinnliche Seite früher erwacht und gestärkt wird, als die sittliche sich geltend machen kann; was Wunder, wenn die Vernunft später so viele Schwierigkeiten findet, die erstarkten sinnlichen Neigungen zu beherrschen. Je nachdem bei der Ausprägung der Elemente des Lebens zu einem bestimmten Charakter diese oder jene Seite vorherrschend wird, wird sich der Mensch entweder zur Beförderung der gemeinsamen Lebenszwecke entschließen, oder er wird sich in sich selbst zurückziehen und immer entschiedener Egoist werden. Dort befindet sich

der Mensch in der Richtung auf das Gute, hier in der Richtung zum Bösen. So weit er aber auch in jener Richtung fortschreiten mag, so wird es ihm doch vermöge seiner beschränkten Kraft nicht gelingen, es zu einer absoluten Selbstverläugnung, zu einem völligen Aufgehen in das Allgemeine zu bringen, denn er kann aus seiner Individualität nicht herausgehen, so daß sich die Behauptung rechtfertigen läßt, daß auch den besten Menschen etwas Egoistisches und Böses anhafte. Aber eben so wenig wird es dem Menschen in der Richtung auf das Böse gelingen, seiner Bestimmung zum Guten alle Huldigung zu versagen und mit Verläugnung derselben seine selbstsüchtigen Zwecke bis aufs äußerste zu verfolgen. Jenes vermag er nicht wegen seines eigenen Gewissens, welches ihm seine Werthlosigkeit und Verworfenheit vorstellt, und dieses nicht vermöge der sittlichen Kraft der Andern, welche ihn durch Zwang in die gesetzlichen Schranken zurückweisen werden.

* * *

Gott hat den Menschen ursprünglich gut gemacht, kann nicht so viel heißen, er hat ihn bei der Schöpfung tugendhaft gemacht. Gott macht weder die Sünde, noch die Tugend, sondern diese muß der Mensch selbst machen, und weil er dabei an seine Freiheit gewiesen ist, so muß freilich die Möglichkeit des Gegentheils auch offen stehen, sonst wäre das Gute ein Product der Nothwendigkeit, oder vielmehr es existirte für den Menschen gar nicht. Der Begriff des Guten hat den Begriff des Bösen zu seinem nothwendigen Gegensatz, ohne welchen er sich gar nicht bilden könnte.

* * *

Reine Vernunft und reine Sinnlichkeit bilden wie zwei entgegengesetzte Pole einen feindlichen Gegensatz, und die Speculation, die bloß von dem einen ausgeht, verwickelt sich in unvermeidliche Widersprüche.

Erst wenn die Gegensätze durch die Synthesis der Einbildungskraft vermittelt werden, springen die feindlichen Pole liebend zusammen, wie die magnetischen Pole eines zum Ringe gebogenen eisernen Stabes; der starre Nord der Selbstsucht umarmt den Süd der uneigennützigen Liebe; aber in der Umarmung bleiben beide freilich nicht, was sie waren; das reine Licht der Vernunft nimmt die Farben der Sinnlichkeit an.

* * *

Es giebt nur ein Ideal der Heiligkeit, das wir in Gott verehren; alle Vernunftwesen außer Gott, stehen in unendlicher Entfernung von diesem Ideale und haben folglich mit sittlichen Unvollkommenheiten und Gebrechen zu kämpfen. Und doch wundert man sich, daß nicht alle Menschen sittliche Ideale sind, und nimmt zu mystischem Unsinn seine Zuflucht, um diese angebliche Unbegreiflichkeit zu erklären und begreiflich zu machen.

* * *

Wir müssen die menschliche Freiheit als die Freiheit eines beschränkten, d. h. sinnlichen, Vernunftwesens fassen, und was aus dieser beschränkten Freiheit entspringt, kann nicht deswegen unbegreiflich sein, weil es Spuren der Sinnlichkeit an sich trägt, oder weil es nicht als das Product einer unbeschränkten, d. i. göttlichen, Vernunft gedacht werden kann; im Gegentheil würde es unbegreiflich sein, wenn die menschlichen Handlungen immer bloß das Gepräge der reinen Vernunft an sich trügen. Die Sünde fließt aus derselben Quelle, aus welcher auch die Tugend abzuleiten ist; der freie Wille des Menschen ist dieser Quell und mit dem Begriffe der Freiheit wird jede anderweite Ableitung des Bösen aus natürlichen oder übernatürlichen Ursachen ausgeschlossen, weil, wenn eine Handlung noch eine andere außer oder über der Freiheit liegende Ursache hätte, dieselbe keine

moralische sein, also weder das Prädicat von gut, noch das von böse haben könnte. Den Grund der Möglichkeit der Sünde müssen wir zwar in das zwischen Vernunft und Sinnlichkeit waltende eigenthümliche Verhältniß setzen, aber der Grund der Wirklichkeit (die causa efficiens) liegt in dem freien Willen, welcher eine Causalität enthält, die der Causalität der Natur entgegengesetzt ist; denn während hier lauter bedingte Ursachen vorkommen, wobei immer die Frage nach einer höhern Ursache offen bleibt, müssen wir in der Sphäre der Freiheit unbedingte Ursachen annehmen, womit das Forschen nach anderweiten Bedingungen abgeschnitten ist.

* * *

Wenn wir ein Gesetz in unserer Vernunft tragen, das unbedingt gebietet, so daß wir uns der Verbindlichkeit, ihm zu gehorchen, auf keine Weise entziehen können, und welches wir gleichwohl als sinnliche Menschen nie vollständig nach seiner ganzen Reinheit in Handlungen auszuprägen vermögen, so folgt nicht etwa daraus ein erwünschter Anlaß für die lüsterne Sinnlichkeit, die Vernunft zu chicaniren und durch ihren Sachwalter, den Verstand, für insolvent erklären zu lassen, sondern es geht nur aus dieser sittlichen Unvollkommenheit hervor, daß die reinen Moralgesetze nicht blos für die Sinnenwelt, sondern auch für ein übersinnliches Dasein berechnet sind. — Weil hienieden die sittlichen Ideen nie ganz realisirt werden können, sondern immer mehr oder weniger vom Erdenstaube befleckt werden, wenn sie durch Handlungen in die Wirklichkeit hervorzutreten streben, darum dürfen wir nicht ursprünglich das Sittengesetz gleichsam in den Staub ziehen und durch empirische Beimischungen verunreinigen. Die Ideale der Sittlichkeit gleichen den Staatskleidern, welche ein vornehmer Reisender deswegen bei sich führt, weil er sich an einem fremden Fürstenhofe will vorstellen lassen. Der Mensch ist ein solcher Reisender, und nur, wenn er das Ziel seiner Bestimmung aus den Augen verliert, oder seine Erdenwallfahrt für den einzigen Zweck seines Lebens

hält, kann er fragen: wozu der feine sittliche Schmuck, auf dessen Reinheit die Vernunft so viel hält? In dem Flausrocke eines derben practischen Verstandes, in der anschließenden Werkeltagskleidung der Klugheit komme ich weiter, als in der faltigen, glänzenden Umhüllung der Vernunftideen, und in den weiten Prunkgewanden der Weisheit. Aber die scheinbare Consequenz dieses Schlusses verschwindet, wenn wir eben aus dem Umstande, daß die moralischen Kleinodien der Vernunft nicht für das Erdenleben recht passen wollen, den Schluß auf eine über das irdische Leben hinausliegende höhere Bestimmung ziehen, und zu diesem Schluß werden wir durch die Idee einer im Reiche Gottes herrschenden durchgängigen Zweckmäßigkeit genöthigt, welche die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne sich mit sich selbst zu entzweien. Welche herrliche Perspective eröffnet sich mit diesem Gedanken dem geistigen Blicke, welche Sonnenhöhen des Lebens treten aus dem Horizonte der Hoffnung heraus, wie sehr muß sich bei dem Glauben an eine fortschreitende Perfectibilität nicht bloß unserer Intelligenz, sondern auch unserer sittlichen Kraft der niedergeschlagene Muth des schwachen Menschen belebt und auch nach mißlungenen Versuchen zu neuen Anläufen auf der glänzenden Bahn sich aufgefordert fühlen!

* * *

Der literarischen Plänkler

zweiter Streifzug,

auf dem Felde der Politik.

Ludwig XIV. sagte: der Staat bin ich! worauf das französische Volk in der Revolution die Antwort gab: Nein, ich allein, das souveraine Volk — bin der Staat, indem es um den Satz praktisch zu beweisen, daß der Staat auch ohne König bestehen könne, das alte Königthum ganz beseitigte. Als aber dasselbe Volk in seiner Freiheitswuth sich einbildete auch einer geordneten Regierung entbehren zu können und sich selber regieren wollte, kam der Staat in Gefahr auseinanderzufallen. Demnach müssen wohl Volk und Regierung zwei zum Begriffe des Staats nothwendig gehörige Elemente sein, und wir werden denselben nicht unrichtig erklären als die durch eine zweckmäßige Regierung geleitete bürgerliche Gesellschaft.

* * *

Da eine Regierung wohl aus dem Volke, aber nicht umgekehrt ein Volk aus der Regierung, und am wenigsten aus dem Könige hervorgehen kann, — da man wohl geschichtliche Beispiele hat, daß ein König für sein Volk, aber nicht das

ganze Volk für seinen König in den Tod gegangen, auch dies niemals, selbst von den ärgsten Tyrannen, verlangt worden ist, weil der Opfertod des Volks zugleich der des Königs, der nicht ohne dasselbe gedacht werden kann — sein würde, so ist leicht einzusehen, daß nicht der Regent oder die Regierung, sondern das Volk die wichtigste Potenz in einem Staate ist, obgleich jeder Theil als integrirendes Moment des Ganzen so nothwendig ist, als der andere. Man kann also, ohne der Majestät des Thrones zu nahe zu treten, unbedenklich den Satz aussprechen: So hoch der Staatsregent über den Einzelnen erhaben steht, eben so hoch steht das ganze Volk über dem Regenten. Die Zwecke des Staats liegen ja allein im Volke und die Regierung mit ihren Organen enthält blos die Mittel zu Verwirklichung dieser Zwecke; auch sind die Quellen aller Macht und Autorität, die der Regierung zukommen, allein in der Mitte des Volks zu suchen, und wenn diese Quellen versiegen sollten, wäre es um alle Herrlichkeit gethan.

* * *

Der Regent des Staats wird auch Herrscher genannt und Landesherr, und aus diesem Begriffe von Herrlichkeit scheint von selbst zu folgen, daß er über Land und Leute nach Gefallen schalten und walten könne, wie über jedes andere Eigenthum, welches nicht blos zu brauchen, sondern auch zu mißbrauchen und selbst zu zerstören erlaubt ist. Noch im vorigen Jahrhundert gab es in Deutschland, trotz der Protestation Friedrichs des Großen dagegen, gar viele deutsche Fürsten, welche den Grundsatz der Landesherrlichkeit so streng festhielten, daß sie nicht bloß über das Land, sondern auch über die Unterthanen nach Gefallen disponirten, und sie selbst bei Gelegenheit wie Sklaven verkauften. Das Volk wurde von der Höhe dieses Gesichtspunkts betrachtet, als wenn es blos für den Herrscher, gleichsam als nothwendiger Appendix seiner primitiven oder angestammten Würde, da sei. — Jetzt wagen sich diese Grundsätze selbst in den Systemen der

reactionairen Politik nicht mehr so nackt und bloß hervor, weil ihre Absurdität im Lichte der modernen Bildung zu auffallend in die Augen springt; aber aus der politischen Praxis sind sie doch nicht ganz verschwunden, und viele Gewaltmaßregeln, worüber man sich in diesen Tagen beklagt, können nicht anders, als unter Voraussetzung jener unbedingten Herrschaft gerechtfertiget werden.

Wenn zwei Potenzen im gegenseitigen Verhältniß stehen so kann man sich dasselbe nicht anders denken, als daß die eine von der andern beherrscht werde; aber diese Herrschaft ist nicht unbedingt, am wenigsten bei der Wechselwirkung vernünftiger Potenzen, wo auch die beherrschte eine gewisse Selbstständigkeit behaupten muß, weil jedes vernünftige Wesen Selbstzweck ist. Nur eine Sache wird beherrscht im ganzen Sinne des Worts. Herrschen heißt: sich als Herrn erweisen; streng genommen kann der Mensch nur Herr von einer Sache sein, die er in seinen Besitz gebracht hat und zu seinen Zwecken braucht. Wenn Einer den Andern zu seinen Zwecken benutzt, so darf das nicht mit Vernichtung, sondern nur mit Beschränkung der Freiheit des Dienstleistenden geschehen; d. i. ein Mensch darf zwar der Diener, aber nicht der Sklave eines andern sein. Der Begriff Herr hat daher etwas Zweideutiges, weil demselben sowohl die Person als die Sache, der Diener als der Sklave gegenübersteht. Einer unbedingten oder willkürlichen Herrschaft soll kein Mensch, der das Gepräge der Vernunft und Freiheit an sich trägt, unterworfen sein. Bei den alten Römern war deshalb nach der Vertreibung der Tarquinier das Wort Herr (dominus, qui domui praeest et imperat) so verhaßt, daß man es bis zur Kaiserzeit im politischen Sinne nicht leicht brauchte, und selbst Augustus sich nicht so nennen ließ, auch nicht von seinen Kindern. Der Begriff herrschen, d. i. willkürlich schalten, ist also ganz an seinem Orte nicht allein in Sklavencolonien, sondern auch in Staaten, die nach dem Muster dieser Sklaveninstitute eingerichtet sind, wo das Sic volo, sic jubeo an der Tagesordnung ist; wo der Unterthan nach keinem weitern Grund einer höchsten Verordnung fragen darf, wenn der

Landesherr seinen Willen mit der Formel: car tel est notre plaisir begründet hat. Von einem höhern Staatszweck kann hier nicht die Rede sein; denn dieser concentrirt sich allein nur in dem Gutdünken des Herrschers.

* * *

Diese Art von Herrschaft hat indeß doch ihre Bedenken. Der absolute Herrscher, der über dem Gesetze steht und kein höheres Recht anerkennt, als das Recht der Gewalt — sonst auch Faustrecht genannt, — muß gewärtig sein, daß sich unter ungünstigen Verhältnissen die Gewalt auch gegen ihn selbst kehre, was sehr leicht möglich ist, da diese Gewalt doch nun einmal ihre Wurzel im Volke hat. Wenn der Staat bloß ein Mechanismus von Kräften ist, die von der Hand des Herrschers in Bewegung gesetzt werden, tritt gar leicht eine Reaction ein. Der mechanische Kraftmoment, den der Herrscher an den Hebel legt, wodurch die Staatsmaschine in Bewegung gesetzt wird, entschlüpft ihm zuweilen, trotz aller Vorsicht, und dann schlägt der Hebel um, die Reaction tritt ein und wirft den Selbstherrscher zu Boden. Die russischen Großen nennen diese Möglichkeit einer Umkehr der Staatsgewalt gegen den Träger derselben die Magna charta ihres Reiches. So ist es überall, wo der Staat weiter nichts ist, als ein System von unter- und übergeordneten Sklaven. Denn der Herr ist im gewissen Sinne auch Sklave, weil der, welcher eine Kette halten muß, auch wieder von ihr gehalten und oft wund gerieben wird. —

* * *

Einen Regenten giebt es, welcher die eben angedeutete Gefahr des unbedingten Herrschens völlig beseitiget, und keine Reaction von der Sklavenmasse seiner Beherrschten zu besorgen hat; das ist der General des Jesuitenordens, welcher als unübertreffliches Muster für alle geistlichen und weltlichen Despoten dasteht. Ein Regent, dem es nur um

unbedingten Gehorsam zu thun ist, kann von diesem geistlichen Autokraten, der auch Fürsten und ihre Minister unter seine gehorsamen Diener zählt, viel lernen und profitiren; nur ist zu bedauern, daß die jesuitischen Präparationen aller Mitglieder des Ordens zur absoluten Unterwerfung und Ertödtung alles eignen Willens, in großen Staaten nicht in ganzer Strenge durchzuführen sind. Denn wie wollte es der Staat anfangen, alle Unterthanen, wie der Orden seine Novizen, viele Jahre lang unter den Prägestock einer scharfen Disciplin zu bringen, um jedem die Form eines Jesuiten, d. i. eines willenslosen Wesens, das sich ganz von seinen Obern beherrschen läßt, aufzudrücken, und ihnen alles bisherige Leben, Wissen, Denken, Wollen, so ganz vergessen zu machen, daß sie sich als maschinenmäßige Menschenthiere zu Allem gebrauchen lassen, wozu sie die Vorgesetzten eben brauchbar erachten. Wie viel auch hier und da die frommen stabilen Staatslenker durch Beschränkung der Sprech- und Lehrfreiheit, durch Unterdrückung jeder freien selbständigen Bewegung, durch Organisation der Schulen nach jesuitischem Muster thun mögen, die Menschen an die absolute Herrschaft der Willkür zu gewöhnen, es will eben nicht recht gehen; der wissenschaftliche Lichtstoff, die liberalen Elemente des gesellschaftlichen Lebens sind zu tief in das Bewußtsein des Volks gedrungen, die Welt will sowohl in politischer als kirchlicher Beziehung nicht mehr beherrscht, sondern regiert sein.

* * *

Regieren ist etwas anderes als herrschen, der Regent will sich nicht als willkürlicher Herr beweisen, sondern nur lenken und leiten, was der Leitung bedarf. Sollen aber die Menschen ihre Freiheit nicht mißbrauchen, sollen die gesellschaftlichen Verhältnisse harmonisch zusammenstimmen, so müssen sie regiert, geleitet werden, und wenn diese Leitung nach vernünftigen Grundsätzen geschieht, so wird sie auch willigen Gehorsam finden. Mit dem grundsätzlichen Regieren,

aber nicht mit dem willkürlichen Herrschen ist es wohl verträglich, daß im Staate gewisse selbständige Lebens- und Thätigkeitssphären bestehen und sich frei entwickeln, wobei die Staatsgewalt weiter nichts zu thun hat, als diese Entwicklung zu beaufsichtigen, damit mögliche Collisionen vermieden werden. Alle Kreise, innerhalb deren sich das sociale Leben bewegt, verlangen eine gewisse Selbständigkeit und dürfen nicht losgerissen werden von ihrem volksthümlichen Boden; Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Religion und ähnliche Erweisungen der geistigen Thätigkeit, haben eine selbständige Wurzel im Volke, die eine zarte Behandlung fordert. Sie verlangen vom Staate weiter nichts als die negativen Bedingungen ihrer Entwicklung: Sicherheit und rechtlichen Schutz; in der Regel gedeihen sie am besten, wenn der Staat sich aller unmittelbaren Eingriffe enthält. — Herrschen ist das Zuvielregieren, welches keine selbständige Bewegung duldet, sondern Alles ordnen und regeln will. Da aber der Staat sich in kein Jesuitencollegium verwandeln läßt, so wird man es auch niemals dahin bringen, die Unterthanen zu willenslosen Drahtpuppen zu machen. Je geschäftiger die beliebte Polizei und Censur und die jesuitische Orthodoxie sich zeigen, um das Volk zum unbedingten Gehorsam zu präpariren, desto schneller und heftiger wird bei allen scheinbaren Erfolgen die Reaction von der Gegenseite eintreten. Man müßte erst die Feder der Volkskraft, die Energie des Volksgeistes ganz brechen, d. i. man müßte einen Sklavenstaat herstellen, um dieser Besorgniß überhoben zu sein. Eine Regierung kann zwar viel gebieten, aber nicht, daß das mechanische Gesetz der Gegenwirkung aufgehoben sein soll.

* * *

Wenn die französischen Liberalen sagen: **le roi règne, et ne gouverne pas**, so hat diese Redensart nur in Bezug auf einen constitutionellen Staat einen Sinn, wo nicht der Regent sondern seine Minister für die ergriffenen Regierungs-

maßregeln verantwortlich sind. Aber auch dieser Sinn ist bloß ein bildlicher, ohne logische Schärfe. Guberniren heißt bekanntlich das Steuerruder eines Schiffs (gubernaculum) handhaben. Man denkt sich also den Staat unter dem Bilde eines Schiffs, das nach einer bestimmten Richtung gesteuert werden soll. — Jene Redensart will also, daß der König nicht selbst das Steuerruder führe, sondern dies Geschäft seinen Ministern überlasse, sich das Höhere eines Capitains oder Admirals vorbehaltend, die Signale zu geben. Dies kann freilich auch nicht nach Gutdünken und Willkür geschehen, sondern die Strömung, der Wind, die zu vermeidenden Klippen müssen in Obacht genommen und der Zweck der Fahrt darf nicht aus den Augen verloren werden; besonders ist für das Staatsschiff die Strömung der öffentlichen Meinung und der Luftzug oder die Richtung des Zeitgeistes sehr wichtig. — Das Regieren wird also als eine Kunst erlernt und betrieben werden müssen. Willkürliches Herrschen und Befehlen machen noch nicht den Character eines Regenten. Da der Steuermann des Staatsschiffs oft bei Sturm und Wetter mit kräftiger Faust aus dem Groben arbeiten muß, so wird ein verständiger Fürst nicht von ihm verlangen, daß er immer mit dem Klapphute unter dem Arm, wie ein schmeichelnder Hofdiener vor ihm stehen und auch falsche Signale mit unterthänigen Reverenzen hinnehmen soll. —

* * *

In neuerer Zeit sind die Staatsphilosophen von der Ansicht der Kant'schen Schule, nach welcher der Staat nur eine Sicherheits- oder Justizanstalt sein soll, mit Recht zurückgekommen. In der That, wenn der Mensch als sinnliches, als sittliches und intellectuales Wesen im Staate Befriedigung finden soll, so darf dieser nicht bloß auf ein System der Gerechtigkeit sich beschränken, sondern in seiner Organisation müssen auch die Bedingungen enthalten sein, die zum Gedeihen der Wohlfahrt und geistigen Cultur vor-

ausgesetzt werden. Nur muß sich die Staatsregierung hüten, diese Wohlfahrt oder Volksglückseligkeit nach einseitigen Begriffen aufzufassen, ohne die Wünsche des Volks dabei zu hören, und noch weniger darf sie sich für befugt halten, der Cultur ein polizeiliches Gepräge aufzudrücken, und aus eigner Machtvollkommenheit bestimmen zu wollen, was Recht und Wahrheit sei, oder wie die Tugend, oder sittliche Kraft zugestutzt sein müsse, wenn sie bei den Machthabern Zutritt haben soll. In allen diesen Beziehungen muß Freiheit walten und der Staat hat nur den Boden zu sichern, worauf sich diese Freiheit bewege, die ihr etwa entgegentretenden Hindernisse zu entfernen, und dem Mißbrauche zu wehren, in welchen sie verfallen könnte.

* * *

Ueber die Entstehung des Staats haben die Philosophen verschiedene einseitige Hypothesen aufgestellt, und wie gewöhnlich viel darüber gestritten. Bald sah man darin eine Stiftung Gottes, bald ein Ergebniß der Natur und der Nothwendigkeit, bald ein Werk der Uebereinkunft der Menschen. Seit Rousseau huldigte man eine Zeitlang fast allgemein der letztern Ansicht, daß nämlich der Staat seine Entstehung einer willkürlichen Uebereinkunft, oder einem Vertrage zu danken habe, und diese Meinung wurde nicht allein von eigentlichen Philosophen, sondern auch von practischen Staatsmännern wie z. B. von Friedrich dem Großen und Schlözern adoptirt. Man schloß ungefähr so: alle Verhältnisse, und die aus ihnen hervorgehenden Vereine sind entweder ein Werk der Natur, wie z. B. die Ehe und die dadurch begründete Familie, oder des Vertrags, der zufälligen Uebereinkunft; da nun der Staat kein Werk der Natur, oder des Urhebers derselben ist, maßen Gott im Paradiese zwar ein Männlein und ein Fräulein, aber nicht einen König, und etwa aus der Ribbe desselben das Volk geschaffen hat, so kann der Staat nur ein Werk des Vertrags sein. Man vergaß bei dieser Distinction, daß gar vieles, was der Mensch

thut, auch das Werk eines durch das Bedürfniß getriebenen unbewußten Instinctes sein kann, und ein solcher Instinct, der eine dunkle Idee der Vernunft zu realisiren sucht, hat offenbar bei der Entstehung der Staaten mitgewirkt. Die in der Natur der Menschen liegenden Bedürfnisse, ihre Stellung auf der Erde, das Gefühl der Schutzlosigkeit, wenn diese Stellung vereinzelt oder isolirt ist — diese innern Nöthigungen haben zusammen gewirkt, daß sie unwillkürlich in gesellschaftliche Vereine zusammengetreten sind, aus welchen nach und nach förmliche Staaten sich entwickelt haben.

* * *

Indessen verdienen die Anhänger und Vertheidiger des Gesellschaftsvertrags (Contrat social) die Verachtung nicht, mit welcher sie von den neuern Philosophen und Politikern behandelt worden sind. Sie haben wahrscheinlich recht gut gewußt, was so oft gegen sie geltend gemacht worden ist, daß rechtsgültige Verträge nur im Staate abgeschlossen werden können, daß also vor der Staatsbildung kein Rathhaus, keine Amtsstube, kein Ständesaal da war, wo die verschiedenen zu dieser Bildung nöthigen Verträge durch verpflichtete Schreiber schwarz auf weiß hätten aufgesetzt werden können. Sie haben nur so viel sagen wollen, daß die Idee eines vollkommenen Staats eine solche Bildung erheische. Eine Idee verliert aber nichts von ihrer Berechtigung durch die Bemerkung, daß sie in der Menschenwelt noch niemals vollständig realisirt worden ist: sonst müßte die sittliche Idee, mit ihren unbedingten Geboten, denen noch kein Sterblicher in ganzer Strenge nachgekommen ist, schon längst um allen Credit gekommen sein. Es läßt sich wenigstens die Möglichkeit nicht abläugnen, daß bei der Stiftung eines neuen Staats in einer bisher uncultivirten Gegend ein Vertrag zu Grunde gelegt werden könne; auch äußert die Vertragstheorie vielfältigen Nutzen bei Staatsreformen, indem durch Verträge die Stellung der politischen Macht im Staate genau bestimmt werden kann. Selbst wenn eine neue liberale Verfassung als ein freiwilliges Geschenk der Regierung betrach-

tet wird, so muß doch, wenn die Verfassung ins Leben treten soll, das Volk dieses Geschenk annehmen, und der Begriff des Vertrags ist dabei nicht ausgeschlossen.

* * *

Der Staat erscheint als ein nothwendiges Postulat der ewigen Vernunft, weil der Mensch außer demselben seine Bestimmung nicht erreichen kann, und insofern wird die Grundlage des Staats von der Natur gegeben. Aber dieser Naturstaat, bei dessen Bildung so viele zufällige Umstände mitwirken, ist nicht als die vollkommene Form des Staats zu betrachten. So wie ein Volk, dem Gängelbande der Natur entlassen, sich zur Selbständigkeit erhebt, kommt jenes Postulat, das anfangs nur als Instinct wirkte, in ihm zum Bewußtsein und das Streben tritt hervor, es nach und nach in volle Wirklichkeit zu setzen. Dann müssen die Formen des Staats ein Werk der Freiheit, der Weisheit und Wissenschaft sein; und bei dieser secundairen Bildung, oder Fortbildung des Staats, — des Kunststaats im Gegensatze zu dem Naturstaate — können allerdings Verträge vorkommen und müssen selbst der Natur der Sache nach zugelassen werden, weil jede secundaire Anordnung bei einem zur Freiheit erwachten Volke, wiefern sie allgemeine Gültigkeit haben soll, stets vertragsmäßig geschehen muß. Der unmittelbare Staat, sagt Köppen, dieser Zustand der Natur, der Barbarei, der Willkür, diese Ordnung Gottes, wie Herr von Haller sich ausdrückt, ist also keineswegs das Wahre, das für die Ewigkeit Bindende und Bleibende. Im Gegentheil versteht es sich von selbst, daß der Staat, gleich der Religion, das Natürliche und Naturwichtige immer mehr abstreifen, immer freier, rechtlicher und rationaler werden soll, wie es ja die Bestimmung der Menschen ist, immer vernünftiger zu werden.

* * *

Der Staat kann betrachtet werden als ein wohlgeordnetes Volksganze, das durch einen und denselben allgemeinen Willen, welchen die Regierung repräsentirt, zusammengehalten wird. Der allgemeine Wille, ohne klares Bewußtsein in der Form der Zufälligkeit ist das Gewohnheitsrecht; die Sitte in der Form der moralischen Nothwendigkeit das Gesetz. Die Sitte ist der Ausdruck des Rechtsbewußtseins des Volks und insofern das Gesetz mit ihr übereinstimmt ist es kein willkürliches, sondern ein gerechtes. Die Freiheit findet (nach Hegel) nur da statt, wo das Gesetz, — nicht die Willkür, — eines Einzelnen herrscht.

* * *

Die Schmeichler der Fürsten, wohl wissend, daß die unbeschränkte Willkür überall verhaßt ist, und im Bewußtsein des Volks auf einen unbesiegbaren moralischen Widerstand stößt, haben dafür den Ausdruck göttliches Recht erfunden, der durch seine religiöse Färbung diesen Widerwillen besiegen soll. Aber die Monarchie gewinnt nichts, wenn man sie als eine göttliche Einsetzung darstellt. Meint man damit eine mittelbare, nun so lassen sich auch alle andere menschliche Institute, so wie überhaupt alles, was in der Natur und Menschenwelt geschieht und sich vorfindet auf Gott als den letzten Grund alles Seins und Werdens zurückführen. Behauptet man aber daß die Fürstengewalt eine unmittelbar göttliche Anordnung sei, so muß man, abgesehen davon, daß kein allgemeingültiger Beweis für diese Behauptung aufzustellen ist, folgerichtig auch zugeben, daß die, in der Geschichte oft vorkommenden Absetzungen, Vertreibungen und Ermordungen der Könige als göttliche Strafgerichte zu betrachten seien, und man kann nichts dagegen haben, wenn der politische Fanatismus in der Hinrichtung Carls I. von England und Ludwigs XVI. von Frankreich ein vom Volke vollzogenes Gottesurtheil sieht. —

* * *

Nehmen wir indeß die Feinde der Volksrechte, um sie mit ihren eignen Waffen zu schlagen, beim Worte; geben wir zu, daß der Staat eine göttliche Einsetzung, der Monarch ein Stellvertreter Gottes, ein Gott auf Erden sei, so fragt sich zuvörderst, was ein Monarch zu thun habe, um seine hohe Würde zu behaupten und vor der Welt zur Anerkennung zu bringen; denn man wird uns doch nicht zumuthen, jedem blutigen Tyrann seine Prätension auf eine Apotheose ganz unbedingt zuzugestehen und auch in einem Tiberius, Caligula, Nero u. s. w. den irdischen Gott anzuerkennen? —

So viel liegt auf der Hand, daß der Regent bei allem Nimbus, der ihn umgiebt, immer nur ein Mensch bleibt, und daß das Göttliche in ihm nur in einer gewissen Gottähnlichkeit bestehen kann, von welcher allerdings zuzugeben ist, daß sie größer sein soll als bei gemeinen Sterblichen.

* * *

Gott ist allwissend und allgegenwärtig; diese Eigenschaften können keinem Menschen bei aller Weisheit und Erfahrung zukommen. Aber eine gewisse relative Allgegenwart und Allwissenheit kann man allerdings von einem Regenten, wie er sein soll, fordern.

Wie die göttliche Wirksamkeit das ganze Weltall durchdringt, so muß auch die Wirksamkeit einer Staatsregierung die ganze Staatssphäre durchströmen und erfüllen, und diese dynamische Verbreitung der Regierungsthätigkeit kann füglich unter dem Bild einer politischen Allgegenwart gedacht werden. In einem gewissen Grade findet diese Allgegenwart auch wirklich in jedem guteingerichteten Staate statt, so daß ein aufmerksamer Beobachter, der ein Land durchreiset, auch ohne vorher von dessen Regierungsform unterrichtet zu sein, doch den Geist und Charakter derselben überall in deutlichen Spuren erkennen kann. Selbst in schlechtverwalteten Staaten ist diese Allgegenwart wenigstens negativ zu bemerken, d. h. der Mangel einer weisen und kräftigen Regierung ist sichtbar in den langen Schattenwürfen politischer Gebrechen, welche auf eine niedrig

stehende Sonne der Regierungsweisheit am Horizonte der Staatssphäre schließen lassen. In einem Staate, der von der politischen Allgegenwart der Regierung durchdrungen ist, können keine auffallenden Mißbräuche und Rechtsverletzungen ungestraft stattfinden; sie müssen wenigstens in dem Grade abnehmen, als die den Staat durchdringende Kraft einer gerechten Regierung intensiv und extensiv zunimmt.

* * *

Die relative politische Allgegenwart wird bedingt durch eine gewisse Allwissenheit des Regenten. Wenn, nach dem Fabeldichter Phädrus, ein Hausherr hundert Augen haben soll, so wird ein Landesherr viele Tausende von Augen haben müssen, um alle Staatsverhältnisse zu überschauen. Der natürliche Gesichtskreis eines Regenten ist aber in der Regel nicht größer als der anderer Menschen. Es fragt sich daher, wie er zu dieser relativen Allwissenheit gelangen könne; denn hier, wie in ähnlichen Fällen wird die Kunst ersetzen müssen, was die Natur verweigert hat. Die Staatskunst wird die dienlichsten Werkzeuge liefern müssen zu der nöthigen Weitsicht, — die Spiegelteleskope, wodurch die ganze Staatswelt in das Cabinet des Regenten reflectirt wird.

So viel ist ohne weitere Erörterung klar: da der Regent nur zwei Augen hat und doch so viel mehr sehen soll als andere Sterbliche, so wird er vor allen Dingen darauf bedacht sein müssen, eine ansehnliche Menge fremder Augen in seinen Dienst zu nehmen, um durch ihre Hülfe sein mangelhaftes Sehen und Wissen zu verbessern. Diese Hülfsaugen finden sich auch ohne große Mühe. Da sind Minister, Canzler, Cabinetsräthe, Staatsräthe, Senatoren u. s. w., welche von Amtswegen den Beruf haben, einen stattlichen Augenkranz um den Regenten zu bilden. Jeder dieser Staatsdiener hat nun wieder eine nicht geringe Menge untergeordneter Augen, nebst den dazugehörenden Händen und Füßen, welche als die Bericht erstattenden Telegraphen betrachtet werden können, in seinem Dienste, so daß um das Auge des Regenten, wie um einen Mittelpunkt, ein, die ganze

Staatssphäre umfassender Gesichtskreis, dessen Radien oder Communicationslinien fortlaufen bis zu den Augen des geringsten Dieners, des gemeinen Stadt- und Amtschreibers, Gerichtsdieners, Polizeispions u. s. w.

Diese sinnreiche Anordnung, dieser politische Pyramidenbau von Augen, wovon das Regentenauge die Spitze bildet, hat auf den ersten flüchtigen Blick viel Empfehlendes: bei näherer Prüfung ergeben sich indeß doch manche Bedenklichkeiten. Wenn man nämlich annimmt, daß das obere Auge nur das sieht, was von dem untern reflectirt wird, so wird sich, wenn dieses ein Schalk ist, durch die vielfache Strahlenbrechung im Regentenauge ein ganz falsches Bild von den Gegenständen gestalten, und die Sache wird noch schlimmer, wenn die Beamtenaugen durch Brillen sehen, die von gewissen Parteiinteressen gefärbt sind. —

Noch ist zu bedenken, daß die dem Regenten untergeordneten Diener es für ihre Schuldigkeit halten, demselben Freude zu machen und Alles zu vermeiden, was ihn in üble Laune versetzen könnte. Sie werden demnach unaufhörlich bemüht sein, ihm die öffentlichen Angelegenheiten von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen und einen schönen Schein an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, besonders wenn es darauf ankommt, die von ihnen gemachten Fehler zu verhüllen. Dem Regenten wird es deswegen häufig gehen, wie der Kaiserin Catharina II. auf ihrer Reise nach Taurien; er wird durch eine künstliche Luftperspective, durch absichtlich aufgestellte Theaterdecorationen getäuscht werden. Man wird vor seinen Augen ein lachendes Schäferspiel aufführen, während hinter den Coulissen das hülflose Elend schmachtet, dessen Thränen und Seufzer nie zu seinen Augen und Ohren kommen.

Weil es also ein mißliches Ding ist um die bloß durch Beamten-Augen künstlich zu construirende Allwissenheit, so muß ein Regent, der in dieser Beziehung seinem himmlischen Urbilde einigermaßen nahe kommen will, noch andere Seh- und Hörorgane zu Hülfe nehmen, um zu dem ihm nöthigen Wissen zu gelangen. Da nun die Augen und Ohren des ganzen Volks immer offenstehen und zusammengenommen Alles

wahrnehmen, was im Staate vorgeht, so ist man auf den Gedanken gekommen, die besten und schärfsten dieser Seh- und Hörorgane für den Dienst des Regenten zu gewinnen, und so aus dem zerstreuten Volkswissen eine künstliche Allwissenheit zum Gebrauche des Herrschers zu bilden. Warum sollten sich nicht solche Vorrichtungen treffen lassen, daß das sporadische Wissen, also auch die Wissenschaft und Weisheit einzelner Individuen, sich im Staatshaupte concentrirte, etwa auf eine ähnliche Art, wie im Menschen die Wahrnehmungen der Sinne sich im Haupte vereinigen, um Vorstellungen und Begriffe zu bilden. Es käme nur darauf an, die Unterbindungen aufzuheben, welche bisher, einem falschen Systeme zufolge, die Circulation des Bluts und der Nervensäfte im Staatsorganismus gehemmt haben. Man müßte dem Volke Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugestehen und diese Theilnahme auch in öffentlicher Rede oder Schrift auszusprechen erlauben, was sich eigentlich von selbst versteht; denn wie kann das einzelne Glied der Theilnahme an dem ganzen Organismus entbehren, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, abzusterben?

Da nun aber das Volk in seiner Gesammtheit nicht zusammenhängend sprechen und die Summe seiner Erfahrungen der Regierung mittheilen kann, so hat man in einigen Staaten das Auskunftsmittel gewählt, verständige und erfahrene Sprecher aus den verschiedenen Ständen desselben vor dem Throne des Regenten zu versammeln, und nennt diese Einrichtung Volksrepräsentation oder Volksvertretung. Wenn man gegen diese Einrichtung den oftgehörten Einwurf geltend macht, daß es gegen die Würde eines Regenten sei, von seinem Volke guten Rath und Belehrung anzunehmen und von dessen geistigen Mitteln, seiner Weisheit und Erkenntniß Gebrauch zu machen, so ist dagegen zu bemerken, daß noch niemals eine reisende Notabilität es unter ihrer Würde gefunden hat, einen Bettler um den Weg zu fragen, und daß in frühern Zeiten gar mancher im Walde verirrte König von einem armen Köhlerjungen zurecht gewiesen worden ist. Trägt man doch kein Bedenken die Macht des Regenten aus einzelnen dem Volke entnommenen Machtelementen zusammenzusetzen! — Die

Finanzen und das Kriegsheer, welche die politische Allmacht des Regenten bilden, haben ihre Wurzel im Volke; warum soll die relative Allwissenheit, die ein Regent haben soll und nicht entbehren kann, ihre Elemente nicht im Volkswissen haben? Man gesteht es zu, daß die materielle Staatsmacht ihre Grundlage im Volke findet; eine Wahrheit, die jeder Regent, wenn er Steuern ausschreibt oder Soldaten aushebt, factisch ausspricht, warum trägt man Bedenken, auch der geistigen oder moralischen Staatsmacht, die intellectuelle und sittliche Kraft, die im Volke ruht, zum Unterbau zu geben; warum sollte eine Regierung es unter ihrer Würde finden, von dem Volkswissen und dem Volkswillen denjenigen Vortheil zu ziehen, der zur Aufstellung der nöthigen praktischen Staatsweisheit davon zu ziehen wäre.

Die Vertheidiger des göttlichen Rechts der Könige werden sich freilich wundern, wie ich von ihrem aufgestellten Grundsatze, daß der Regent das Ebenbild Gottes an sich trage, oder gewissermaßen ein Gott auf Erden sei, zu der Folgerung von Volksvertretung, also zu einem constitutionellen Staat, der ihnen ein so großes Aergerniß ist, gekommen bin. Und doch habe ich die Folgerichtigkeit auf meiner Seite. Ein gottähnlicher Regent muß auch gottähnliche Eigenschaften haben. Ein Mensch aber, was der Regent doch immer bleibt, kann niemals allmächtig, allwissend, allweise genannt werden; aber es läßt sich wohl denken, daß der Regent alle Macht, alles Wissen, alle Weisheit seines Volks in sich repräsentire, daß sein Thron den Focus enthalte, wo sich alle Ausströmungen der materiellen und geistigen Volkskraft, alle Strahlen des geistigen Lichts, welches sich bisher im Staate entwickelt hat, zusammenlaufen und zur größten intensiven Stärke concentriren.

Es giebt eine Philosophie, welche die Welt vergöttert und die Allmacht, Allwissenheit Gottes nicht anders zu fassen vermag, als unter dem Begriffe aller Macht, alles Wissens, die sich in der Welt befinden. So entschieden wir gegen diese Ansicht in Beziehung auf den höchsten Weltregenten protestiren, so sehr finden wir sie an ihrem Platze, wenn von einem

Staatsregenten, von welchem eine gewisse Gottähnlichkeit gefordert wird, die Rede ist, denn die nach dieser Analogie postulirte Allmacht, Allwissenheit u. s. w. kann nicht anders gedacht werden als ein Verein aller im Staate befindlichen Macht und Weisheit. — Ich glaube nicht, daß deswegen die constitutionelle Staatsform als eine Art von politischen Pantheismus in Verruf gebracht werden könne.

* * *

Soll der irdische Regent nach dem Vorbilde des höchsten Weltregenten im Himmel gedacht werden, so muß ihm auch Heiligkeit zukommen. Diese Eigenschaft muß sich aber der Staatsregent selbst geben, dazu können die Staatsbürger keine Beiträge liefern.

Die göttliche Weltregierung waltet nach nothwendigen, alle Willkür ausschließenden Gesetzen: strenge Gesetzlichkeit muß demnach als das erste Erforderniß einer guten Staatsregierung aufgestellt werden. Ein gesetzlicher Wille ist das einzige Mittel, wodurch ein Regent zu einer gewissen Aehnlichkeit mit Gott, hinsichtlich seiner moralischen Unveränderlichkeit oder Heiligkeit gelangen kann, und es ist folglich ein heilloser Irrthum, wenn er die Behauptung seiner Würde in schrankenloser Willkür und Gesetzlosigkeit zu finden glaubt.

Da nun aber der Regent, ungeachtet seiner hohen Stellung, doch nicht aus der Sphäre der Menschheit heraustritt und den Schwächen derselben unterworfen bleibt, so wird er auch wohl zuweilen ein Bestreben äußern, den lästigen Zaum der Gesetze von sich zu werfen und nach den Eingebungen seiner Gelüste und Launen zu handeln: die rohe Willkür wird hervortreten und seine Würde dabei in Gefahr kommen, ihren höchsten Glanz zu verlieren. Diese Gefahr muß abgewendet werden, welches freilich keine leichte Aufgabe ist, die auch nicht wirklich, sondern nur imaginair, durch eine Fiction gelöset werden kann. Man unterscheidet nämlich in constitutionellen Staaten den Menschen vom Regenten, und indem man diesen für heilig und unverletzlich erklärt, macht man nicht ihn, sondern die

Vollstrecker seiner Befehle, die Minister, für die Fehlgriffe des Menschen verantwortlich. Das ist nun freilich so ein Auskunftsmittel, gegen dessen Wirksamkeit sich gar Manches sagen läßt; allein die höhere Politik, der Alles daran gelegen ist, die Idee der Heiligkeit fest und die erhabene Regentenwürde unbefleckt zu erhalten von den verderblichen Einflüssen sinnlicher Gelüste und böser Leidenschaften, hat nun einmal kein anderes, und wenn dabei von einer gewissen Beschränkung der fürstl. Macht die Rede ist, so muß man bedenken, daß nicht der, den höchsten Staatszweck verfolgende unveränderliche Regentenwille, sondern nur der wechselnde und launenhafte Wille des Menschen, der zufällig der Träger der Regentenwürde ist, beschränkt werden soll. — Die Macht muß immer durch die Weisheit beschränkt sein, wenn sie Achtung gebieten soll. Willkür kann nie ein Gegenstand der Achtung sein, und da in Gott gar keine Willkür, sondern nur ein heiliger, mit den Gesetzen der Weisheit im Einklang stehender Wille denkbar ist, so sollte ein Regent, der diesen göttlichen Willen sich zum Muster nimmt, bei dem Gedanken einer Beschränkung um so weniger erschrecken, je unabweislicher die Nothwendigkeit sich aufdringt, daß alles Endliche und also auch die Fürstenmacht beschränkt sein muß.

* * *

Es ist merkwürdig, daß der Grundsatz des constitutionellen Staatsrechts, nach welchem der Regent in allen Regierungsacten an die Zustimmung der verantwortlichen Behörde gebunden sein soll, mithin kein Unrecht üben könne (das Englische the king kan do no wrong) schon bei den alten Aegyptern galt. Diodorus sagt es I. 70 ausdrücklich: der König sei über jeden Vorwurf, jede Anklage erhaben*). Den Pharaonen Aegyptens war von ihren Staatsräthen, die zum Priesterstande gehörten, Alles aufs genauste vorgeschrieben: Spazierengehen und Arbeiten, Beten und Baden, Essen und Trinken (sie durften nur Rindfleisch und Gänsebraten essen). Jeden Morgen wurden

*) *Τον μεν βασιλεα των εγκληματων ἐξαιρουμενον.*

sie auch im Tempel an ihre Pflichten, wenigstens symbolisch erinnert. Eine solche Vormundschaft über Könige kann freilich nur die, zu allen Zeiten so gewaltig auftretende Hierarchie ausüben und sie ist recht wohl mit der ärgsten Despotie verträglich; wir haben auch in christlichen Staaten Beispiele davon aufzuweisen. Während der Beichtvater das Gewissen des frommen Regenten tyrannisirt, mißhandelt dieser sein Volk nach den wechselnden Launen seiner Willkür. Die Pflichten des Fürsten sind in hierarchischen Staaten nichts anders, als die Pflichten des Gehorsams gegen die Priesterschaft, die sich an Gottes Stelle gesetzt hat.

Ein auf seine Rechte eifersüchtiger Fürst würde daher sehr thöricht handeln, wenn er, um dem Andringen der liberalen Partei, welche constitutionelle Staatsformen verlangt, zu entgehen, sich in die Arme der aristokratisch-hierarchischen Partei werfen wollte; aus einer eingebildeten Abhängigkeit würde er in eine wahre Knechtschaft gerathen und, wie Ludwig XIV. gegen das Ende seiner Regierung, von derselben zu Maßregeln verleitet werden, die dem Staate zum Verderben und ihm zum ewigen Vorwurf gereichten. Wo man auch dem Gange dieser Partei in der Geschichte nachgeht, Elend und Knechtschaft ist in ihrem Gefolge und an ihrer Fährte klebt Blut. Sie will einen unverantwortlichen König nur, damit er allein in ihrem Dienste arbeite, und durch seine Macht die Vorposten der Vernunft und Wissenschaft, die ihren Zug aufhalten könnten, vertreibe. — Wenn Controverspredigten gegen den Vernunftglauben und das Vernunftrecht gehalten, Legenden und Tractätlein vertheilt, die Gegner der alten unhaltbaren kirchlichen und politischen Grundsätze verflucht und jesuitische Maximen empfohlen werden, dann kann man merken, daß diese verderbliche Partei im Anzuge ist, und sich auf Inquisitionsgerichte gegen das freie Denken und Forschen gefaßt halten. — Ein Fürst, dem seine Ehre am Herzen liegt, wird sich nicht dazu brauchen lassen, dieser Rotte Bahn zu brechen und die gegen sie ausgestellten Wächter feindlich zu behandeln.

* * *

Ein unbeschränkter Regent kann nur dann auf Achtung rechnen, wenn seine Vernunft stark genug ist, jedem nachtheiligen Einfluße, der ihn in Verfolgung des höchsten Staatszweckes hindern könnte, zu wehren, auch wenn dieser Einfluß von seinen eignen Neigungen, Affecten und Leidenschaften herkommen sollte. Eine solche Unabhängigkeit wird aber auch der kräftigste Regent nicht immer behaupten können, weil er ein Mensch bleibt, und dem Irrthum unterworfen ist. Ein schwacher Monarch ist aber, bei aller scheinbaren Unbeschränktheit, gerade um so abhängiger und gebundener, je weniger er sich an das Gesetz und den Staatszweck gebunden glaubt. Er ist abhängig von Günstlingen, Maitressen, Beichtvätern, Gewissensräthen, von dem Einflusse alter Vorurtheile und Mißbräuche und von seinen eignen wechselnden Launen, Thorheiten und Lastern. Die ärgerlichen Chroniken der Höfe belehren uns, daß es oft ganz unbedeutende Personen waren, welche auf den Willen des unbeschränkten Fürsten einwirkten, daß vielleicht ein Garderobenmädchen, ein Page, ein Jäger durch eine Kette von Intriguen in erster Instanz an dem Zügel der Regierung zogen, den der despotische Regent in der schlaffen Hand hielt. Je größer die Stärke der Willkürherrschaft, desto auffallender ist überall die Schwäche der Regierung und mit dieser geht die Schwäche des Staats stets Hand in Hand. Wo die Herrschaft des Gesetzes aufhört, da fängt, selbst bei scheinbarer Ordnung, die Anarchie an und gewinnt um so schnellern Fortgang, je maßloser die Willkürherrschaft sich entfaltet. An ein festes Regierungssystem ist unter diesen Umständen nicht zu denken, denn die Launen eines, an ewiges Befehlen gewöhnten Menschen ändern sich vom Morgen bis zum Abend, wie das Aprilwetter. —

Daß aber nicht bloß bei schwachen Regenten die unbeschränkte Willkür mit sich selbst in Widerspruch tritt, daß auch starke kräftige Selbstherrscher in der Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Pläne auf solche Widersprüche stoßen, davon hat uns die neueste Geschichte ein großartiges, warnendes Beispiel aufgestellt. — Bloß in der unbeschränkten Willkür

Napoleon's, die kein ewiges unveränderliches Gesetz der Gerechtigkeit über sich anerkennen wollte, lag das zerstörende Princip seiner großen bewundernswürdigen Zwecke und Pläne, auf deren Ruinen die Muse der Geschichte weint, die nutzlos vergeudete Kraft bedauernd, die, wenn sie von einem streng-gesetzlichen Willen wäre geleitet worden, vielleicht der politischen Welt eine bessere Gestalt würde gegeben haben.

* * *

Die politische Intelligenz der civilisirten Welt, die so viele Schulen durchgemacht hat, muß endlich die allgemeine Ueberzeugung bewirken, daß die maßlose Willkür der höchsten Macht nicht allein mit dem Staatswohle, sondern auch mit dem wohlverstandenen Interesse der Gewalthaber im Widerspruche stehe. Das Vorurtheil, welchem die politische Weisheit besonders kräftig entgegen zu treten hat, ist der Wahn, daß die höchste Staatsgewalt mit jeder Beschränkung unverträglich sei; als ob eine zweckmäßige Wirkung in irgend einer Beziehung möglich wäre, ohne die Kraft ausschließlich auf diese Wirkung zu beschränken! — Eine Kraft oder Macht, die willkürlich nach allen Seiten gleichsam aus einander fährt, kann schlechterdings nichts Zweckmäßiges gestalten. In der ausschließlichen Richtung der Kraft auf ihren Zweck liegt schon die Idee ihrer Beschränkung. Die höchste Staatsmacht kann also nur in dem Sinne fordern, unbeschränkt zu sein, daß sie durch Nichts in ihrer ausschließlichen Richtung auf den Staatszweck behindert werde, und wenn eine Verfassung diese Hindernisse abhält oder beseitiget, so kann man, genau genommen, nicht sagen, daß dadurch die Staatsmacht beschränkt werde, inwiefern die gesetzlose Willkür des Regenten und seiner Diener davon ausgeschlossen wird. Freilich hegt der stolze Autokrat gern die Meinung, sich ohne die äußere Nöthigung, wohl auch selbst beschränken zu können durch eigne Weisheit, etwa wie Gott seine Allmacht durch seine Allweisheit beschränkt; aber in diesem Falle verkennt er die Macht der Gewohnheit des Befehlens, die ihm bei dem Man-

gel gesetzlicher Schranken, unwillkürlich veranlassen wird, dann und wann einen Griff zu thun in die verhängnißvolle Pandorabüchse der Cabinetsjustiz, so wie ein Tabaksschnupfer mechanisch in seine Dose greift; d. i., die unbeschränkte Macht wird mit Umgehung der Gesetze ein moralisches Faustrecht üben, das nicht viel besser ist als das materielle. — Ist es daher nicht wohlgethan, durch den einen heldenmüthigen Act der Constitutions-Verleihung, dieser zur andern Natur gewordenen Gewohnheit einen Schlagbaum entgegenzustellen, um sich für alle Zukunft vor Uebereilungen zu schützen? — Auch in diesem Falle kann man sagen, daß der Regent sich durch eigne Weisheit beschränkt und die schmerzhafte Operation freiwillig vorgenommen hat. —

* * *

Man macht häufig gegen die constitutionelle Staatsform die Einwendung, daß sie mit der nothwendigen Einheit der Staatsgewalt unverträglich sei. Aber dieser Einwurf ist leicht zu beseitigen. Einheit und Vielheit sind nothwendige Gegensätze, die sich gegenseitig bedingen. Kein Regent, sei er auch der kräftigste und thätigste, kann der alleinige Träger der ganzen Staatsgewalt sein; er muß sie wenigstens mit seinen Ministern und Beamten theilen, so daß diese Gewalt zuletzt in unzählige Verzweigungen ausmündet. Wie oft ist in unumschränkten Monarchien schon der Fall vorgekommen, daß der König nur dem Namen nach, der Minister aber in der That der Träger dieser Gewalt war! Wenn nun die Einheit der Staatsmacht durch die Theilnahme der Staatsdiener nicht aufgehoben wird, so kann auch nichts Verletzendes darin liegen, wenn einem Parlamente oder einer Ständekammer diese Theilnahme gestattet wird. Können denn die Volksrepräsentanten nicht auch als Staatsdiener und umgekehrt das Regierungspersonal als Volksrepräsentanten gedacht werden? Ist diese Ansicht zulässig, so läßt sich nicht einsehen, wie die Staatseinheit verletzt werden soll, wenn die Volksdeputirten, in deren Gesammtheit eine genaue Kenntniß des Landes und

seiner Bedürfnisse voraus gesetzt wird, ein gewichtiges Wort mit zu reden haben in der Gesetzgebung eines wohlgeordneten Staats, da ja doch dem Regenten die höchste Entscheidung immer vorbehalten bleibt und er also den Willen der Stände erst zu dem seinigen machen muß, bevor derselbe als Staatswille in Wirksamkeit treten kann. Je mehr aber diese Stände als Organe des allgemeinen Volkswillens gelten können, desto weniger wagt der Regent dabei, wenn er diesem Willen seine Sanction ertheilt, und ihm seinen zufälligen Privatwillen unterordnet.

* * *

Gleichwie die sittliche Würde des Menschen erst zur Erscheinung kommt, wenn seine Willkür durch das Sittengesetz beschränkt wird, so strahlt auch die Majestät der Könige in ihrem hellsten Glanze, wenn sich ihr mächtiger Wille in gesetzlichen Schranken bewegt. Ohne weise Beschränkung giebt es keine Ehrfurcht gebietende, sondern nur eine Schrecken einflößende Gewalt. Der Schrecken ist aber eine sehr unsichere verrätherische Grundlage einer Staatsregierung, denn sie setzt, um nur einigermaßen haltbar zu sein, eine fast dämonische Stärke des Despoten oder vielmehr die Meinung von dessen Stärke voraus, und diese Meinung kann über Nacht verschwinden aus dem Volksbewußtsein. —

Die Abneigung absoluter Fürsten gegen verfassungsmäßige Beschränkung beruht demnach auf einem Vorurtheile, da offenbar durch Beschränkung der rohen Willkür der Regentenwürde kein Eintrag geschieht, sondern im Gegentheil diese Würde erst in ihrer vollen Herrlichkeit hervortritt und die Idee der Staatsvernunft in ihm zur Realität gelangt. Der Staatszweck muß jeden Fürsten beschränken, welcher seine Rolle nicht als Tyrann auf dem Staatstheater spielen will. — In diesem Sinne nannte sich Friedrich der Große einen Diener des Staats, wiefern er seinen Privatwillen den Forderungen des Staats unterstellte. Dieser Ansicht zufolge, forderte der Graf Münster (in der nach dem Befreiungskriege erlassenen

kurhannoverschen Erklärung) im Namen des englischen Prinzregenten, Beschränkung der bisherigen fürstlichen Gewalt in Deutschland. „Die Souverainität des Fürsten," sagt er, „besteht nicht darin, zu thun was er will; solche Willkür, die schrankenlos zu aller Art von Gewalt und Unrecht führen kann, zu beschränken, ist vielmehr, statt einer Beschränkung, eine Befreiung von ihr selbst. Denn der König von Großbritannien ist unläugbar eben so souverain, als jeder andre Fürst in Europa, und die Freiheiten seines Volkes befestigen seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben. Wird die Willkür eingeschränkt, so ist die Einschränkung etwas Sittliches und dieß geschieht im Staate durch das Recht des Volks" u. s. w.

Summa: die höchste Würde kann niemals hervortreten ohne Beschränkung, und weil nicht alle Gewalthaber geneigt sind, sich selbst zu beschränken, und weil die Titus, Trajane, Antonine, großen Friedriche so selten sind in der Geschichte und so häufig auf einen weisen Marcus Aurelius, ein sinnloser Commodus folgt, so sind verfassungsmäßige Formen dieser Beschränkung nöthig.

* * *

So nachdrücklich auch die angeführten Gründe zum Vortheil constitutioneller Staatsverfassungen sprechen, so ist doch nicht zu hoffen, daß diese und ähnliche Betrachtungen Eingang finden werden auf den Höhen des Staatslebens; denn die süße Gewohnheit der Willkürherrschaft hat gar zu viele Reize, als daß man ihr aus trockenen Gründen des Staatswohls ohne weiteres entsagen sollte; auch fehlt es nicht an Staatssophisten, welche diese Gründe durch Spiegelfechterei und Schönrednerei zu entkräften suchen und wenigstens so viel erlangen, daß sie das Gewissen der eigenwilligen Autokraten beruhigen und deswegen als die ächten officiellen Staatsphilosophen anerkannt werden. Aber trotz des Widerstandes der Machthaber und ihrer Minister wird die constitutionelle Staatsform sich nach und nach in den europäischen Staaten geltend machen. Seit viertausend Jahren hat die

Natur, oder der Weltgeist, welcher in der Geschichte arbeitet, sich mit der Lösung des Problems beschäftiget, wie es wohl anzufangen sei, die Staatsmacht, welche ihrem Begriffe nach keine höhere über sich duldet, doch insofern zu beschränken, daß sie keine andere Richtung nehme, als der Staatszweck erlaubt. — Daß die Natur den maßlosen Despotismus nicht will, geht daraus hervor, daß er sich, auf die Spitze getrieben, selbst zerstört, und in sein Gegentheil, Anarchie und Zügellosigkeit, umschlägt. So sind die großen Monarchieen des Orients, mit welcher die politische Geschichte beginnt, wie Schattenbilder vorübergegangen, eine hat die andere verschlungen, und innere Empörungen haben ihren Untergang beschleuniget. Die Griechen, die Willkür eines Tyrannen fürchtend, setzten in ihren kleinen Staaten an die Stelle der monarchischen die republicanischen Regierungsformen und stellten über alle möglichen Modificationen derselben belehrende Versuche an, aber nachdem die äußere Gefahr, die den Patriotismus in Spannung gehalten hatte, vorüber war, traten auch die Nachtheile der republicanischen Verfassung, welche in der Unstätigkeit und Flüssigkeit des demokratischen Elements liegen, sehr merkbar hervor. Es entstanden Parteien, die sich gegenseitig bekämpften, und die aus diesem Kampfe sich erzeugende Anarchie bewies sich für das Heil der Staaten nicht weniger verderblich, als die starre Einheit und der todte Formalismus der asiatischen Despotieen. Die griechischen Republiken gingen unter im Strudel ihres Parteigetriebes, welches das arglistige Rom zu seinem Vortheil zu benutzen verstand. Die Römer machten dieselbe Erfahrung; der republicanische Patriotismus, welcher die halbe Welt erobert hatte, erstarb in Bürgerkriegen, und das stolze Rom, welches Könige zu seinen Füßen gesehen hatte, mußte die Demüthigung erleben, daß seine eignen Kinder und Diener es in Ketten schlugen.

Hier, wie überall, sehen wir den Antagonismus der Natur, ihr Fortschreiten durch Gegensätze. Der Despotismus führt zur republicanischen Freiheit und der Mißbrauch dieser Freiheit leitet wieder in die eisernen Arme

des Despotismus zurück. In der alten Welt war also die Natur in ihren politischen Lectionen so weit gekommen, daß weder in der despotischen noch in der republicanischen Staatsform die Lösung des vorerwähnten Problems, die Aufstellung einer vom Mißbrauche freien Staatsmacht, zu finden ist.

* * *

Sehen wir nun, was das Mittelalter und die Geschichte der neuern Zeit uns in dieser Beziehung lehrt. Mit dem Untergange des römischen Weltreiches beginnt eine neue Epoche für die Bildung von Staaten und Staatsverfassungen. Die Natur wählt jetzt eine andere Bühne für ihre politischen Gründungen, als vorher; sie scheint ihr früheres, in den südöstlichen Theilen der Welt begonnenes Werk vor der Hand aufgegeben zu haben und will versuchen, was mit den rauhen, kräftigen Söhnen des Nordens zu machen ist, muß sich aber bescheiden, wieder von vorn anzufangen, daher auch manche Wiederholungen schon früher gegebener Lehren vorkommen. Auf diesem neuen Schauplatze trifft der Geschichtsforscher wieder auf die Tendenz zur Bildung großer monarchischer Reiche; das westgothische, ostgothische, longobardische und fränkische Reich treten nach einander auf die geschichtliche Bühne, und das letztgenannte nahm unter Carl dem Großen einen starken Anlauf, sich zu einer Universalmonarchie auszubilden; aber es zersplitterte in diesem Anlaufe am Widerstand der Natur, die kein Weltreich in der Geschichte der Menschheit duldet. Am wenigsten konnte eine solche Gründung in dem Boden des germanischen Volkslebens feste Wurzel schlagen; die Charaktere waren hier zu spröde und stammhaft, um sich unter das Richtmaß der gleichen Knechtschaft zu fügen. Die alte germanische Freiheit sprach auf den März- und Maifeldern manches starke Wort, welches eine Schranke bildete gegen die Willkürherrschaft der Könige. Freilich ging diese Freiheit im Lehnswesen theilweise unter, aber zugleich bildete dieses doch auch einen Wall gegen den königlichen Despotismus, indem es verhinderte, daß die Knechtschaft nicht allgemein werden konnte. In gleicher Zeit bildete sich eine

andere Macht, welche nicht allein neben, sondern sogar über der Königsmacht ihre Stellung nahm und sie in den Schranken der Mäßigung zu halten suchte, — die Macht der Kirche, welche in ihren Stiftungen zugleich wohlthätige Asyle eröffnete, wohin sich der vom weltlichen Arm Unterdrückte retten konnte.

So war es der Natur gelungen, gleich in dem ersten rohen Zuschnitt der germanischen Staatenbildung zwei starke Schranken gegen die autokratische Willkür anzubringen, die Ansprüche des Vasallenthums und der Kirche, welche ihre Stimme als die Stimme Gottes geltend machte. Freilich waren damit auch die Elemente der Zwietracht in das Staatsleben gelegt, und welches Unheil daraus hervorgegangen, davon weiß die Geschichte des Mittelalters zu erzählen; aber wie gesagt, die Natur hat, bevor die Vernunft zur Herrschaft gelangt, kein anderes Mittel als die Zwietracht der Parteien, den Antagonismus der Gegensätze. Wenigstens wurde durch diesen Kampf die Stagnation, der todte Formalismus des gesellschaftlichen Lebens verhindert, welche wir unter den Serailregierungen der orientalischen Despotieen so häufig antreffen. Zur Vermittlung der Gegensätze erhob sich auch bald ein wichtiges politisches Element in dem freien Bürgerthume der Städte. Daß die städtische Gewerbthätigkeit in Verbindung mit dem Handel mitten unter der Barbarei des Faustrechts sich so mächtig hob, daß der Hansebund unter so ungünstigen Verhältnissen entstehen und zu einer fast wunderbaren Macht gelangen konnte, diese Thatsachen beweisen, welche Kraft sich aus dem Mittelstande entwickeln kann, wenn ein freier Geist ihn beseelt. — Obgleich die Könige das aufblühende Bürgerthum nicht in seiner ganzen Bedeutung zu schätzen verstanden und zuweilen dem starken Corporationsgeiste engherzig entgegentraten, so wußte es doch die Natur so zu veranstalten, daß sie im Ganzen als Schutzherren und Patrone der Städte aufzutreten sich gedrungen fühlten. Gegen die durch diese starke Bürgerkraft verstärkte Königsmacht konnte kein innerer oder äußerer Feind etwas ausrichten und es kam bald soweit, daß der stolze Lehnsadel und die noch

stolzere Geistlichkeit den lange verachteten Bürgerstand als dritten Reichsstand anerkennen und ihm das Recht zugestehen mußten, seine Deputirte zu den Reichs- und Landtagen zu schicken.

So bildete sich, wenn auch noch sehr unvollständig und ungenügend, die Idee einer Volksrepräsentation als wirksames Gegengewicht gegen die willkürliche Fürstenmacht, und dieser Fortschritt in der Staatskunst war nicht etwa das Resultat des Nachdenkens oder der Wissenschaft, sondern der Naturwirksamkeit, die den Drang der Verhältnisse zu ihren Zwecken benutzt hatte. — Zwar war damit das Problem, eine vollkommene Staatsverfassung zu finden, noch keineswegs gelöset, aber es war doch zur Auflösung desselben ein brauchbarer Leitfaden gewonnen; es war der Grund gelegt, auf welchem man unter begünstigenden Umständen fortbauen konnte. In England hat man auf dieser Grundlage auch wirklich mit Erfolg fortgebaut, so daß man sich dort einer Verfassung erfreut, welche in vieler Beziehung musterhaft genannt werden kann. Allein auch hier war es nicht etwa die Staatsweisheit der Könige und ihrer Minister, welche diesen politischen Ausbau betrieben, sondern der Naturmechanismus mit seinen streitenden Kräften that dabei das Beste. Gerade unter den schwächsten, erbärmlichsten, eigensinnigsten und willkürlichsten Königen wurden die bedeutendsten Garantieen der Volksrechte gewonnen, die festesten Schranken gegen den königl. Gewaltmißbrauch aufgestellt.

Ohne von Italien und dem romantischen Mittelalter in Spanien zu sprechen, wo man sogar auf den Gedanken kam, einen höchsten Richter zwischen König und Volk, (el justiza) als Bewahrer des heiligen Rechts aufzustellen, will ich nur noch einige Worte über die in Frankreich und Deutschland versuchten Staatsbildungen ins Besondere sagen. — Was zuvörderst Deutschland betrifft, so beschränkten die Reichsstände gegen das Ende des Mittelalters ihre Könige und Kaiser auf eine so ungebührliche Weise, daß diese höchste Würde zuletzt zu einem leeren Schattenbilde wurde. Aber die Volksfreiheit gewann nichts bei der unwürdigen Beschrän-

kung des Reichsoberhauptes; der von dem Kaiserthrone vertriebene Despotismus setzte sich auf 300 Fürsten- und Grafenstühle und trieb sein Wesen in den dunkeln Winkeln und Ecken der alten Reichsburg um so ungestörter, je weniger der kaiserliche Arm ihm beikommen konnte. Das vornehm verachtete Bürgerthum wurde auf dem Reichstage nur von den immer mehr in Abnahme und Verfall kommenden Reichsstädten repräsentirt und auch hier machte sich eine gewisse philisterhafte Aristokratie unter dem Namen des Patriciats geltend. Von einem deutschen Volke und deutschen Patriotismus war so wenig die Rede, daß Ludwig XIV. es wagen konnte, mit Schwert und Brandfackel in den deutschen Reichskörper einzuschneiden und einzubrennen, ohne daß ein allgemeiner Schmerzenslaut sich vernehmen ließ.

In Frankreich hingegen war es dem Despotismus gelungen, sich auf dem Königsthrone zu befestigen und gerade unter dem schwachen Königsfiguranten Ludwig XIII. fielen unter dem eisernen Arme seines allmächtigen Ministers mit den Häuptern der Opposition die letzten Vorrechte der einst so mächtigen Feudalstände; das germanische Element einer Volksvertretung schien auf immer vertilgt, so wie es schon früher in Spanien von Carl V. und Philipp II. mit blutiger Strenge unterdrückt worden war.

So konnte Ludwig XIV. ohne Widerspruch zu finden, es wagen, seine stolze Persönlichkeit mit dem Staate zu identificiren, und die Aeußerungen seiner selbstsüchtigen Neigung und selbst die empörendsten Grausamkeiten bedurften keinen andern Rechtfertigungsgrund, als die in der heillosen Cabinetsjustiz stereotyp gewordene Formel: car tel est notre plaisir. (Wir finden uns bewogen). — Fast alle europäischen Monarchen putzten ihren Despotismus nach dem von diesem Könige aufgestellten Muster mit glänzenden Flittern aus; auch in Deutschland fand die französische Hofpracht und unsittliche Galanterie überall Nachahmer, und jeder kleine Reichsgraf bildete sich ein, ein Stück vom großen Ludwig zu sein, wenn er dessen grandiöse Verschwendung nachäffte.

* * *

So schien also die Natur ihre Arbeiten vergeblich gemacht zu haben; ihre Versuche, die höchste Staatsgewalt durch gesetzliche Formen zu beschränken und die Volksrechte zu sichern, schienen mißlungen. Ueberall setzte sich der Despotismus fest, nachdem er die Schranken der germanischen Ständeverfassungen unter die Füße getreten hatte. Aber die Natur — oder die Vorsehung — giebt ihre Zwecke niemals auf. Jeder scheinbare Rücklauf in der Geschichte der Menschheit ist nur das Ausholen zu einem stärkern Anlaufe oder Sprunge. Wenn die Reaction ihren höchsten Triumph zu feiern glaubt, ist schon die Nemesis im Stillen geschäftig, ihr den Boden zu untergraben.

In Frankreich hörten die Verständigen das Rauschen der Füße der nahenden Nemesis schon unter der Regierung des Nachfolgers von Ludwig XIV. Der verächtliche Ludwig XV. zog die heilige Königswürde so rücksichtslos in den Staub, daß sie nach und nach die bisherige Achtung verlor. Man fragte sich, ob es denn im ewigen Rechte gegründet sei, daß sich eine große starke Nation von einem elenden Wichte müsse mißhandeln und selbst moralisch vergiften lassen, bloß weil er zufällig auf dem Throne geboren sei? Immer lauter erhoben sich Stimmen über die ursprünglichen Menschenrechte; die Forschung über den Ursprung und Zweck des Staats erging sich immer kecker und erregte auch außerhalb Frankreich ungewöhnliche Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Die neuen politischen Ideen der französischen Staatsphilosophen fanden bald ihre Anwendung in den Händeln Englands mit seinen nordamerikanischen Colonien, welche rüstig den Despotismus bekämpften, und wunderbar genug, in dem Despotismus der französischen und spanischen Regierung einen treuen Bundesgenossen fanden in dem Kampfe für Freiheit. — Auch in England hatte es trotz seiner verbrieften Verfassung der Despotismus versucht, Wurzel zu fassen; dem Ministerium North war es gelungen, das bestochene Parlement ganz von dem Eigensinne des Königs Georg III. abhängig zu machen. Allein gerade aus der herrischen Willkür dieser Regierung ging nach dem Gesetze des

Antagonismus, dessen sich die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, die Freiheit der Amerikaner hervor. Die bei Gelegenheit dieser Händel lautwerdende englische Opposition fand auch außerhalb England lebhafte Theilnahme und machte gar viele Gemüther für die neuen liberalen Ideen empfänglich.

Auch in das alte Gebäude des deutschen Reichs waren trotz seiner vielen feudalistischen Scheidemauern einzelne Strahlen des neuen politischen Lichtes gedrungen und hatten wenigstens so viel gewirkt, daß der Despotismus nicht mehr ein finsterer, sondern ein aufgeklärter sein wollte. Es wurden einzelne, aber kräftige Stimmen laut, welche gegen Willkürherrschaft eiferten und die Rechte der Unterdrückten in Schutz nahmen. Was z. B. Justus Möser über die Garantieen schrieb, die der Bürger, gegenüber der verjährten Gewalt, für sein Recht und Eigenthum zu fordern habe, gehört zu dem Besten und Stärksten, was über diesen Gegeustand gesagt werden kann. Dazu kam noch, daß Deutschland damals das Glück hatte, in Friedrich dem Großen einen Philosophen auf dem Throne zu sehen, der zwar nicht für die Verfassung, aber doch für die Verwaltung des Staats ein nachahmungswürdiges Muster aufstellte und kräftig die Ansicht bestritt, nach welcher manche Fürsten den Staat wie ein rentirendes Grundstück betrachteten, welches nach Gefallen benutzt und allenfalls auch ausgesogen werden könne, welche Maxime gerade damals von einigen deutschen Fürsten recht praktisch befolgt wurde, indem sie sich von dem Schweiße und Blute ihrer an die Engländer verkauften Unterthanen bereicherten, gerade wie ein Gutspächter, der seine Hammel an einen Fleischer verkauft. — Kein Wunder, wenn der sonst so harthäutige deutsche Michel sich einige devote Zweifel erlaubte, ob in diesen und ähnlichen Fällen das göttliche Regentenrecht nicht zu weit getrieben werde, und die unterthänige Frage hinzufügte, ob denn der Unterthan bloß Pflichten und keine Rechte habe? —

Diese Zweifel und Fragen hatten auch eine böse Kritik zur Folge. Dieselbe, eine wahre Calamität für den politischen

und kirchlichen Despotismus, kam von einem körperlich schwachen und politisch unbedeutenden Manne, dem Professor Kant in Königsberg, der aber als großer philosophischer Reformator auftrat, mit dem Dreizack seiner drei Kritiken das stagnirende Meer der Wissenschaft in Bewegung setzte und die hergebrachten metaphysischen, moralischen und politischen Systeme gar mächtig erschütterte.

Indeß hatte in Frankreich Ludwig XVI. die Erbschaft der Sünden seiner Väter angetreten und das Schicksal wollte, daß ihm bei allen seinen Tugenden gerade diejenigen fehlten, wodurch allein diese Sünden gutgemacht werden konnten: — Charakterstärke und Consequenz in Verfolgung der, als nothwendig erkannten Maßregeln. Bei seinem rathlosen Schwanken zwischen entgegengesetzten Maximen, war es unvermeidlich, daß ein Staat, in welchem die Begriffe so verworren, die Sittlichkeit in den obern Sphären der Gesellschaft in solchem Grade abgetödtet, die Kirche so gesunken und verfault, der Druck und die Menschenverachtung so unermeßlich war, wie im damaligen Frankreich, nicht ohne eine Revolution in einen andern Zustand hinübergeführt werden konnte. Die Umwälzung war um so unvermeidlicher, je weniger die Aristokraten bewogen werden konnten, von ihren empörenden Vorrechten auch nur das Geringste aufzugeben, und je weniger die Volksfreunde geneigt waren, ihren neugewonnenen politischen Einsichten und darauf gegründeten Forderungen zu entsagen.

Diesen Antagonismus entgegengesetzter Ansprüche benutzte die Natur, um an der Auflösung ihrer großen politischen Aufgabe — der Aufstellung einer gesetzlichen Staatsmacht mit erneuter Anstrengung zu arbeiten, und wenn die Aufgabe auch nicht gelöset wurde, so wurden doch reiche Data zu ihrer künftigen Auflösung gewonnen. Es war eine ungeheure Anmaßung, wenn die constituirende Nationalversammlung sich einbildete, das Problem einer vollkommnen Staatsverfassung, woran die Geschichte seit Jahrtausenden unter Schweiß und Blut sich zerarbeitet hatte, in wenig Sitzungen zu lösen und das realisirte Staatsideal gleichsam

aus der Feder blasen zu können. Der zu starke, Alles zertrümmernde Anlauf, den die Nation zur Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Institutionen nahm, mußte nothwendig in einen kläglichen Rücklauf zurückprallen. — Was so oft in der Geschichte sich bethätigt hatte, trat auch hier ein: auf die heiße Begeisterung der Erwartung, folgte die kalte Erschlaffung der Enttäuschung; aus der Anarchie der unbeschränkten Freiheit entwickelte sich die Autokratie des despotischen Zwanges.

* * *

Es trat ein Mann auf, der den Beruf fühlte, dem von den revolutionairen Winden herumgetriebenen Schiffe des Staates wieder ein tüchtiges Steuerruder einzusetzen und es mit kräftiger Hand zu ergreifen; aber er lenkte das Schiff nicht in den Hafen der Volksfreiheit und des Volkswohls, sondern auf das hohe stürmische Meer des Kriegsruhms. Der neue Dictator begnügte sich nicht damit, den umgestürzten Thron des Despotismus in Frankreich wieder aufzurichten, sondern dehnte seine tyrannische Willkür auch auf andere Länder aus; mit dem Hammer des kriegerischen Thor schmiedete er ein Glied nach dem andern von der langen Kette der Knechtschaft, womit er alle europäischen Völker zu umschlingen gedachte. Die deutschen Fürsten, die er durch den Köder der Souverainität täuschte, während er sie an seinen Siegeswagen fesselte, vernichteten unbedenklich die spärlichen Ueberreste des germanischen Ständewesens, und somit die letzte Spur der Volksfreiheit. Der kühn angelegte Plan zur Weltherrschaft schritt mit jedem Tage seiner Ausführung näher; aller Widerstand brach an dem eisernen Willen des rücksichtslosen Gewalthabers. — Der Thron des Despotismus schien festgegründet und keine Gewalt der Erde im Stande ihn zu erschüttern.

Allein was der Macht und Weisheit der Menschen nicht gelang, das bewirkte endlich die Natur oder die Vorsehung, die ihre ewigen Zwecke nicht ungestraft durchkreuzen läßt

und gerade aus dem Widerspruch dagegen das beste Beförderungsmittel derselben zu gestalten weiß. Die Elemente und Kräfte der Natur empörten sich gegen den stolzen Dränger und die moralische Volkskraft, an die er nicht geglaubt hatte, trat ihm wie ein gefeyter Riese entgegen, dem seine Fechterstreiche nicht beikommen konnten. Er machte die Erfahrung, daß der, welcher Körper zu beherrschen versteht, deswegen die Geister nicht in seiner Gewalt hat, und daß es doch im Grunde der Geist ist, welcher die Welt beherrscht. Mit unwiderstehlicher Macht traten jetzt die politischen Ideen, die er unterdrückt glaubte, aus dem Dunkel des Volksbewußtseins hervor und bewirkten zuerst in den am ärgsten mißhandelten Preußen und dann in der ganzen deutschen Nation eine Begeisterung für Freiheit, wie sie vielleicht noch nie dagewesen war. Als eine eigne ironische Schickung ist bei diesem Umschwunge, der selbst als eine Ironie des Schicksals betrachtet werden kann, zu bemerken, daß die deutsche Heeresmacht, welche jetzt das Mittel zu seiner Besiegung wurde, von Napoleon selbst zweckmäßig organisirt und eingeübt worden war, um sie als dienliches Instrument zu seinen Eroberungen zu benutzen. So braucht die Vorsehung die Instrumente, welche die Despoten zur Unterdrückung der Freiheit anfertigen, gar häufig zu ihrem Sturze und zur Erhebung der politischen Freiheit.

* * *

Die Weltlage, wie sie sich nach dem Sturze und der Vertreibung Napoleons gestaltete, und also auch die politischen Bildungen, die daraus hervorgingen, waren keine Ergebnisse der freien, nach Zwecken schaffenden menschlichen Thätigkeit, am wenigsten Resultate diplomatischer Combinationen, sondern Offenbarungen einer höhern Macht, welche selbst die Mißgriffe und Thorheiten der Sterblichen zu ihren weisen Zwecken benutzt. Durch diese höhere Vermittlung war eine neue Epoche staatlicher Entwicklungen und Bildungen gekommen. In Deutschland war der Boden für den politi-

schen Neubau ziemlich geebnet, da der rauhe Kriegerbesen die Reste des Feudalwesens und die aus dem Zusammensturze des alten deutschen Kaiserreichs entstandenen Trümmer schon großentheils beseitiget hatte. Eine Begeisterung für deutsche Freiheit, für Nationaleinheit und Nationalgröße war da, welche zu großen Opfern bereitwillig machte und die Thatsachen, welche die Wichtigkeit der Volkskraft und des Volkswillens bewiesen, ließen sich im frischen Bewußsein noch nicht böswillig umdeuten. Es war nun an der politischen Weisheit, diese Vorlagen schnell zu benützen, bevor der feurige Enthusiasmus sich abkühlte, bevor die kalte Berechnung den großartigen Versprechungen nachträte, wodurch die edeln Fürsten sich gegen ihr Volk zu freisinnigen Zugeständnissen verpflichtet hatten. Viel ist auch wirklich geschehen, was mit Dank anzuerkennen ist; ein großer Schritt zum Ziele, zu welchem die menschliche Gesellschaft von dem in der Geschichte waltenden Weltgeist hingeleitet wird, ist unverkennbar gethan, und wenn man dennoch weit vom Ziele abgeblieben ist, und seitdem wieder viele Rückschritte gemacht hat, so darf das uns nicht wundern. Es wiederholte sich nur die schon tausendmal dagewesene Erscheinung, daß die Menschen in ihrem Eifer nachlassen, wenn die Begeisterung verraucht ist, oder wenn der Zwang der Natur nachgelassen hat und der Stachel der Noth nicht mehr sticht, daß Versprechungen vergessen oder umgedeutet werden, wenn die Verlegenheit vorüber ist, die sie abgepreßt hatte. Der rücksichtslosen Großmuth hinkt die Reue nach mit ihren Denkzetteln an die gute alte Zeit. Man begnügt sich dann gar zu gern mit halben Maßregeln, will den Pelz waschen, aber nicht naß machen; die alten Geschwüre und Balggeschwülste am Staatskörper wohl wegschaffen, aber es soll nicht wehe thun, der Operateur soll ja nicht zu tief ins Fleisch schneiden. Man wollte ein großes mächtiges Deutschland, aber niemand wollte einen beträchtlichen Beitrag zu dieser Macht liefern; man mußte zugeben, und Napoleons Beispiel bestätigte die alte Erfahrung, daß eine unbeschränkte Staatsgewalt oft zur Volksgeißel und sich selbst verderblich werde; und doch konnte man nicht von dem

Vorurtheile lassen, daß es gegen die Würde des Regenten sei, im Staate einen andern, als seinen Privatwillen anzuerkennen, und Beschränkungen des letztern zuzulassen.

Allein trotz des aristokratischen Widerwillens gegen jede gesetzliche Schranke souverainer Willkür ist das constitutionelle Leben doch eingedrungen in das Volksbewußtsein und hat Wurzel gefaßt im vaterländischen Boden; und wenn die politischen Neubaue, die wir erhalten haben, auch noch weit hinter dem Ideale eines vollkommnen Staates zurück sind, so müssen wir bedenken, daß überhaupt nichts Vollkommenes ins Leben tritt, und daß die Gegenwart nicht alles thun kann, weil sie nur der Zukunft, die das Werk vollenden soll, in die Hand arbeitet. Alle Versuche, welche der niedergeworfene Despotismus macht, sich zu seiner alten Herrlichkeit zu erheben und die neuen politischen Gründungen zu zerstören, sind dem Banne des Zeitgeistes verfallen und scheitern nach kurzen scheinbaren Erfolgen am Widerstande der Natur. Bei der accelerirten Bewegung, welche die europäischen Völker auf der Bahn ihrer Entwicklung gewonnen haben, dürfen die Staatslenker nicht still stehen oder zurückgehen, ohne die Strafruthe zu fürchten, welche die Nemesis für sie in Bereitschaft hat. Wenn sie es verschmähen, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, müssen sie gewärtig sein, mit Gewalt fortgerissen oder gar niedergeworfen zu werden. Ein Beispiel von der Macht dieser Bewegung haben wir vor 16 Jahren erlebt, da während der sogenannten Julitage die 15jährigen Arbeiten der Restauration zertrümmert und die unklugen Urheber derselben niedergeworfen wurden; ein schlagender Beweis, wie gefährlich es ist für die Staatslenker, die neue Kunststraße der Civilisation, welche nach dem Nivellement gegenseitiger Rechte und Pflichten angelegt ist, zu verlassen und nach den alten ausgefahrnen Geleisen der herrschenden Willkür zurückzulenken. Der Zeitgeist kann zurückgedrängt, aber nie ganz unterdrückt werden; er macht sich zu seiner Zeit nur um so stärker geltend, und es ist schlimm, wenn es durch eine Explosion geschieht, wenn der gestauete Strom der öffentlichen Meinung eine Ueberschwemmung ver-

ursacht. Aber die Gesetze der Mechanik vom Stoße und Gegenstoße können leider durch keinen Cabinetsbefehl aufgehoben werden, und sie haben auch ihre Gültigkeit in der Staatswelt, wo moralische Kräfte wirksam sind.

* * *

Diese Betrachtungen müssen den freisinnigen Patrioten trösten zu einer Zeit, wo die Reaction besonders thätig ist, die politische Aufklärung zu bekämpfen, wo die Restauration das längst abgethane historische Unrecht neu zu begründen sucht, wo das Sic volo, sic jubeo der Willkürherrschaft wieder besonders laut wird gegen jede Theilnahme des Volks an öffentlichen Angelegenheiten, gegen jede freimüthige Aeußerung der öffentlichen Meinung. Das sind, wie wir gesehen haben, vorübergehende Erscheinungen und Bestrebungen, die früher oder später an der Macht des Geschichtsganges zu Schanden werden. Jede Despotie gräbt sich ihr eignes Grab, wenn sie am Grabe der Volksfreiheit zu arbeiten meint. Das ist das Gesetz der Natur, die, wie wir gesehen haben, immer den Antagonismus der Gegensätze benutzt, um ihre Zwecke zu erreichen und namentlich ihre Aufgabe, die Herstellung vollkommener Staatsformen ihrer Auflösung näher zu bringen. Ein unbeschränkter Machthaber kann den Riesen des Volksgeistes wohl zuweilen niederwerfen; aber dieser gewinnt wie Antäus bei Berühren der Mutter-Erde nur neue Kraft und erhebt sich mächtiger und furchtbarer für den sichern Tyrannen. Mögen Polizei und Censur noch so geschäftig sein, den unbequemen Geist der Zeit, wie Aeolus seine Winde, in Säcke und Bocksbeutel einzuschließen; das Mittel fehlt, diese Schläuche hermetisch zu verschließen, und ehe man es sichs versieht, stürzt der eingepreßte Geist hervor und verursacht einen gewaltigen Sturm, gegen welchen alle Verbote nichts helfen wollen. Diese geschichtlichen Erfahrungen müssen bei ungünstigen politischen Auspicien den Patrioten aufrecht erhalten und ihn veranlassen, die muthlos gesunkenen Arme wieder zu heben, um an dem Werke der Civilisation nach seinen Kräften zu arbeiten.

Der Gang der politischen Entwicklung hat bisher dem Gange mancher Pilger nach Palästina geglichen, zwei Schritte vorwärts und einen Schritt zurück, und auch in Zukunft werden die Rückschritte nicht ausbleiben. Bedenken wir aber, welche Rolle die neuen politischen Ideen in den letzten 70 bis 80 Jahren gespielt haben, welche erstaunliche Wirkung der Drang nach bürgerlicher Freiheit im Vergleiche mit den frühern Jahrhunderten hervorgebracht hat, so lassen sich an diese Erfahrung große Erwartungen für die Zukunft anknüpfen. Nicht von der Weisheit und dem guten Willen der Machthaber ist, wie gesagt, das Beste zu erwarten, sondern von der zwingenden Macht der Natur oder der Vorsehung, die ihre Zwecke nicht ungestraft verachten läßt.

* * *

Der Mensch hat nun einmal die Unart, alles Gute zu mißbrauchen, wie sollte die höchste Gewalt im Staate, wo der Reiz zum Mißbrauche so groß ist, davon frei bleiben. Es wird immer, trotz aller Bemühungen der Staatskunst, unmöglich sein, diese Mißbräuche ganz zu verhindern, weil man nun einmal über die höchste Staatsmacht keine höhere als Controle setzen kann. Daraus folgt aber noch nicht, daß die Staatskunst jene Bemühungen einstellen, daß man keine Versuche machen solle, jene furchtbare Gewalt zu beschränken und Garantieen für die bürgerliche Freiheit zu finden. Wenn diese Versuche bisher nicht den erwarteten Erfolg gehabt haben, so kann man doch auch nicht sagen, daß sie völlig mißlungen wären, und von dem gemachten Anfange läßt sich der beste Fortgang erwarten, besonders deswegen, weil die Vorsehung ihre Zwecke, unter welche auch ein durch Rechtsbegriffe geordneter Staat gehört, nicht aufgiebt.

Mag also auch der politische Horizont sich zuweilen trüben, mag der Despotismus, als wäre nichts vorgefallen, als wären die Verdammungsurtheile und Strafgerichte, welche die in der Geschichte waltende Nemesis über ihn verhängt hat, gar nicht dagewesen, mag der kirchliche und poli-

tische Obscurantismus Moderstaub und Dünste auftreiben aus den Gräbern historischer Autoritäten, wir dürfen unverzagt der Macht der Natur vertrauen, die ihre Zwecke nicht aufgiebt und zugleich über die Mittel gebietet, sie wirklich zu machen. Was besonders Deutschland betrifft, so kann hier der Despotismus nicht, wenigstens nicht auf die Dauer, seinen permanenten Thron aufschlagen. Zwar hat es zu verschiedenen Zeiten unter dem Joche der Knechtschaft geseufzet, aber immer hat es sich auch wie Simson wieder aufgerüttelt und die Bande zerrissen, wenn ihm der Ruf ins Ohr scholl: Philister über dir! Ja, seit fast zweitausend Jahren hat das deutsche Volk fremde Unbill und Schmach, sie mochte von Rom, oder aus den slavischen Steppen, oder von Frankreich kommen, wieder abgeschüttelt; mit Hülfe der Vorsehung wird es dies auch ferner thun und sich auch im Innern des, in der reinen Luft politischer Aufklärung hektisch gewordenen Despotismus erwehren, sei es auch erst, nachdem die Vorsehung ihre Zuchtruthe gebraucht hat.

* * *

In absolut-monarchischen Staaten fehlt es der bürgerlichen Freiheit keineswegs an Garantieen, aber die höchsten dieser Garantieen sind bloß subjectiv; sie liegen in den Gesinnungen des Fürsten und in dem Vertrauen des Volks zu denselben. Hat aber der Fürst Gesinnungen offenbart, welche jene Freiheit zu bedrohen scheinen, zeigt er das Bestreben, seine Willkür über das Gesetz zu setzen, so fällt mit dem Vertrauen zu dem Fürsten auch das Vertrauen zu den gesetzlichen Schutzformen der Volksrechte und das Volk muß sich entweder zitternd dem durchgreifenden Herrscherwillen unterwerfen, oder ganz im Stillen auf Mittel denken, seine Rechte zu wahren. Das erste wird es thun, wenn es den unbedingten Gehorsam für Pflicht erkennt; aber in neuer Zeit hat der Glaube an diese Pflicht gar sehr abgenommen und es sind Stimmen zu dem Ohre der Menge gedrungen, welche dem Menschen die Behauptung seiner Rechte in gewissen

Fällen zur Pflicht machen. Um dieser politischen Skepsis auszuweichen, müßte jeder Fürst ernstlich darauf bedacht sein, durch feste gesetzliche Garantieen der bürgerlichen Freiheit das wankende Vertrauen seines Volkes aufzurichten und zu befestigen. Unabhängige Gerichte gehören allerdings zu diesen Garantieen, aber in unbeschränkten Monarchien ist diese Unabhängigkeit bloß scheinbar, weil ein Despot gar viele Mittel hat, die Gerichte zu dienstbaren Werkzeugen seines Willens zu machen, besonders wenn sogenannte Staatsverbrechen zu richten sind, in welchem Falle gar häufig eine etwas rücksichtslose patriotische Aeußerung zu einem Staatsverbrechen gestempelt wird.

* * *

Auch der wohlwollende Regent, in dessen Gesinnung die beste subjective Gewähr des Staatswohls liegt, muß solche objective Garantieen wünschen, wie sie in einem festen Staatsgrundgesetze geboten werden. Der beste Regent kann nicht für seine Nachfolger stehen. Ein Domitian oder Commodus folgt nur zu häufig auf einen gnädigen Titus, auf einen weisen Antonin und zerstört in wenigen Tagen die guten Einrichtungen, die mit jahrelanger Arbeit hergestellt wurden. Um so etwas nicht befürchten zu müssen, überlieferte Peter der Große seinen Sohn dem Tode und Friedrich Wilhelm I. von Preußen war nahe daran, unter der gleichen, freilich irrigen Voraussetzung, dasselbe zu thun. Dieser Furcht ist der Regent eines constitutionellen Staates überhoben, da dem Nachfolger durch das Gesetz die Hände gebunden sind, wenn er es wagen wollte, die Anlagen und Pflanzungen seines Vorgängers zu zerstören. Dieses Argument für eine gesetzlich beschränkte Monarchie vermag kein Staatssophist zu widerlegen.

* * *

Die Fürsten stehen im Irrthum, wenn sie glauben, daß die Unterthanen eifersüchtig auf ihre Macht sind und sie zu verringern suchen; im Gegentheil wünscht das Volk seinem Fürsten Gottes Allmacht und Allwissenheit, damit er alle Mängel und Gebrechen im Staate sehen und abstellen, alle Ungerechtigkeiten und Gesetzverletzungen bestrafen möge. Freilich beruht dieser Wunsch auf der Voraussetzung, daß der Fürst selbst nichts Böses thun, selbst keine Ungerechtigkeit begehen könne, daß ihm also neben der göttlichen Macht auch die göttliche Weisheit und Güte im gewissen Grade zukommen möge. Hier liegt der Grund des Mißverständnisses. Der Regent soll nach dem allgemeinen Willen die ganze Staatsmacht besitzen, aber diese Macht soll, wie die göttliche, von der Weisheit und Güte beschränkt sein, damit dieselbe auf keine andern, als die höhern Staatszwecke gerichtet sei. Der Regulator, welcher diese Richtung zu sichern hat, soll in der Verfassung liegen, indem durch dieselbe die stabilen ethischen Elemente der Weisheit und Güte mit der höchsten Macht in eine unauflösliche Verbindung gebracht werden, damit diese ihre Furchtbarkeit verliere. Viele Regenten wollen von dieser Verbindung, wodurch die Macht erst ihre rechte Würde erhält, nichts wissen, weil sie jeder Beschränkung abgeneigt, nur in unbeschränkter Willkür das Wesen des monarchischen Princips erblicken. — Eine unbeschränkte Macht kann aber deswegen nichts Gutes wirken, weil das Gute nur aus der Beschränkung unserer Willkür durch das Sittengesetz hervorgeht.

* * *

In dem Begriff der Souverainität, womit die Absolutisten dem Regenten unbeschränkte Willkür zu vindiciren glauben, liegt der Keim zur consequenten Entwicklung von Ideen, die von ihnen verworfen werden, obgleich gegen die Richtigkeit ihrer Ableitung nichts beigebracht werden kann.

Die Souverainität ist die Staatsmacht, die der Regent besitzen soll, um den Staatszweck zu realisiren. Er kann sie demnach nicht als Privatmann besitzen; denn die Macht des einzelnen Menschen reicht nicht weit und ist von allen Seiten beschränkt. Ein Tyrann schaltet mit der Staatsmacht nach Willkür, aber nur so lange, als das Volk nicht zum Bewußtsein seiner Stärke gekommen ist; auch disponirt er nicht über das Ganze dieser Macht, sondern immer nur über einen Theil desselben, um den andern mobil zu machen, z. B. über die Geldmacht, um die Militairmacht aufzustellen und in Bewegung zu setzen. — Nur ein Fürst, dem die in der Volksüberzeugung begründete Macht zur Seite steht, ist souverain im ganzen Sinne des Worts; nur in der moralischen Kraft des Volks liegt die rechte Basis der Fürstenmacht. Es ist also immer etwas außer der Person des Fürsten Liegendes, was den Begriff der Souverainität möglich macht und den rechten Sinn mit diesem Worte verbindet. Das s. g. Belieben, Sich-Bewogenfühlen der Fürsten ist das gerade Gegentheil der Souverainität, die nur hervortritt, wenn staatsrechtliche Gründe den fürstlichen Willen bewegen. Da ohne Volk kein Souverain sein kann, ist mit der Souverainität zugleich die Anerkennung der Volksberechtigung gegeben; der souveraine Fürst kann den Staat nicht als ein Mittel zu seinen Privatzwecken, sondern er muß ihn als Mittel zur Befriedigung der Volkszwecke und Volksbedürfnisse betrachten. In einem souverainen Staat findet zwischen Volk und Regenten nicht, wie im Patrimonialstaate, das Band des bloßen Privatrechts, sondern das des höhern öffentlichen Rechts statt. Dieses Band wird von der Verfassung gewebt, durch welche die Souverainität nicht aufgehoben, sondern erst ein rechtlicher Boden für sie gewonnen wird, indem sie verhütet, daß die Staatsmacht nicht, wie in Patrimonialstaaten, dem persönlichen Belieben des Fürsten dienstbar gemacht und dadurch entwürdiget werde. Nur der Grundherr hat seine Macht zu Privatzwecken, der Monarch besitzt sie zu öffentlichen Zwecken, und nur inwiefern er die schnöde Selbstsucht ausgeschlossen hält und seinen mächtigen

Willen auf das öffentliche Wohl richtet, ist seine Person heilig und unverletzlich.

* * *

Der souveraine Monarch soll Kopf und Herz des Volkes sein, in und über dem Volke stehen. Das Volk soll alles Große, Mächtige, Edle, Heilige, was in ihm zerstreut liegt, auf dem Throne vereinigt sehen und in seinem Monarchen sich selbst ehren, so wie dieser sich nur in seinem Volke ehren kann. So wie der sittliche Mensch durch sein edleres Bewußtsein sich selbst beherrscht, so beherrscht sich das freie Volk durch den Monarchen, der seine Liebe und sein Zutrauen gewonnen hat, weil er ihm Träger, Verkündiger und Vollstrecker der edlen Volksgesinnung und des gemeinsamen Volkswillens ist.

* * *

Der Fürst ist nur mit dem Volke, aber niemals gegen das Volk groß. Ein Despot, welcher sein Volk in den Staub wirft, zieht zugleich seine moralische und politische Würde in den Staub.

* * *

Wie unsere papiernen Verfassungen zur Zeit noch sind, zeigen sie sich für die Fürsten fast vortheilhafter als für die Völker. Denn während sich diese mit der Form der Freiheit begnügen müssen, werden jene durch eine leichte formale Beschränkung frei von aller Verantwortlichkeit für alles Unzweckmäßige und Lästige, was in der politischen Sphäre geschieht. Hätte z. B. ein absoluter König die Befestigung von Paris aus eigener Machtvollkommenheit decretirt, so wäre vielleicht eine Empörung oder Revolution die Folge

dieser impopulären Maßregel gewesen, aber von einem constitutionellen Könige ließ man sich dieselbe gefallen, weil die Volksrepräsentanten Ja dazu gesagt hatten.

* * *

Der beste despotische Staat ist höchstens einem Ziergarten nach altem französischem Geschmacke, wo die Scheere des Gärtners an den verkümmerten Bäumen überall sichtbar ist, vergleichbar, wogegen ein Staat mit einer freisinnigen Verfassung einem englischen Parke ähnlich ist, wo die Kunst den kräftigen Naturwuchs zwar auch regelt, aber nicht unterdrückt. Die wuchernde Unterwüchsigkeit des Volkslebens muß von der Staatskunst zwar auch gemäßiget und geregelt, aber sie darf nicht zu stark unter der Scheere der Polizei und Censur gehalten werden, sonst geht mit der Freiheit auch die Volkskraft zum Henker und der schöne natürliche Menschenstamm wird zu einem erkünstelten Zwergbaume.

* * *

So viel ich weiß, hat es noch kein Mensch übel aufgenommen, wenn man ihm eine gute Constitution wünscht; warum doch nehmen es die absoluten Regenten ungnädig auf, wenn im Volke der Wunsch einer guten Staatsconstitution laut wird, da man doch nichts dagegen hat, wenn der Staat als ein Organismus aufgefaßt wird, dessen Gedeihen immer von einer gesunden Constitution bedingt ist? Wahrscheinlich sind bei dieser Abneigung der Fürsten gegen feste Constitutionen Staatsärzte im Spiele, deren Interesse erheischt, daß der Staat keine gute Constitution besitze, damit sie immer etwas zu curiren, zu flicken und auszubessern haben möchten. Mit diesen Herrn sollte man es machen, wie die Chinesen mit ihren Aerzten, die nur dann bezahlt werden, wenn ihr Pflegling sich einer guten Constitution erfreut, aber umsonst

arbeiten müssen, dann, wenn dieselbe schlecht und wankend wird.

* * *

Es ist eine durchaus unhaltbare Ansicht, nach welcher Regierung und Volk betrachtet werden als zwei sich feindlich entgegenstehende Mächte, jene durch ihre hohe Stellung, diese durch ihre Masse imponirend, — die gleichsam mit einander capituliren und sich gegenseitig die vortheilhaftesten Bedingungen abzuzwacken suchen. — Die Regierung darf sich nicht vom Volke trennen, sie ist vielmehr im Volke des Volks wegen da; sie muß als die Spitze, der Kopf von dessen naturwüchsigen Organismus gedacht werden und kann keine andere Bestimmung haben, als Einheit und Harmonie ins Ganze zu bringen. Das Volk ist nicht da, um die Zwecke der Regierung zu realisiren, sondern umgekehrt soll die Regierung ihren Beruf darin finden, die wohlverstandenen Zwecke des Volks zur Ausführung zu bringen. Es ist also ihre Pflicht, Alles zu thun und zu gewähren, wodurch die freie, kräftige und selbständige Entwicklung des Volkslebens gefördert wird. Hierbei kann von keinen Concessionen die Rede sein; denn wo die Pflicht gebeut, da hat die Gnade keine Concessionen zu machen.

* * *

Eine gewöhnliche Ausflucht, womit man die Aufstellung einer Verfassung zu umgehen sucht, liefert der bekannte, auch von Friedrich dem Großen wiederholte Ausspruch Pope's, daß das am besten verwaltete Land das glücklichste sei. — Das Wahre ist, daß nur beide zusammen, eine gute Verfassung und Verwaltung, des Staats Wohlfahrt sichern und das Einseitige jener Meinung leuchtet schon daraus ein, daß durch eine gute Verfassung eine schlechte Verwaltung verhindert und verbessert werden kann, aber nicht umgekehrt, die gute Verwaltung etwas in der Verfassung

ändern, sondern höchstens nur vorübergehend den Nachtheilen derselben entgegentreten kann. Wenn man sich die bildliche Aufgabe stellt, daß der kranke Staatskörper geheilt werden solle, so ist eine gute Verwaltung ein Palliativmittel, während die gute Verfassung als Radicalcur betrachtet werden kann. Wenn, um allen Uebelständen abzuhelfen, zu sehr an der Verwaltung gekünstelt wird, wird sie gewöhnlich büreaukratisch und der letzte Rest der Volksfreiheit schwindet dahin.

* * *

Der aufgeklärte Despotismus, welcher in manchem europäischen Staate noch auf dem Throne sitzt, glaubt an seine Nothwendigkeit und will deswegen von der gesetzlichen Theilnahme des Volks an öffentlichen Angelegenheiten nichts wissen, weil er davon Hemmungen seiner Regierungsthätigkeit besorgt. Das Ideal, das er sich dabei vorgesetzt hat, ist in der That ein scheinbar schönes und erhabenes. Es soll vollkommene Harmonie im Staate herrschen, aber in dieser Harmonie soll keine freie Phantasie sein; sie soll gleichen dem Tonstücke einer musikalischen Maschine, den gleichförmigen regelrechten Wiederholungen eines Leierkastens, an welchem die Regierung dreht, nicht den Leistungen eines genialen Virtuosen. Das Volk soll rechtlich, sittlich, religiös sein, — das versteht sich von selbst in einem christlichen Staate; aber diese löblichen Eigenschaften sollen nicht aus seiner Selbständigkeit und Freiheit hervorgehen, weil bei solcher Selbständigkeit schlimme Auswüchse und Mißbräuche unvermeidlich sind. Damit der Mann aus dem Volke keine Fehler mache, wird ihm alles vorgesagt, vorgebetet und vorgesungen. Der Unterthan soll den Gesetzen unbedingt gehorchen, weil er eben Unterthan und der Obrigkeit unterworfen ist, welche das Schwert nicht umsonst führt, — ja nicht aus eigenem Antriebe soll er gehorchen, etwa weil er von der Güte und Zweckmäßigkeit der Gesetze überzeugt wäre; denn diese Ueberzeugung zu gewinnen, müßte er ja über die Gesetzgebung nachdenken, daran Theil nehmen, darüber sprechen oder

schreiben, und das ist nicht erlaubt, da die Erfahrung lehrt, daß solche Erörterungen leicht zu unehrerbietigem Tadel und zur Unzufriedenheit führen. Daher darf der Gehorsam kein sittliches Moment, sondern nur den Zwang zu seiner Triebfeder haben. Aber trotz der Mühe, die sich eine solche Regierung giebt, will keine rechte kräftige Harmonie herauskommen, der politische Leierkasten, oder die büreaukratische Drehorgel ist zu gebrechlich; bald hat sich ein Stift verbogen und eine Walze verschoben, bald eine Pfeife verstimmt, bald hat der Blasebalg ein Loch bekommen, und wenn es gut geht, wendet sich jeder Kenner von der einförmigen ekelhaften Musik ab. — Auch in dem aufgeklärtesten Autokraten grenzt die Weisheit so nahe an die Willkür, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann. Wo Weisheit und Macht in einer Hand sind, da ist der Wille des Herrn immer die Weisheit selbst, wie Justus Möser richtig bemerkt. —

* * *

Wie die Erde auch während einer Sonnenfinsterniß ihre Bahn ungestört fortläuft, so geht auch in einem constitutionellen Staate, wo die Verfassung dem unverantwortlichen Könige verantwortliche Minister an die Seite stellt, Alles in seinem gewöhnlichen Gange fort, auch wenn sich eine partielle oder totale Verfinsterung der königlichen Vernunft zeigt. In demselben Jahre, wo man in dem despotischen Rußland kein anderes Schutzmittel gegen die tollen Launen Pauls finden konnte, als die Ermordung dieses Fürsten, hatten in England die öffentlichen Angelegenheiten den besten Fortgang, obgleich ein halsstarriger, geistesirrer und wahnsinniger König auf dem Throne saß. Ein Fürst, welcher die Magna charta einer gesetzlichen Verfassung nicht will, hat die blutige Magna charta einer Pallastverschwörung um so mehr zu befürchten, je despotischer, d. i. willkürlicher seine Regierung ist. —

* * *

Der monarchische Despotismus ist zwar eine sehr alte Erscheinung, aber in dem alten germanischen Staatsleben hat sie ihre Wurzel nicht. Wenn man die alten Urkunden durchblättert, so erstaunt man über den Umfang der Rechte und Freiheiten, welche sonst von den deutschen Landständen beansprucht wurden. Steuerbewilligung, Aufsicht über die Verwendung der Steuer- und Domanialeinkünfte, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht, die Minister und Beamten auf die Verfassung zu beeidigen; Initiative in der Gesetzgebung; Recht, sich selbst zu versammeln; das waren gewöhnlich die Rechte der alten Stände, vid. z. B. Lünig's Collectio nova von der landsassigen Ritterschaft Freiheiten und Privilegien 1430. Strubens Nebenstunden V. S. 138. In manchen Urkunden wird diesen Ständen sogar das Recht des Widerstandes, falls der Fürst den Freiheiten des Landes zuwider handelt, vindicirt, z. B. im Erzstifte Cöln, in Pommern (s. Moser von der Reichsstände Lande S. 1031, Lünig's Urk. v. J. 1550, 1590), Böhmen, Holstein (Moser S. 1089) u. s. w. — Veit v. Seckendorf (deutscher Fürstenstaat) sagt: „Die Unart der eigenwilligen Herrschaft hat allem Ansehn nach und so viel man aus Historien begreifen und vermuthen kann, der alten Freiheit zuwider etliche Säcula her mehr und mehr an vielen Orten, auch in unserm Vaterlande, zugenommen, allwo doch vordessen mehrere Freiheit gewesen, ja wo die Freiheit ihren alten Sitz gehabt und von den Poeten genannt wird: germanum scythicumque bonum."

Die jetzigen Freiheitsideen, welche von den Absolutisten als etwas Neues und Ungehöriges bekämpft werden, sind also nicht aus der Luft gegriffen, sondern haben ihre gute historische Grundlage; nur das ist das Neue, daß man jetzt dem gebildeten Volke zu vindiciren sucht, was ehemals der Feudaladel für sich in Anspruch nahm.

* * *

Eine starke Regierung ist nicht eine solche, welche Tag und Nacht darauf bedacht ist, starke Ketten zu schmieden, starke Lenkseile zu drehen, die starke Donnerstimme ewiger Gebote und Verbote erschallen zu lassen. Ein schlechter Fuhrmann braucht viele Ketten und Seile, und macht viel Geschrei, um langsam vorwärts zu kommen. Der olympische Wagenlenker dagegen brauchte nur leichte Leitbänder, sein Gespann stürzt sich von selbst zum Ziele. Achtung vor dem Gesetz, Liebe und Vertrauen des Volkes zu seinem Regenten, das sind die besten Zügel, womit das Volk gelenkt werden kann, und die Regierung, die davon Gebrauch macht, die überhaupt überall, wo es thunlich ist, moralische Triebfedern ins Spiel setzt, das ist in der That eine starke Regierung. —

* * *

„Nicht in dem Rechtszwange," sagt Herbart sehr richtig, „sondern in der Sittlichkeit eines Volkes, liegt die sicherste Garantie des Gedeihens und Aufblühens aller gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Auflösung politischer Probleme, ohne Rücksicht auf das Sittliche, ist sowohl in der Theorie eine baare Thorheit, als in der Praxis ein Vergehen." —

Wenn der scharfsinnige Denker Recht hat, warum zögert man noch immer, den leidigen Polizeistaat in einen wirklichen Rechtsstaat zu verwandeln? Denn das Wenigste, was man von einem christlichen Staate verlangen kann, ist doch, daß in ihm die Rechtsidee zur Wirklichkeit komme. —

* * *

Die Geschichte und die tägliche Erfahrung bieten Belehrungen genug über die Unwirksamkeit des rechtlichen Zwanges zur Verhütung von Gesetzübertretungen in Ermangelung eines von sittlichen Elementen durchdrungenen Volkslebens. In jedem wohlgeordneten Staate sind Einrichtungen getroffen, daß der Unterthan seine Pflichten nicht leicht vergessen kann, die scharfen Erinnerungen daran, welche seine Vorgesetzten

zu gebrauchen wissen, dringen selbst in das unempfindlichste Gedächtniß.

Man denke nur an die vielen Amts-, Gerichts- und Zolldiener, an die immer lauernden Gensd'armen und Polizeiagenten, welche mit ihren Stachel- und Hackenstöcken von allen Seiten herbeilaufen, um nachzuhelfen, wenn ein armer Teufel sich eines Gedächtnißfehlers in Bezug auf das Gesetz oder auf die Leistung einer Unterthanenpflicht zu schulden kommen läßt. Und dennoch werden die Gesetze häufig umgangen und die Pflichten ungestraft verletzt. Die geschärften Zwangsmaßregeln schärfen nur die List, um Vorsichtsmaßregeln dagegen zu ersinnen; und wenn sich der Schwache ihnen auch fügt, so thut er es mit dem Vorbehalte, eine bessere Gelegenheit abzuwarten, wo er sie ungestraft umgehen kann. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung in der Natur des menschlichen Willens, der nur für das sittlich Nothwendige Scheu und Achtung hat, aber durch die bloße Gewalt sich zum Widerstande aufgefordert fühlt. Wenn die Idee der Unterthanenpflicht aufgehört hat, wirksam zu sein, so ist der Zwang ein trauriges Surrogat für diesen Mangel, und muß nicht der Pflichtbegriff verdunkelt und verfälscht werden, wenn man den Unterthan in eine solche falsche Stellung bringt, daß er in dem Gesetze nichts andres als eine scharfe Zuchtruthe erblickt? Würde er der Gesetzgebung näher gerückt und ihm einige Theilnahme an derselben gestattet, so würde die Ruthe wie Aarons Stab*) für ihn vielleicht blühend werden und die süße Mandelfrucht des freiwilligen Gehorsams tragen.

Zwang und Strafe ohne moralischen Zusatz wird betrachtet als ein Unglück, als eine natürliche Calamität, wogegen auf Schutzmittel zu denken der Trieb der Selbsterhaltung gebietet. Wenn die Bürgerpflichten sich wie Daumschrauben und spanische Stiefeln präsentiren; wer wird ihnen freiwillig Hände und Füße entgegenstrecken? Erlaubt scheint nach der Zwangstheorie Alles, was Einer sich ungestraft zu thun ge-

*) 4. Mos. 17.

traut; und wenn ihn die Strafe dennoch erreicht, so bereut er nicht etwa seine That, sondern nur seinen Mangel an Klugheit und Vorsicht, mit dem Vorsatze, nicht etwa sich zu bessern, sondern künftig schlauer zu Werke zu gehen.

Diese Denkart charakterisirt nicht bloß den eigentlichen Verbrecher, sondern sie ist häufig die des großen Haufens. Der gemeine Mann wird durch den physischen Zwang, in dessen Begleitung seine Unterthanenpflicht stets auftritt, zu dem Gedanken verleitet, daß diese Pflicht eben nichts anders sei, als ein willkürlicher Befehl der hohen Obrigkeit, Zwang zu leiden, und da sich die menschliche Natur gegen jede fremde Willkür sträubt, so reservirt er sich die Befugniß, durch List oder Gewalt womöglich diesen Zwang zu umgehen oder zu bekämpfen. Warum sollte der gewöhnliche Mensch, dem das sokratische Raisonnement über die Heiligkeit der Gesetze fern liegt, etwas Gewissenswidriges darin finden, sich nach besten Kräften gegen eine, seinem Interesse nachtheilige Staatsgewalt zu schützen, die freiwillig den sittlichen Charakter aufgiebt, und in der Ausübung ihres Zwangsrechts sich als rohe Naturgewalt geltend macht? Da er vor einem solchen Zwange, dem das moralische Element fehlt, durchaus keine Achtung haben kann, so wird der Unterthan nur so lange gehorchen, als die Gewalt des Gesetzes seiner widerstehenden Kraft überlegen ist, und im Stillen auf Vermehrung oder Ergänzung der letztern durch List bedacht sein.

Ein erfreulicheres Resultat würde in Bezug auf den bürgerlichen Gehorsam hervortreten, wenn die Sittlichkeit die Vorläuferin und Quartiermacherin der Gesetzgebung wäre, oder wenn diese, mit Ausschließung aller Willkür, von ethischen Principien ausginge. Ist in einem Volke sittliche Bildung und Patriotismus, d. i. Liebe und Theilnahme zu und an dem öffentlichen Wohle, vorhanden, so bedarf es in der Regel keines Zwanges, um den Unterthan zur Erfüllung seiner Bürgerpflichten anzuhalten. Die Griechen und Römer z. B., in den älteren besseren Zeiten ihres Staatslebens, brauchten nicht, wie die widerspenstigen Conscribirten Napoleons, an langen Ketten beigeschafft zu werden wenn es galt, das Va-

terland zu vertheidigen, und wir haben auch in Deutschland die schöne Zeit gesehen, wo es keines Zwanges bedurfte, um begeisterte Krieger auf den Kampfplatz zu stellen, wo ohne Mitwirkung der Polizeigewalt von allen Seiten reiche Gaben und Opfer auf den Altar des Vaterlandes mit bereitwilligen Händen gelegt wurden. Freilich war damals das Vaterland von äußeren Feinden bedrängt; aber ist es nicht noch immer von den inneren Feinden der Freiheit bedroht? Stellte sich ein Fürst an die Spitze der Zeitideen, um diese Feinde zu bekämpfen, wir würden eine ähnliche Begeisterung sehen, die gleiche Bereitwilligkeit, dem Vaterlande freiwillige Opfer zu bringen, würde sich zum Erstaunen aller Amts- und Gerichtsfrohnen in allen Volksklassen bemerkbar machen.

* * *

Der Unterschied zwischen Sittenpflichten und Rechts- oder Zwangspflichten kann freilich nicht aufgehoben werden, aber daraus folgt nicht, daß in einem Staate der Zwang in den Vorgrund treten, daß die Regierung nicht auf moralische Triebfedern, sondern nur auf den Schrecken berechnet sein soll; um so weniger, je klarer die Erfahrung beweiset, daß der Zwang in vielen Fällen unwirksam ist, wenn nicht die Idee von der innern Nothwendigkeit der Rechtspflichten nachwirkt und nachhilft. Die Rechtsgesetze müssen nicht bloß Furcht, sondern auch Achtung einflößen, und das können sie nur, wenn ihnen der Stempel einer gewissen moralischen Nothwendigkeit aufgedrückt ist, wenn sie nicht aus Willkür, sondern aus den allgemein anerkannten Zwecken des Staats, oder aus den natürlichen Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen sind. — So wie die Sittengesetze aus der Idee einer moralischen Weltordnung hervorgehen und deshalb auf Heiligkeit und Unveränderlichkeit Anspruch machen, so müssen auch die Rechtsgesetze sich aus dem Begriffe einer zweckmäßigen Staatsordnung zwanglos herleiten lassen, wenn sie achtunggebietend auftreten sollen. Die bürgerlichen Gesetze verlieren ihre Macht über die Gemüther,

wenn sie als bloße Acte der Willkür erscheinen. Die gesetzgebende Gewalt muß ganz vorzüglich durch Weisheit beschränkt sein; denn keine Gewalt, die der Beschränkung entbehrt, kann auf Achtung Anspruch machen.

* * *

Gesellschaftliche Pflichten werden gern übernommen, wenn man dadurch zu gewissen gesellschaftlichen Rechten gelangen kann. So wird auch der ehrliebende Unterthan gern seine Pflichten erfüllen, wenn an diese Erfüllung die Würde der Staatsbürgerschaft mit ihren Rechten gebunden ist. Man stelle den Unterthan politisch höher, und er wird bald auch moralisch höher stehen. Man behandle ihn nicht als Dienstknecht, und man wird auch Stock und Peitsche weniger nöthig haben. Man spreche, wo von Bürgerpflichten die Rede ist, nicht von Herrendiensten und Herrengaben, wenn man will, daß diese Pflichten auch ohne die Anwendung herrischer Gewalt erfüllt werden sollen. Werden die Rechtspflichten wie eine Eselsladung auf den Rücken des Unterthanen gelegt, so fühlt er keine andere Verbindlichkeit zum Tragen dieser Last, als die in dem Stocke des Treibers liegt. Sind hingegen an die Ausübung derselben gewisse Auszeichnungen und Rechte gebunden, so wird der Erfolg sein, daß man gegen die Dispensation von einer allgemeinen Bürgerpflicht eben so protestirt, wie jetzt gegen Servitute und Frohndienste. Jeder wird mitgehen wollen in der Procession, welche die gesetzlichen Opfergaben nach dem Altare des Vaterlandes trägt. Es könnte nach dieser Analogie leicht so weit kommen, daß politisch gebildete Staatsbürger die jetzt als Auszeichnung geltenden Beneficien, Privilegien und Sinecuren so wenig beneideten, als das beneficium lamentabile eines Dürftigen, dessen Unterhalt der Armenkasse überwiesen ist. Das Recht wird unter einem solchen politischen Horizonte zugleich als Pflicht, und die Pflicht als Vorrecht gelten, und das bürgerliche Armenrecht, d. i. das Zugeständniß gewisser Rechte, ohne entsprechendes Verdienst um den Staat,

wird nicht mehr als Gegenstand der Ambition, sondern als Demüthigung und Unglück betrachtet werden. Man kann aus den Menschen alles machen, wenn man ihre Ehrliebe anzuregen versteht; hat man doch Beispiele, daß durch diesen Kunstgriff selbst Straßenräuber zu großmüthigen Handlungen bewogen worden sind. —

* * *

Der Pflichtbegriff setzt den Freiheitsbegriff voraus. Wo also keine bürgerliche Freiheit ist, da kann auch von keinen bürgerlichen Pflichten die Rede sein. Was man in despotischen Staaten pflichtmäßiges Verhalten nennt, ist nichts weiter, als eine Art von Hundedressur, wobei Stock, Peitsche oder Knute, und die vielen andern bekannten polizeilichen Zuchtmittel immer thätig sein müssen. —

* * *

Die leidigen Demagogen wissen freilich nicht, was sie thun, wenn sie immer von den Rechten und nie von den Pflichten des Volkes sprechen; aber nicht weniger einseitig verfahren die conservativen und restaurirenden Politiker, inwiefern sie die umgekehrte Sprache reden. Rechte und Pflichten bedingen sich gegenseitig; wo man von oben herab keine Rechte anerkennt, da werden von unten hinauf auch keine Pflichten geachtet, sondern nur Noth- und Zwangsdienste geleistet. Der Ochse und Esel haben nicht die Pflicht, sich ins Joch spannen zu lassen, oder Säcke zu tragen, sondern sie müssen den Druck nur eben als rechtlose Subjecte leiden. So auch der Unterthan, der das Joch einer despotischen Regierung trägt, und es ist lächerlich, ihm von Pflichten vorzureden.

* * *

Wenn in einem Staate nur die Alternative gilt, Ambos oder Hammer zu sein, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Perioden eintreten, wo der unbehülfliche Ambos durch die Mitwirkung neuer politischer Ideen einen Stiel bekommt, und kräftige Arme ihn ergreifen, um auf den bisherigen Hammer nach Herzenslust zu hämmern und zu schlagen. „Dieses Umschlagen kann aber nicht stattfinden" um mit Herbarts Worten zu sprechen, „wenn die Staatsinstitutionen darauf berechnet sind, die Ueberzeugung zu bewirken, daß jenes durch Ambos und Hammer ausgedrückte Verhältniß zugleich und neben einander bestehen kann. Nämlich daß die Befugniß, Andere zu drücken durch seine Rechte, dadurch bedingt werde, sich selbst zu drücken durch seine Pflicht. Was aber Pflicht sein soll oder nicht, das hängt nicht allein ab von der gesetzlichen Erklärung der Staatsgewalt, ohne Rücksicht auf die mögliche Ueberzeugung vernünftiger Menschen, welche nicht entstehen kann in Ermangelung des sittlichen Elements. Man beugt sich dann dem Rechtszwange aus Noth, aber nicht aus Pflicht." — Sehr wahr! Wenn man die Bürgerpflicht wie eine eiserne Kette handhabt, an welche der Unterthan wie eine gezähmte Bestie angelegt werden muß, so darf man sich nicht wundern, wenn er, zur Verzweiflung getrieben, endlich die Kette bricht, und durch keine Predigt von seiner heiligen Bürgerpflicht zum Gehorsam zurückgebracht werden kann. — Verwandelt man den Staat in eine Zwangsanstalt, in ein zur Erzwingung des Gehorsams zusammengefügtes Werkzeug in der Hand eines Despoten und seiner Beamten, so sind es leere Worte, wenn von Grundsätzen des Rechts und der Pflicht die Rede ist. „Wenn das moralische Element," sagt Herbart, „welches allein geeignet ist, eine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Pflichterfüllung zu bewirken, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen schwindet, oder wenn der Despotismus, sei es in welcher Form es wolle, die Stelle des Gesetzes einnimmt, dann herrscht der Zufall und die gemeine Nothwendigkeit; dann tritt ein Wettstreit ein der Gewalt gegen Gewalt, der List gegen List, des Vortheils gegen Vortheil, wie die Geschichte

lehrt. Denn keine Rechtsschranke ist so fest, welche von der Selbstsucht nicht entweder schlau untergraben, oder gewaltsam übersprungen werden könnte."

* * *

Der starre Legitimist behauptet: Recht sei Alles, was den Gesetzen gemäß ist, und Gesetz, was ein unbeschränkter Herrscher befohlen hat. Dagegen antwortet Aristoteles auf die Frage, was man das höchste Unrecht nennen soll, unbedenklich: wo Das Recht ist, was dem Herrscher gut dünkt. Und selbst die römischen Institutionen reden von einem Natur- (Vernunft-) rechte, welches allein auf ewige Gültigkeit Anspruch mache (§. 11. Instit. I. 2. Sed naturalia quidem jura, quae apud omnes gentes pleraque servantur, divina quadam providentia constituta semper firma atque immutabilia permanent. — War etwa Aristoteles ein Jacobiner, und gehören die Institutionen zur schlechten liberalen Presse? —

* * *

Sein Recht kann der sittliche Mensch aufgeben, aber nicht seine Pflicht. Wenn es also Rechte giebt, deren Behauptung von der Vernunft als Pflicht geboten werden, so darf sie der Mensch nicht aufgeben, sondern muß Alles daran setzen, sie zu behaupten, oder wieder zu erwerben, wenn sie ihm entrissen worden sind. Je mehr also eine Nation in der sittlichen Bildung fortschreitet, desto weniger wird sie geneigt sein, sich mit despotischer Willkür herrisch behandeln zu lassen, vielmehr wird sie eine, jede Persönlichkeit achtende Behandlung fordern. Deswegen declamiren alle Freunde der Willkür so heftig gegen die moralische Bildung, und sind so eifrig bemüht, dieselbe durch einen sogenannten religiösen, d. i. dogmatischen, auf historische Autorität gegründeten Unterricht zu verdrängen.

* * *

Nur wo sittliche Elemente die Glanzpunkte bilden, sollte man von Heiligkeit sprechen. Was sollen wir also zu dem Gerede von der Heiligkeit des herkömmlichen oder historischen Rechtes sagen, da sich nachweisen läßt, daß dasselbe großentheils durch Raub und Gewalt errungen wurde? Nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte, — sagt Zschokke, geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte, sondern das Vernunftgesetz allein. — Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ereigniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. — Es giebt kein unsittliches Recht; und wär es, wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w. durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht; es bleibt ein fluchwürdiges tausendjähriges Unrecht. — Es ist also die Pflicht jedes vernünftigen Menschen, gegen dieses historische Unrecht zu protestiren und den frommen Gesetzeswächtern, die von seiner Heiligkeit predigen und gegen das gottlose Vernunftrecht eifern, womöglich die Heuchlermaske vom Gesicht zu ziehen.

* * *

Kein Kampf ist schwerer und gefährlicher, als der gegen gesetzliches Unrecht. Das Unrecht, von der Zeit sanctionirt, von den Nutznießern desselben in ein System gebracht, verfolgt seine Consequenzen weit hartnäckiger, als das wirkliche ewige Recht; denn ein Unrecht aufgeben, heißt zugleich eingestehen, daß man Unrecht hatte, und nichts in der Welt scheuen die Menschen mehr, als dieses Geständniß. Deshalb stehet die römische Hierarchie so fest auf ihrem alten Unrecht, von welchem sie auch kein Jota aufzugeben geneigt ist.

* * *

Jede Autokratie oder Willkürherrschaft führt die Großen der Erde und ihre nächsten Räthe oder Diener in die gefährlichste aller Versuchungen, zu glauben, daß es in ihrer Ge-

walt stehe irgend eine Meinung, einen Wunsch oder Einfall zur Wahrheit und Realität zu stempeln, wenn sie nur einmal die Form eines Gesetzes, eines Ukas oder einer Bulle tragen. Ja man kommt zuletzt dahin, daß es nur einer Ordonnanz, eines Cabinetsbefehls bedürfe, um das Unmögliche möglich zu machen, die Zeituhr zum Rücklaufe zu bringen und eine ägyptische Finsterniß in den aufgegangenen Tag der allgemeinen Bildung zu verhängen. — Was haben diese versuchten officiellen Mystificationen anders bewirkt, als daß durch sie jener rastlose Geist unruhiger Reaction hervorgerufen worden ist, welcher um so emsiger die unverfälschte Wahrheit sucht und festhält, je mehr er sie und mit ihr das Gleichgewicht des gesellschaftlichen Lebens bedroht glaubt?

* * *

Zaleucus, ein alter Gesetzgeber der Lokrier in Großgriechenland, ließ sich ein Auge ausstechen, um dem Gesetze, das sein Sohn verletzt hatte, genug zu thun. Unsere neuern höchsten Gesetzgeber und Gesetzvollstrecker stechen dagegen oft dem Gesetze die Augen oder auch die Zunge aus, damit es als blind und stumm nur durch den Mund bestochener Procuratoren spreche bei Gerichtsverhandlungen, die das höchste Interesse berühren. Oder man setzt auf die wächserne Nase des gesetzlichen Rechts besonders geschliffene und gefärbte Brillen, wodurch gesehen ganz unschuldige oder auch wohl patriotische Reden und Handlungen wie Staatsvergehen erscheinen und dann demnach bestraft werden.

* * *

Die historische Schule, welche alles Bestehende für berechtiget hält, bloß weil und wiefern es den Stempel der Vergangenheit an sich trägt, scheint nichts davon zu wissen, daß das menschliche Leben von göttlichen Ideen erfüllt und bewegt wird, welche die Menschen durch ihre lebensvolle Thätigkeit zu realisiren haben; sie wissen nicht oder wollen es nicht wissen, daß das

politische Leben der Menschheit von den ewigen Ideen des Rechts und Staats bewegt und getragen wird, von Ideen und Idealen, denen die Menschheit von ihrer Kindheit an durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit nachgestrebt hat, um ihr politisches Leben vollkommener zu gestalten. Deswegen treten die Stabilisten der Wissenschaft feindlich entgegen; denn es ist Aufgabe der Wissenschaft, auch die politischen Ideen in ihrer Entwicklung und Gliederung zu erfassen. Die Herren bedenken nicht, daß sie somit zugleich den eigentlichen Inhalt, das innerste Wesen des Staats verwerfen.

* * *

Alexander der Große bestrafte den edeln Kallisthenes als Majestätsverbrecher mit dem Tode, weil er sich geweigert hatte, den großen König als Gott zu verehren. So etwas geschieht, Gott sei Dank, in unsern Tagen nicht mehr. Aber ein vorlauter Skeptiker oder Kritiker, der sich einfallen läßt, an der göttlichen Unfehlbarkeit eines Machthabers zu zweifeln oder die Weisheit des herrschenden Regierungssystems in Frage zu stellen, kann doch noch als Majestätsbeleidiger vor Gericht gezogen und mit dem Verluste seiner Freiheit bestraft werden. Wenn freilich, wie in manchem Ministerial-Erlasse behauptet wird, der beschränkte Unterthanenverstand ganz unfähig ist, über Regierungsmaßregeln zu urtheilen, so müssen solche Urtheile als ungebührliche Anmaßungen zurückgewiesen und bestraft werden.

* * *

Der Kerkermeister, obgleich Herr der Gefangenen, muß selbst im Gefängnisse leben und ist gewissermaßen selbst ein Gefangener. Wer Andere immer an einer Kette halten muß, damit sie nicht entschlüpfen, wird selbst von der Kette gehalten und kann sich nicht frei bewegen. Der Sklave fürchtet den Herrn; aber weil mit dieser Furcht der Haß Hand in Hand gehet und der Haß bei Gelegenheit zur Empörung reizen kann,

so muß der Herr auch den Sclaven fürchten. — Wie könnte dieser Ansicht gemäß ein Despot, der nur Sklaven um und neben sich duldet, glücklich zu preisen sein, da er ein ganzes Kettensystem in der herrschenden Hand halten muß. Wenn es den untergeordneten Sklaven einmal einfällt, etwas stark an ihren Ketten zu zucken, so kann der, den letzten Kettenring haltende Herrscher gar leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden. Daher die häufigen Thronveränderungen in despotischen Staaten. Auf der Spitze einer Pyramide ist ein hoher, aber unsicherer Standpunkt, und absolute Despotien sind politische Pyramiden aus Menschenleibern erbaut.

* * *

In einem Reiche, wo keine öffentliche Meinung, kein Gemeingeist, keine Publicität, kein Freimuth, sondern ein stummer Gehorsam und allgemeiner Sklavensinn herrschend sind, ist der scheinbar allmächtige Wille eines wohlwollenden Regenten gerade am ohnmächtigsten. Seine besten Absichten werden von eigennützigen Dienern unterschlagen oder nur entstellt vollzogen; die dem Volke bestimmten Wohlthaten wissen sich die, mit der Vertheilung derselben beauftragten Beamten zuzueignen, so daß dem armen Unterthan von dem ihm zugedachten Fleische oder Huhn im Topfe nur die Knochen zukommen. Da überhaupt keine klagende Stimme laut werden darf, so kann dem Regenten auch keine Klage über seine ungetreuen Verwalter und Haushalter zu Ohren kommen. Es geht den guten Absichten und Befehlen unbeschränkter Regenten wie ihren Münzen, die von Hofjuden gekippt und gewippt oder ganz verfälscht werden. Das arme Volk muß sich mit den Schaumünzen leerer Versprechungen und Hoffnungen begnügen, während die Goldstücke der königlichen Gnade in die Taschen der reichen Säckelmeister fließen. — Dagegen findet der böse Wille eines Tyrannen überall bereitwillige Werkzeuge; soll dem Volke Blut abgezapft werden, so braucht man nicht um scharfe Schnepper, Schröpfköpfe und Blutegel in Verlegenheit zu sein.

* * *

In den modernen Staaten regiert nicht das Scepter, sondern die Feder, und obgleich die Feder weicher als das Scepter oder der Herrscherstab ist, so hat man doch an dieser Regierungsart vieles auszusetzen, weil so wenig dabei gesprochen wird und alles so still und heimlich zugeht. Da man aber beim Schreiben einen Tisch oder Pult braucht, so nennt man die Federherrschaft auch Pultherrschaft oder Büreaukratie. Daß das Volk daran keinen Theil nehmen kann, versteht sich von selbst, da es nicht schreiben kann oder wenigstens keine Profession vom Schreiben macht, sondern höchstens bloß thut, was ihm vorgeschrieben ist. Daher hat auch die Feder- oder Pultherrschaft es in vielen Staaten so weit gebracht, daß das Volk über alles, was es zu thun und zu lassen hat, eine Vorschrift erhält, und ihm keine freie Bewegung, am wenigsten eine gewisse Autonomie oder was die Engländer .self government nennen, gestattet wird. So versteht man denn jetzt unter Büreaukratismus dasjenige Verwaltungssystem, nach welchem sämmtliche Pflichten und Rechte der Staatsgewalt durch die von ihr angestellten, ihr urtheilslos gehorchenden Beamten dergestalt ausgeübt werden, daß die außerhalb dieser abgeschlossenen Staatsmaschine stehenden Staatsangehörigen nur als unberechtigter, willensloser Stoff für die Arbeit derselben gelten.

Wer ein Liebhaber von künstlichen Maschinen ist, wird auch an einer büreaukratischen Staatsmaschine seine Freude haben, wer aber weiß, daß eine Maschine sich um so zerbrechlicher erweiset, je künstlicher sie eingerichtet ist, wird bei dieser Staatsform mancherlei Bedenken haben und namentlich die Ausschließung des Volks von der Mitwirkung an der Staatsverwaltung nicht billigen können, weil ja doch der Zweck des Staats nicht in der Beamtenhierarchie, sondern im Volke zu suchen ist und also dieses nicht zum bloßen Mittel herabgewürdiget werden darf. Einem Regenten, welcher weiß, daß seine Macht ihre Grundlage im Volke hat, kann unmöglich an der Erstarrung desselben zu einer widerstandslosen Masse und an der Hemmung jeder politischen Ausbildung seine Freude haben. Aber diese Nachtheile der Büreaukratie werden übersehen, weil sie ein bereitwilliges Werkzeug für die Zwecke des

sogenannten erleuchteten Despotismus ist. Mag in der staubigen Schreibestubenluft der Lebenssaft des Volks vertrocknen, wenn im Staate nur Alles nach Commando und jede Bewegung im Paradeschritt geschieht. Es kommen aber Zeiten, wo die Parademärsche nicht an ihrem Orte sind und das Commando nichts hilft, um den ertödteten Volksgeist und Volksmuth zur Erhebung zu bringen.

Möchten demnach doch die erstgebornen Prinzen bedenken, was ein nachgeborner in seinen Aufzeichnungen sagt: Wie die Religion durch die Priester, die Arzneikunst durch Aerzte, die Gesetzgebung durch Juristen zu einer Kabbala, einem kaum dem Fachmann bekannten Irrsaal verwandelt wurde, so auch die Verwaltung durch Büreauisten und Schreiber." —

* * *

Die stolzen Aristokraten sprechen in diesen Tagen viel von einem christlichen Staate, ohne sich im Genuß ihrer Vorrechte durch die Lehren und Ideen der christlichen Religion im geringsten stören zu lassen. Es wäre doch offenbar eine Satire auf den christlichen Staat, den Grundsatz aufzustellen, daß nach dem Königsrechte, Viele für Einen leiden müßten, während nach den Lehren des Christenthums Einer für Viele gelitten und sein Leben geopfert hat.

* * *

Wenn der Staat kein Mechanismus, sondern ein Organismuß sein soll, so kann kein Einzelner die Triebfeder der politischen Bewegung sein, sondern das den Staat beseelende Princip kann und soll nur in der im Volke lebendigen geistigen und sittlichen Kraft nach ihrer organischen Vertheilung gesucht werden. — Die wahre Regierungskunst besteht also darin, dieser Kraft und dem, in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach zeitgemäßen Reformen und gesteigerter Wohlfahrt,

eine gesetzliche Form zu geben, einen gesetzlichen Weg zu bahnen.

* * *

Viele verständige Pädagogen eifern mit Recht gegen die in unserer Erziehung gewöhnliche einseitige Ausbildung des Verstandes mit Vernachlässigung der körperlichen und Gemüthskräfte. Auch unsere politische Erziehung wird von dieser Rüge getroffen. Das Herz eines Staatskörpers liegt im Volke, das freie kräftige Volksleben ist sein Pulsschlag, welcher nicht stattfinden kann, wenn der Staatskörper in den Schnürleib willkürlicher Gesetze, in die Zwangsjacke einer ängstlichen Policei eingezwängt wird. Das Volk soll gut gezogen sein und deswegen hält man es zum Stillsitzen an und bestraft jede freie Bewegung, jeden etwas starken Ausbruch der innwohnenden Kraft, jedes Lautwerden der Lebenslust wie einen Frevel; wenigstens soll zu jeder dieser Kraftäußerung erst die hohe obrigkeitliche Erlaubniß eingeholt werden. Durch eine solche Staatspädagogik wird freilich, wie in einer Schule, wo der Stock eines Orbilius das Stillsitzen der Kinder erzwingt, Ruhe und Ordnung erzwungen; aber in beiden Fällen verkümmern und verdumpfen die armen Menschen. Es ist also ein zweideutiges Lob, wenn man die hohe Intelligenz eines Staates rühmt, denn es fragt sich, ob diese Intelligenz auch mit einem tüchtigen Gemüthe und starken Herzen verbunden ist, ob dieselbe einen kräftigen Volkskörper durchwaltet. Ohne freie Bewegung, also ohne eine gewisse politische Gymnastik und Turnübung, kann aber der Staatsleib, d. i. das Volk, nicht erstarken, und die Ruhe oder das gehorsame Stillsitzen, welches man zur ersten Bürgerpflicht macht, kann nur träge, schwerfällige, schwache und kränkliche Bürger bilden. —

* * *

Je freisinniger eine Regierung sich gegen ihre Unterthanen bezeigt, je mehr sie der Repräsentant des erkannten vernünf-

tigen Volkswillens zu sein sich bemüht, je zweckmäßiger, von allen Elementen der Willkür gereinigter ihre Gesetze sind, je mehr sie freie Entwickelung der Volkskraft begünstiget, desto mehr wird sich die Staatsordnung der moralischen Weltordnung Gottes nähern und ich sollte meinen, daß in diesem Falle die Regierung ein Ziel verfolge, dessen sie sich nicht zu schämen brauchte. Ein Staat, der solche Tendenzen befolgt und begünstiget, verdient den Namen eines christlichen Staates im höhern Sinne des Worts; denn das Reich Gottes, welches durch das Christenthum in die Welt kommen soll, ist nichts anderes als die höhere moralische Weltordnung.

* * *

Von den drei Pfeilern, worauf jeder moralische Bau ruhen soll, ich meine die Pfeiler: Weisheit, Schönheit und Stärke ist bei uns in Deutschland der dritte, der schwächste und unsere politischen Architecten legen es ordentlich darauf an, diese nothwendige Säule immer mehr zu schwächen. Sie soll nicht aus dem Walde der Volkskraft gehauen; sondern künstlich aus Gesetzesrollen, Ladestöcken und Bajonnetten zusammengesetzt sein. — „Bei uns," sagt Gervinus mit Recht, „scheitert alles Große an der Armseligkeit des Gesichtskreises oder der Muthlosigkeit unserer Beamtenwelt, an der Engherzigkeit unsers Adels, an dem Mangel nationaler und geistiger Unabhängigkeit, an dem Mangel an verbundener Intelligenz und Kraft. Denn es ist bisher immer unser Verderben gewesen, daß es unserer Einsicht überall an Energie fehlte." — Aber freilich, weil die Energie auf den Höhen des Staatslebens eben keine gesuchte und theilweise sogar verbotene Waare ist, so wird ihre Fabrikation von der moralischen Industrie vernachlässiget.

* * *

Immer will die Ueberzeugung noch nicht durchdringen, daß ein starker Staat ein starkes Volk voraussetzt und daß die wirksamste Stärke eine moralische, d. h. in der Gesinnung, in

dem Willen liegende ist. Man will das Bedingte aber nicht die Bedingung und sucht dieselbe durch allerlei schädliche Surrogate zu ersetzen. Ein moralisch starkes Volk muß politische Gesinnung, Patriotismus, Gemeinsinn haben, welcher Erwerb nur möglich ist durch gestattete Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Diese Theilnahme will man aber durchaus nicht gestatten, weil dadurch die beliebte Büreaukratie um ihr bisheriges Ansehn gebracht werden könnte. Man will Unterthanen, die wie sacktragende Esel und wolltragende Schafe Stock und Scheere geduldig über sich ergehen lassen. Diese sind freilich gut für den ökonomischen Gebrauch; aber der Staat soll ja doch anders, d. i. aus einem höhern Gesichtspunkt betrachtet werden, als eine Oekonomie oder ein rentirendes Landgut. —

* * *

Der alte Despotismus trat in einer bei weitem schrecklichern Gestalt auf, als der neuere, sogenannte erleuchtete, aber er drückte gewöhnlich nur seine nächsten Umgebungen; er verstand noch nicht die Kunst den ganzen Staat mit dem Netze der gleichen Knechtschaft zu umspinnen und das Volk in eine politisch todte Masse atomistisch aufzulösen. Die Provinzen despotischer Reiche erfreuten sich daher zuweilen einer gewissen relativen Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit, wie z. B. Palästina nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil unter persischer Oberhoheit. Die spanische Regierung war nach Beseitigung der mittelalterlichen Verfassung eine despotische geworden; aber es war keine, das ganze Detail der Verwaltung durchdringende systematische Despotie, es blieben in den Provinzen Reste der alten Freiheit und Unabhängigkeit und wurden von dem Volke als kostbare Vorrechte gegen die Eingriffe der Regierung bewahrt. — Die aufgeklärte Despotie mit ihrer büreaukratischen Centralisation ist eine Erfindung der neuen Zeit, und wer wollte ihr nicht den Vorzug geben vor der alten barbarischen so oft mit Blut befleckten. Sie will ja die Größe, das Gedeihen des Staats und selbst das Volksglück; freilich nur ein nach dem weisen Ermessen des Monarchen zugeschnittenes. Aber sie

hat vor der alten unsystematischen Despotie doch den Nachtheil, daß sie die Selbständigkeit und moralische Kraft des Volks vernichtet, und somit die Macht des Staats gefährdet. Ein Volk, welches fort und fort nur getrieben wird wie ein Maschinenrad, verliert das Bewußtsein seiner Stärke; es ist ihm gleichgültig, von wem und zu welchem Zwecke es getrieben wird. Ein Staatskörper, der keine selbständigen Organe hat, woraus der Patriotismus, der selbständige Corporations- und Provincialgeist gewichen, ist verloren, wenn das Schwert des Eroberers den ersten tiefen Schnitt hineinthut. Ist aber das Gefühl für Freiheit und Selbständigkeit im Volke noch nicht erloschen, so bleiben selbst nach solchen Schnitten die Theile, wie die des Polypen, lebendig und suchen sich wieder zu verbinden. Nach diesen Gesetzen der politischen Dynamik lassen sich gar viele Erfahrungen erklären und geschichtliche Räthsel lösen, z. B. warum die preußische Monarchie in scheinbarer voller Blüthe im J. 1806 nach einer einzigen verlorenen Schlacht unterlag und sich scheinbar geschwächt, i. J. 1813 aus ihrer Ohnmacht wieder so glänzend erhob; warum die aus so vielen Kraftmomenten künstlich zusammengefügte Staatsmaschine Napoleons bei dem letzten starken Stoße, der sie traf, zusammenbrach, während sich früher das spanische Volk, dessen Kraft der unsystematische Despotismus nicht aufzureiben vermocht hatte, gegen die ganze Macht dieses Eroberers siegreich vertheidigte. Aus dem gleichen Grunde läßt sich auch der patriotische Aufstand der Tyroler i. J. 1809 und viele andere ähnliche Erscheinungen erklären.

So lassen sich noch eine Menge Beispiele aus der Geschichte aufweisen, welche darthun, daß die feingegliederte künstliche Staatsform gar häufig im umgekehrten Verhältniß mit der nachhaltigen Staatskraft steht, weil die Volkskraft durch die formalen Beschränkungen gelähmt wird. Dieser Mangel wird nicht ergänzt, wenn man aus dem zersplitterten Stamm der Volkskraft auch noch so viele Streitkolben schneidet. Geben wir auch zu, daß die vom aufgeklärten Despotismus beliebte, künstlich gegliederte, tief ins Volksleben eingreifende und jede freie Bewegung hemmende Büreaukratische Staatsform zur Zeit

des Friedens und der Ruhe ihr Gutes habe, was indeß immer noch problematisch ist, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie bei allem Schein der Macht in Zeiten der Gefahr, wenn die Volkskraft zur Abwehr eines feindlichen Angriffs in Anspruch genommen wird, keine Garantie leiste für die Erhaltung des Staates. Ein Volk, das gewohnt ist, allein von oben herab bearbeitet zu werden, das keinen öffentlichen Schritt ohne Erlaubniß thun darf, wird sich nicht zu helfen wissen, wenn die Noth ein selbständiges Handeln fordert. Wer immer geführt worden ist, tappt rathlos umher, wenn ihm zufällig der Führer abhanden gekommen ist.

* * *

Das Horn der Volkskraft kann freilich leicht ein Loch in das künstliche Gewebe der Gesetze stoßen; ob man aber nichts besseres thun könne um diesem Uebel zuvorzukommen als dieses Horn abzusägen, das ist die Frage. — Der verständige Justus Möser ist nicht für die Bejahung derselben, wenn er (Phant. II. 47) sagt: „Es ist zu beklagen, daß der Pöbel Hörner hat, wie ein Ochs, Intoleranz und Aberglauben. Nimmt man sie ihm, so kann man ihn weder fassen noch anspannen, und läßt man sie ihm, so richtet er Unglück an. Doch ist es besser, sie ihm zu lassen; man muß nur dafür sorgen, daß die Ochsentreiber keine Hörner haben." — Jede Kraft kann gemißbraucht werden, dennoch ist die Kraft besser als die Schwäche, und der Staat thut nicht wohl jede Kraftäußerung, des möglichen Mißbrauchs wegen, zu unterdrücken.

* * *

In diesen Tagen setzt keine Regierung eine Ehre darein, eine despotische zu sein, aber man fürchtet den Zeitgeist und scheut sich ihm Zugeständnisse zu machen, weil man seine reformatorischen Tendenzen für revolutionaire Zuckungen nimmt. Daher die vielen halben Maßregeln, und Ehrenschritte, des Scheins wegen gethan, daher besonders diese Scheu vor jeder

volksthümlichen Kraftäußerung. Diese Furcht bekämpft schon Justus Möser, wenn er sagt: Eine Verfassung, die den Leidenschaften keinen Spielraum giebt, taugt nur für Schlafmenschen. — Ein Staat ist um so besser, glücklicher, prächtiger, je mehr er die vollkommenste Freiheit mit dem allgemeinen Besten zu vereinigen weiß. Ohne ein frei und kräftig bewegtes Leben, ohne Schwierigkeiten und Kämpfe können keine großen Empfindungen und ohne diese keine großen Gedanken und Unternehmungen in einer Nation erzeugt werden.

Freilich ist ein starkes, freies Volk schwerer zu regieren als ein schwaches knechtisches; aber auch ein muthiges Kriegsroß verlangt einen kräftigern Lenker, als ein träger Müllergaul. — Erfordert es gleich — sagt in dieser Beziehung der angeführte patriotische Schriftsteller, mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tausend Löwen und Löwinnen zu erhalten, so ist es doch eines muthigen Mannes würdiger, diese zu regieren, als der oberste Schäfer zu sein, und eine Heerde frommen Viehs spielend vor sich hinzutreiben. — „Um ein Volk groß zu machen, muß die Staatsverfassung dasselbe in einer großen Thätigkeit und in einer solchen beständigen Bewegung unterhalten, worin es immerfort seine Kräfte anspannen und durch den Gebrauch derselben die Summe des Guten in der Welt vermehren kann. — Die Beamten- und Policeiwillkür und Pedanterie macht die Seelen täglich kleiner." — Freilich aber, man will ja eben in unserm schwachen papiernen Zeitalter keine großen Seelen, keine starken Geister, weil diese wohl bei Gelegenheit auch den Muth haben könnten, wie Johannes der Täufer, vor einen König hinzutreten und zu sagen: „das oder jenes ist nicht recht." Darum hat man nichts dawider, wenn im bürgerlichen Leben durch fortwährende polizeiliche Quälerei der moralische Muth unterdrückt und dafür Feigheit, Stumpfsinn und Kriecherei in den Gemüthern erzeugt wird. Hängt doch das Schwert der Censur über jedem gelehrten Kopfe, der es wagt, andere zu überragen oder eine andere als die, von der Regierung einmal approbirte, ihr mißbeliebige Wahrheit in die Welt zu schreien! —

* * *

„Den Geist dämpfet nicht," sagt Luther, denn es wäre schlimm für euch, ihr Hirten der Völker, wenn es euch gelänge, allen freien, selbständigen Geist zu dämpfen und ihr nun auf einmal unter einem Menschenhaufen ständet, der einer willenlosen Schafherde gliche. Glücklicherweise wird es aber auch nicht auf die Dauer gelingen. Was einmal allgemein und tiefinnerlich den Geist der Völker bewegt, das vermag keine Macht der Erde zu unterdrücken. Hemmt man die natürliche Strömung der Bewegung, so ist der Erfolg, daß sie drohend anschwillt und endlich den Damm zerreißt. Durch nichts in der Welt könnte ein Fürst seine Würde in ein glänzenderes Licht stellen, als wenn er sich muthig an die Spitze jener zu Reformen drängenden geistigen Bewegung stellte. Was kann wohl ein Mensch Größeres und Herrlicheres vollbringen, als ein Volk zu immer höherer Vollkommenheit, Würde und Freiheit führen! Nur zu diesem Zwecke ist der Monarch da: nicht dazu, das Volk wie einen Brei mit diplomatischen, büreaukratischen und policeilichen Kochlöffeln durch einander zu rühren und keine Aufwallung der Begeisterung zu dulden. Wenn er nur solche Diener und Unterthanen will, die gut dressirten Hunden gleichen, sieht er sich verlassen in kritischen Zeiten, wo die einstürmende Fluth des Unglücks nur durch den Wall einer festen, patriotischen Gesinnung aufgehalten werden kann.

* * *

Wie in der Natur gewisse unwägbare Agentien eine große Rolle spielen, so giebt es auch im Staate Bewegkräfte, welche, weil sie nicht greifbar sind, kein statistischdynamisches Maß zulassen, und daher nicht in den statistischen Tabellen, woraus die Größe und Stärke eines Staats ersichtlich ist, bemerkt werden. Die Intelligenz des Volks kann dem Lichte, seine Sittlichkeit der Wärme, die moralische Volkskraft der Elektricität und die politische Gesinnung, die patriotische Neigung und Abneigung (Declination und Inclination) dem Magnetismus verglichen werden. Erst in neuerer Zeit haben die bessern Staats- und Staatsökonomielehrer auf diese politischen Agen-

tien und die in ihnen liegenden mächtigen Bedingungen des Staatswohls aufmerksam gemacht, aber die in den alten gemächlichen Geleisen sich bewegende Staatskunst hat wenig Notiz davon genommen und fährt fort, die Stärke des Staats bloß in materiellen Kräften und Gütern zu suchen. Man bleibt bei der Gewohnheit die Volkskraft zu beschränken; denn nicht auf ihr, am wenigsten auf der moralischen, in der patriotischen Gesinnung liegenden Kraft, sondern auf Bajonette und Kanonen soll die Sicherheit des Staats gegründet sein, obgleich dieselben schon mehr als einmal ihre Unwirksamkeit gegen neue, kräftige Ideen, wodurch die Völker begeistert wurden, gezeigt haben. — Aber noch schlimmer ist es für Regierer und Regierte wenn die moralische Kraft unterdrückt wird; denn wo der Zwang mit dem sittlichen Urtheil in Conflict kommt und stark genug ist, sich gegen dasselbe zu erhalten, da ist nicht bloß Schlaf, Schwäche und Mattigkeit, da ist Verwesung und politische Auflösung. —

* * *

Das Beispiel der alten Schweizer hat bewiesen, daß die Volkskraft, mit Begeisterung gepaart, sich auch durch vorgehaltene Speere und Bajonette eine Gasse bahnen kann. Im Kriege, wo es gilt, den andringenden Feind zurückzuwerfen, ist den Königen eine solche Volkskraft sehr erwünscht und der Belobung sicher. Aber in Friedenszeiten will man nichts davon wissen, weil die Möglichkeit vorliegt, daß sie auch durch die königlichen Bajonette, welche dem Ausbruch der Unzufriedenheit steuern sollen, sich Bahn brechen könnte. Anstatt nun die Regierung so einzurichten, daß keine Unzufriedenheit entstehen könne und man keine Bajonette brauche, anstatt mit Liebe und Milde zu versuchen, was die Strenge nicht durchsetzen konnte, verdoppelt man die bisherige Strenge und sucht dadurch die Volkskraft niederzuhalten oder gar zu brechen. Aber man wird die Erfahrung machen, daß sie sich nicht wie ein Kettenhund geduldig an die Kette legen läßt, um nach Gefallen in Zeiten der Noth wieder in Gnaden losgelassen zu werden. Ein Volk, das

ohne Murren die Fesseln der Sklaverei getragen hat, wird sich nie durch die Bajonette des Feindes eine Gasse machen, am wenigsten, wenn er die Freiheit bringt oder zu bringen vorgiebt.

* * *

Es ist ein trauriges Vorrecht der absoluten Gewalt, einer verhaßten Wahrheit Verbote, Censurscheeren und im Nothfall auch Bajonette entgegen halten zu können, denn durch solche Gründe wird niemand überzeugt. Man kann Märtyrer der Wahrheit machen, aber die Wahrheit nicht vertilgen; im Gegentheil wird dieselbe durch solche scharfe blutige Stigmen den Gemüthern eines unverdorbenen Volks recht tief eingeätzt und der Unwille wird um so gistiger, je öfter er gereizt und je weniger eine Ableitung desselben gestattet wird. Man bestraft es als ein Vergehen, wenn der Freimuth einen geheimnißvollen Schleier, der Mißstände verbirgt, zu lüften wagt, weil dadurch Unzufriedenheit erregt wird und bedenkt nicht, daß man gerade durch gewaltsame Maßregeln sich desselben Vergehens: der Erregung der Unzufriedenheit in einem noch höhern Grade schuldig macht. Durch die Verfolgung des gegründeten Tadels giebt eine Regierung zu erkennen, daß sie keineswegs geneigt sei, die gerügten Mißstände abzustellen, und wer wollte behaupten, daß dadurch die Unzufriedenheit gemindert werden könnte, man müßte denn annehmen, daß in der Politik der Grundsatz der Homöopathie gelte, nach welchem Krankheiten durch dieselben Kräfte geheilt werden, wodurch sie erregt worden sind. In diesem Falle müßten die Gaben der Verbote und beschränkenden Maßregeln nur etwas kleiner und verdünnter gereicht werden.

* * *

Eine Regierung, welche jeden, auch den gegründeten Tadel verpönt, muß auch auf jedes aufrichtige Lob verzichten. Denn das Lob, wenn es eine Wahrheit sein soll, setzt die Möglichkeit

des Tadels voraus. Das hat auch der ehemalige Senat von Venedig eingesehen und deshalb den Befehl erlassen, daß man ihn weder loben noch tadeln solle. Durch ein solches Verbot wird wenigstens der Schmeichelei der Zutritt zu den Regierungs-localen versagt. Denn wo kein Tadel erlaubt ist ruht auf jedem Lobe der Verdacht der Schmeichelei. Wer die Wahrheit nicht will, wenn sie unangenehm ist, muß auf alle Wahrheit verzichten.

* * *

Es liegt in der Natur der Sache, daß an einer scharfen Waffe, die zur Vertheidigung gegen den Feind vortreffliche Dienste geleistet hat, sich der Eigenthümer auch wohl selbst verwunden kann, wenn er in ruhiger Zeit unvorsichtig damit spielt. Aber sie dieser Möglichkeit wegen abzustumpfen oder in der Rumpelkammer verrosten zu lassen, ist nicht wohl gethan; denn die Zeiten der Gefahr können über kurz oder lang wieder eintreten. Es muß also billig befremden, wenn man sieht, daß selbst von erleuchteten Staatsmännern die geistigen und moralischen Waffen, welche in den Befreiungskriegen 1813—1815 so gute Dienste geleistet haben, durchaus vernachlässiget werden. Was hat man seit 1819 nicht alles gethan um diesen Waffen die Spitzen abzubrechen, wie emsig hat man Polizei und Censur aufgeboten, um sie wegzunehmen oder schartig und unbrauchbar zu machen, um namentlich das so wirksam erfundene Instrument der Begeisterung für deutsche Nationalität und Einheit, für Staatsbürgerthum und politische Einheit wegzuschaffen, um die Fahne zu zerreißen, die den neuen politischen Ideen vorgetragen wurde. Und warum? — Weil nach beseitigter Gefahr bei dem unvorsichtigen Spiel mit diesen Waffen einige Verwundungen vorgefallen waren. Als wenn nicht jede Turnier- oder Turnübung die Möglichkeit einzelner Verletzungen offen ließe. Der patriotische Sinn hat sich freilich in seinem Freiheitsenthusiasmus einiger Ausschweifungen schuldig gemacht; aber soll er deswegen ausgetilgt werden, weil man ihn in Friedenszeiten nicht braucht? Wenn man etwa meint, der-

selbe werde sich zur Zeit der Gefahr von selbst wieder finden, oder durch Decrete und Ordonnanzen leicht herbei zu schaffen sein, so dürfte diese Meinung in die Kategorie jenes Polizeigebots der Schildbürger gehören, daß immer 3 Tage vor dem Ausbruche einer Feuersbrunst die Spritzen probirt werden sollten. Hat doch auch Napoleon, als er 1815 durch seine Supplementaracte eine freisinnige Constitution verkündete, die Erfahrung gemacht, daß sich der Volksenthusiasmus nicht improvisiren lasse! —

* * *

Unsere politischen Staatsärzte gleichen gar häufig den Aerzten, welche Molière in seinem Malade imaginaire schildert. Sie verordnen für jede Indisposition, die sie am Volkskörper wahrzunehmen glauben, polizeiliche Purganzen, Zugpflaster, Aderlässe und Schröpfköpfe. Auch erwarten sie viel von ihren engen Krankenstuben auf Festungen und in Frohnfesten. Bis jetzt hat man indeß noch keinen andern Erfolg gesehen, als daß die politische Schwäche immer auffallender geworden ist. —

* * *

Der Mensch ist ein politisches, d. i. staatsgesellschaftliches Wesen, *ζῶον πολιτικον* sagten die Alten und meinten damit, daß der Mensch dem Staat ganz angehören, sein ganzes Wesen und Bewußtsein hinein legen sollte. Darum wurden die alten Republiken in ihren klassischen Zeiten so musterhaft verwaltet, weil Jedem der Staat wie sein eignes Hauswesen theuer und werth war. In diesen Tagen will man aber, daß der Mensch, der kein Staatsbeamter ist, nichts Politisches an sich haben und bei Leibe keine Politik treiben, d. h. sich um öffentliche Dinge bekümmern solle. Gesellschaften, wo bloß gegessen und getrunken wird, sind erlaubt; sie sind aber verdächtig, wenn geistige Speisen servirt, und erliegen dem polizeilichen

Interdicte, wenn zum Nachtische politische Confitüren darin herumgereicht werden.

* * *

Der allgemeine Satz: eine Regierung, welche sich ängstlich in den Schleier des Geheimnisses hüllt, das freie Wort um so unerbittlicher verfolgt, je wahrer es ist, die ihre Polizei Tag und Nacht in Bewegung setzt, um politische Besprechungen zu hindern, oder die staatsverrätherische Hand zu entdecken, die einen Pfeil des Tadels oder der Satire gegen eine unverwahrte Stelle der Verwaltung abgedrückt hat, kann kein gutes Gewissen, muß manche Blößen zu bedecken haben. Dieser Satz mag, ich gebe es zu, seine Ausnahme haben und zu einem falschen Schlusse führen; da er aber umgekehrt wahr ist und das Publikum es mit seinen Schlüssen nicht genau nimmt, so thut eine Regierung nicht wohl, dem Volke die angegebenen Data oder Prämissen zu einem falschen Schlusse zu liefern.

* * *

Eine Gewohnheit haben die modernen Monarchieen, trotz ihrer Abneigung gegen alles Republikanische, von den alten griechischen Republiken angenommen, zwar nicht der Form, aber doch der That nach; ich meine den Ostracismus, nach welchem verdiente oder einflußreiche Männer, deren Geistesüberlegenheit man fürchtete, entfernt und verbannt wurden. Nicht bloß tüchtige patriotische Staatsdiener trifft dieses Loos, wenn man ihre Volksbeliebtheit fürchtet, sondern aus gleichem Grunde häufig auch unberühmte Schriftsteller, die wie gefährliche heimathslose Vagabunden von einem Staate zum andern gejagt werden und dadurch nicht selten in den Augen des Unkundigen eine unverdiente Celebrität erlangen. Ob durch solche Maßregeln die Zufriedenheit der Unterthanen mit ihrer Regierung vermehrt wird, ist eine Frage, die ich nicht unbedingt bejahen möchte. Jedenfalls geht man zu

weit, wenn jeder Ruf des Beifalls, den das Publikum oft zweideutigen Verdiensten zollt, so gefürchtet wird, daß er ohne besondere obrigkeitliche Erlaubniß nicht laut werden kann. Von diesem Rufe gilt, was der Dichter vom Echo sagt: vox praeterea nihil. Bei den Deutschen ist ohnehin ein weiter Weg vom offnen Maule zur geschlossenen Faust, d. i. von kecker Rede zur kecken That. Nur wenn dieser Weg über einen leeren Magen geht, ist er bedenklich. —

* * *

Der Hochverrath ist allerdings ein Verbrechen, das nicht hart genug bestraft werden kann; aber er ist nur eine besondere Species von Verrath im Allgemeinen. Jeder Verräther trägt in sich die Anlage, bei Gelegenheit auch wohl Hochverräther zu werden. Man sollte also niemals den Verrath begünstigen, um den Hochverrath zu verhindern. Die geheime Polizei, welche dies thut, wird eine Bildungsschule für Verräther; sie vernichtet Ehrlichkeit und Vertrauen, und löset somit das stärkste Band, welches den Unterthan mit seiner Regierung verknüpfen soll. Eine Polizei, welche Verräther dingt, um dem Hochverrathe auf die Spur zu kommen, macht aus dem Staate einen Fuchsbau mit dunkeln geheimen Gängen. Da aber dies selbst ein Verbrechen gegen den Staat ist, und jedem Verbrechen die Nemesis nachfolgt, so müssen die politischen Füchse gewärtig sein, daß spät oder früh ein starker Jäger über sie komme, der, sich nicht kehrend an ihre Scheu vor Oeffentlichkeit, ihre geheimen Gänge aufgraben und ihre List zu Schanden machen wird. Nicht bloß die natürlichen, sondern auch die moralischen und politischen Füchse und fuchsschwänzelnden Verräther werden zuletzt geprellt.

* * *

Die moderne Polizei rühmt sich einer Erfindung, die, wenn sie praktisch durchzuführen wäre, zu den herrlichsten

Erfindungen beigezählt werden müßte, ich meine die Kunst durch Präventivmaßregeln das Verbrechen unmöglich zu machen. Der Erfolg hat aber die Erwartungen nicht gerechtfertigt, die man von dieser Kunst, dem Verbrechen zuvorzukommen, hegte; es läuft zu schnell, als daß auch die behendeste Polizei es immer einzuholen, geschweige denn zu überholen vermöchte. Obgleich man seit vielen Jahren der politischen Thätigkeit Hände und Füße gebunden hat, machen doch in diesen Tagen die politischen Verbrechen, Majestätsbeleidigungen, Censur- und Preßvergehen u. dergl. den Behörden viel zu schaffen. Das Unterbinden der freien Thätigkeit hat aber noch das Bedenkliche, daß, wenn dadurch das Böse gehindert wird, zugleich die Möglichkeit, etwas Gutes zu wirken, abgeschnitten ist. Die gebundene Hand, welche keinen Feuerbrand in das Staatsgebäude werfen kann, wird auch keinen Löscheimer ergreifen können, wenn ein äußerer Feind ihn geworfen hat. Demnach läßt sich die Polizei mit ihren strengen Präventivmaßregeln schicklich mit einem Arzte vergleichen, welcher der Krankheit durch allgemeine Schwächung des Körpers zuvorkommen wollte.

* * *

Es kann einer Regierung nicht gleichgültig sein, ob richtige oder falsche politische und religiöse Meinungen unter dem Volke im Umlaufe sind. Nur ist es eine eigne Sache um die Berichtigung falscher Meinungen, weil die Regierung nur über die Leiber und nicht eben so über die Geister herrscht. Da sie selbst nicht unfehlbar ist, hat sie auch nicht das Recht, über die Wahrheit oder Unwahrheit einer Meinung zu erkennen, oder gar zu bestimmen, was wahr sein soll. — Am wenigsten ist hier Gewalt an ihrem Platze. Eine falsche Meinung muß durch Gründe berichtigt werden; Gewaltmaßregeln sind aber keine Gründe, sondern sie verrathen den Mangel daran. Auf eine Lüge gehört freilich nach dem Sprichwort eine Maulschelle, aber doch nur dann, wenn sich durch Gründe herausgestellt hat, daß man es wirklich mit einer

Lüge zu thun hat. Die vielen Ohrfeigen, welche die Polizei, ohne diesen Beweis abzuwarten, jetzt austheilt, erinnern nur an die Backenstreiche, welche Christus, der Verkünder aller Wahrheit, leiden mußte. — Weil von jeher die Wahrheit verfolgt wurde, so gilt der wegen seiner Meinungen Bestrafte in den Augen des Volks gewöhnlich für einen Märtyrer. Daher ist es zu erklären, daß die Verbote und Büchercon=fiscationen, die Wegweisung und Einsperrung der Schrift=steller, womit man in neuerer Zeit so freigebig gewesen ist, so wenig gewirkt haben zur Unterdrückung mißbeliebiger Mei=nungen. — Hat die öffentliche Meinung Recht, so bleibt einer Regierung keine andere Wahl, als sich an die Spitze derselben zu stellen, wenn sie nicht in die Gefahr kommen will, endlich trotz alles Widerstrebens in die Schleppe ge=nommen zu werden. Die Geschichte ist eine Macht, die sich in ihrem Fortschritt und Entwickelungsproceß durch keine Po=lizeigewalt aufhalten läßt. Es ist eine Zeit des politischen Bewußtseins eingetreten, wo sich die Welt nicht mehr durch Willkür und Gewaltmittel, oder durch diplomatische List und Schlauheit beherrschen läßt; vielmehr kann die Staatskunst ihre gedeihliche Wirksamkeit nur durch die Macht des Ge=dankens und die Tüchtigkeit des Charakters verbürgen, und so mag sie den Verirrungen des Liberalismus entgegen treten, ohne ihn zu erdrücken, weil er trotz dieser Verirrung als ein Lebenszeichen des wiedererwachten Staatsinteresses Schonung und selbst Achtung verdient.

* * *

Die reactionäre Politik glaubt das Zornfeuer einer ver=höhnten in ihren Hoffnungen betrogenen Nation zu ersticken, wenn sie keine zu Tage gehenden Schornsteine und Ableitungs=röhren gestattet, ohne zu bedenken, daß durch den engen Verschluß, d. i. durch den Mangel an Publicität die Gefahr nur gesteigert wird.

* * *

Die Organe der ungesetzlichen Willkür verstecken in der Angst des bösen Gewissens ihren Kopf wie der Vogel Strauß hinter die Blenden und Schutzschirme der Censur und Polizei, vermeinend, daß man somit auch ihren Schweif von Inconsequenzen und Fehlgriffen nicht sehen werde. Aber das Publikum hat scharfe Augen, besonders für das Lächerliche. —

* * *

Der hochweise Magistrat von Schildburg ließ, der Sage nach, ein Wetterdach über die neue Sonnenuhr anbringen, damit sich dieselbe besser conservire, verhinderte aber eben durch diese conservative Maßregel die guten Bürger zu erkennen, wie viel es nach der Weltuhr geschlagen hatte. Ein ähnliches Wetterdach wird auch von der conservativen Staatskunst über der politischen Sonnenuhr im Staate angebracht, damit ihr Glanz nicht verbleiche.

Die Regierungshandlungen können betrachtet werden, wie die Strahlen, die von der höchsten, Alles belebenden (zuweilen auch versengenden) Sonne ausgehen, von welcher die Staatssphäre regiert wird, und es ist nicht abzusehen, welches Vergehen darin liegen könnte, wenn ein Bürger den Finger, oder ein Schriftsteller die Feder in die Höhe hebt, um nach der Richtung dieser Strahlen, und nach dem Schatten, der dadurch geworfen wird, die Stunde anzugeben, die es im Staate geschlagen hat. Das soll aber ein Geheimniß bleiben; deshalb kommt die Polizei oder Censur und macht flugs ein Wetterdach über die politische Sonnenuhr. Es sind schon Fälle vorgekommen, daß die einfachen Aufzählungen der Regierungshandlungen, wegen der Möglichkeit, daß dadurch Unzufriedenheit erregt werden könnte, geahndet wurden. Sonderbar, wenn dieses Mißvergnügen wirklich da ist, so muß es ja wohl in der Beschaffenheit jener Handlungen, und nicht in der Relation derselben seinen Grund haben, und das über den Referenten verhängte Strafurtheil

des Gerichts ist also eigentlich ein Verdammungsurtheil über die Regierung oder den Regenten.

* * *

Publicität, sagt Schlözer, ist der Puls der Freiheit. Jetzt hält man indeß die Freiheitsliebe für eine politische Krankheit und schickt Staatsärzte ab, um der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen, indem man zugleich Sanitätscordons, Barrieren und Schlagbäume errichtet, um die Verbreitung der Epidemie zu verhindern. Die Sorgfalt ist sehr löblich, nur sollte man nicht wähnen, eine Krankheit zu heilen, wenn man die Communication der Säfte hemmt und den Puls des Patienten unterbindet.

* * *

Nach Talleyrand hat die öffentliche Meinung mehr Geist als Voltaire, mehr Macht als Napoleon und mehr Verstand als alle Minister, die da waren, sind und sein werden. Mag diese Behauptung immerhin in dieser Form eine Hyperbel sein, so ist doch etwas Wahres dran. Da dieser Mann nicht allein Repräsentant der öffentlichen Meinung, sondern auch Minister war, also Erfahrungen in der Sache gemacht hatte, so kann man ihm um so mehr glauben, je sicherer er durch Beobachtung des Steigens und Fallens der öffentlichen Meinung von einer Regierung die politische Witterung vorherzusagen verstand. Dieses Verständniß wird stets von solchen Ministern entfernt bleiben, welche die öffentliche Meinung keines Blicks würdigen, oder ihr die Organe versagen, wodurch sie sich verständlich aussprechen kann.

* * *

Der berühmte Lord Brougham hat erklärt, es sei besser, ein Kind lerne nichts, als daß es blos lerne, was ihm von der Staatspolizei befohlen werde, sofern diese es nur zur

dienstbaren Maschine des Absolutismus erziehe. Wenn dieser Ausspruch auch nicht von allen Staatslenkern anerkannt wird, so wird doch jeder Roßkamm ihm beistimmen, dem ein undressirtes kräftiges Pferd lieber ist, als ein abgetriebenes und gebrochenes, habe es auch eine noch so gute Schule.

* * *

Den alten Dankvers:

„Dat veniam corvis, vexat censura columbas“

könnte man unter andern auch so variiren:

Die Eulen läßt man frei, die Täubchen fängt man ein,
Denn es soll Nacht im Reich der Geister sein.

In der That fliegen in der von den lichtscheuen Hierarchen decretirten Nacht mit hoher polizeilicher Erlaubniß eine Menge von literarischen Eulen und Käuze herum, die gar eifrig auf den Gedankenflug und die Flugschriften des politischen und religiösen Rationalismus einstoßen und einhacken.

* * *

Die Bücher und Schriftsteller haben seit den ältesten Zeiten bei den Großen der Erde um so weniger in Gunst gestanden, je despotischer und willkürlicher ihre Regierung war. Der Kaiser von China Tschi-Hoang-Ti ließ schon zweihundert Jahr vor Christi Geburt alle, selbst die heiligen Bücher der Chinesen verbrennen und bekanntlich verordnete achthundert Jahr später der Chaliph Omar die Verbrennung der großen Bibliothek zu Alexandrien. Eben so wenig waren Tiberius und seine ähnlichen Nachfolger Freunde von Büchern und Büchermachern, am wenigsten von freisinnigen. Später unterschied man zwischen Büchern, welche als Unterbau der politischen und religiösen Willkürherrschaft dienen könnten oder nicht, und man setzte ein Institut ein, welches die guten von den schlechten Büchern absondern sollte; das war die Censur. In dieser Beziehung ist die Censur ein Fortschritt,

da doch nun nicht alle Bücher zu fürchten brauchen, verbrannt zu werden, vielmehr die guten literarischen Schafe Gnade finden und nur die bösen, die gehörnten Böcke zu dem Fegfeuer des non imprimatur oder zu der Hölle der Confiscation verdammt werden.

* * *

Zwischen dem Wöllnerschen Religionsedict und der Schlacht bei Jena läßt sich ein genauer, wenn auch nur indirecter Zusammenhang nachweisen, es ist der Zusammenhang eines falschen Princips mit seinem consequenten Erfolge. Eine Regierung, die kein Bedenken trägt, ihren Unterthanen vorzuschreiben, was sie denken und glauben sollen, steht in der Meinung, alles durch Befehle möglich machen und im Nothfall auch Patriotismus und Tapferkeit durch eine Ordonnanz, wie durch einen Zauberstab auf die politische Bühne herauf beschwören zu können. Was Wunder, wenn sie zu spät die Erfahrung macht, daß in Zeiten der Noth der Talisman des Gebots seine Wirkung versagt, und daß am wenigsten die moralische Kraft, welche ein Volk unüberwindlich macht, durch Decrete zu beleben ist, wenn man vorher Alles gethan hat, sie zu brechen.

* * *

Die Beamtenhierarchie, welche der Volksfreiheit feindlich gegenübersteht und keine anderen als die büreaukratischen Schreibefinger achtet, ist der Meinung, daß bei Preßfreiheit kein monarchischer Staat bestehen könne, sondern in seinen Grundlagen durch diese Freiheit untergraben werde; indeß finden wir in nicht ferner Vergangenheit die merkwürdige Thatsache, daß selbst bei offenbarer Preßfrechheit ein gesunkener und zerrütteter Staat sich zu einer Größe und Herrlichkeit erhoben, wie er sie vor seinem Falle nicht gehabt hatte. Es ist bekannt genug, mit welcher Wuth die entfesselte Presse nach dem Unglück vom 14. Octbr. 1806 gegen die Preußische

Regierung geiferte; Geschosse aller Art, Feuerbrände, Löscheimer, Pasquille und Carrikaturen wurden gegen den erschütterten Königsthron geschleudert; und was war der Erfolg davon? Gerade in dieser Periode fand dieser Thron in der Volksmeinung, in der Sympathie aller Vaterlandsfreunde eine mächtige Stütze, so daß, nachdem man ihm in der Volkskraft die früher fehlende Grundlage gegeben, er nach wenigen Jahren in einer Glorie dastand, die er in frühern Zeiten nicht gehabt hatte. Sehr wahr sagt in dieser Beziehung Jean Paul: „Der König hatte Alles erlaubt, wo er nicht verbieten konnte, was gegen den Staat geschrieben wurde, der sich den potenzirten Protestantismus nennen darf. Mitten unter Unglücksfällen und Feinden traute er seiner protestantischen Regierungsverfassung, die freilich erst durch Stein's Verwaltung eine Wahrheit wurde, ein Gegengift zu, gegen alle Unglückswahrsager. Und er hatte Recht; alle Gegenschreiber überwanden nicht die Volksanhänglichkeit und der bedrängte Fürst durfte wagen, was Beglückte oft scheuen; die gedruckten Prangerchen wurden Stufen zum Ehrentempel. Wollt ihr, wenn euch England nicht genügt, einen größern Beweis, daß Preßfreiheit nur bei Denkknechtschaft schade und sonst niemals? — Auch der gestürzte Napoleon erhob sich wieder in der Volksmeinung, nachdem die Presse ihn mit Schmähungen überhäuft hatte, und hätte seine Herrschaft in der Volksliebe eine feste Wurzel gehabt, so würde vielleicht das Jahr 1815 andere Resultate gebracht haben.

* * *

Napoleon hatte seine guten Gründe, warum er von der Kantischen Philosophie nichts wissen wollte, der deutschen Literatur allen Werth absprach und sie unter die scharfe Scheere einer strengen Censur nahm; er wußte wohl, warum er freisinnige Schriftsteller und Verleger, wie Staatsverbrecher verfolgte und unter andern i. J. 1806 die Hallischen Professoren mit dem Vorwurfe andonnerte, „sie hätten ihre Stellung verkannt; die Gelehrten dürften sich nicht um Politik bekümmern, und weil sie das gethan, sollte die Universität aufgehoben

werden.“ Der gewaltige Mann hatte seine Gründe, sage ich, für diese Sprech- und Handlungsweise, denn es war ihm darum zu thun, die Deutschen in ihrer bisherigen Schwäche zu erhalten und jeden Funken von Nationalgefühl in ihnen zu ersticken. Ihm war es schon recht, wenn der deutsche Michel ein lächerlicher Pedant, Philister und Spießbürger war und blieb; das Verbot: „ihr sollt keine Politik treiben,“ hieß in seinem Sinne nichts andres, als: „ihr sollt kein Interesse für den Staat haben, keine Theilnahme an seinem Wohl oder Weh bezeugen, sondern wie der Esel in der Fabel sagen, mir gilt es gleich, ob ein inländischer Despot oder ein ausländischer Usurpator mir Säcke auflegt. — Warum man aber noch jetzt von deutschen Regierungen und selbst von dem deutschen Areopag dieselbe Sprache hört, als käme es noch immer darauf an, das deutsche Volk zu schwächen, alle Theilnahme an vaterländischen Angelegenheiten zu verhindern und das alte kleinliche Spießbürgerthum zu verewigen, das ist von einem schwachen Unterthanenverstande schwer zu begreifen.

* * *

In der schönen Cabinetsordre des Königs von Preußen vom 20. Febr. 1804 heißt es: „Die Publicität ist für die Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der Beamten, die ohne sie eine bedenkliche Eigenmacht erhalten.“ — Hat sich etwa der gute König geirrt, oder hat die Büreaukratie ein anderes besseres Mittel gefunden gegen Nachlässigkeit und bösen Willen in der Verwaltung, so daß man jetzt die Bürgschaft der Publicität nicht mehr braucht, oder ist die Beamtenhierarchie schon so eine bedenkliche Eigenmacht geworden, daß sie keine freie Publicität aufkommen läßt? Diese Fragen verdienen wohl eine gründliche Beantwortung.

* * *

Wenn es der Censur auch gelingt, die Neuigkeit, daß irgend ein moderner Midas Eselsohren habe, zu unterdrücken, so findet sich doch wohl zuletzt ein geschwätziger Barbier, d. h. ein Mann, der dem Publikum um den Bart herum geht, welcher das, was er nicht laut sagen darf, ins Schilfrohr flüstert, oder auch wohl in ein Federrohr ruft, wodurch die Kunde gelegentlich weiter verbreitet wird.

* * *

Wie durch das Wort alle Dinge erschaffen worden, so schafft sich auch der Mensch, des Schöpfers Ebenbild, durch das Wort die innere Welt, worin sein Geist lebt und sich bewegt. Das freie Wort in Fesseln legen, heißt den Geist fesseln, ist also eine Sünde gegen den Geist, gegen den Menschengeist, der allein das wilde Menschenthier bändigen kann.

* * *

Der Mythus vom gefesselten Prometheus ist ein prophetisches Vorbild von der ganzen Culturgeschichte, eine symbolische Vorstellung vom Schicksal aller Lichtbringer, deren Leber d. i. innerstes Lebensgefühl oder Lebensbedingung den herrschenden Adlern oder auch wohl den politischen und theologischen Nachteulen zu allen Zeiten preisgegeben worden ist. Wurde doch selbst Christus, der Sohn Gottes, mit welchem die ganze Fülle des göttlichen Lichts vom Himmel auf die Erde kam, an's Kreuz geschlagen, und, freilich vergeblich, an die Felsenhöhle des Grabes geschmiedet. Wir müssen es demnach als einen Fortschritt der Civilisation betrachten, daß unsere literarischen Aufklärer, die freilich auch oft bloße Irrlichter aus der Versumpfung unserer Civilisation aufsteigen lassen, blos das leichte Kreuz der Censur zu tragen haben, und nur ausnahmsweise mit dem Felsenherzen der Criminaljustiz und mit den Felsenmauern der Festungen in Berührung kommen.

* * *

So wie man den Titel Hochedel, Hochehrwürdig, Hochgelahrt oft an Personen giebt, die nichts weniger als edel, ehrwürdig und gelehrt sind, wie Hochmuth gerade das Gegentheil von hohem Muthe ist, eben so bezeichnet man mit dem Worte Hochverrath oft Handlungen, die nichts weniger als Verrath sind, und mit der Tugend aus einer und derselben Quelle fließen. Die Politik hat freilich eine eigene Moral. — Wenn es Titulartugenden giebt, warum sollte es nicht auch Titularverbrechen geben? Wenn der indiscrete Wahrheits- oder Vaterlandsfreund einen verborgenen Fuchsgang oder Fuchsbau verräth, oder eine wunde Stelle am Staatskörper aufdeckt, so ist das freilich Verrath, und wenn die Hochgestellten die öffentlichen Angelegenheiten wie geheime behandelt wissen wollen, so kann es auch wohl Hochverrath heißen, ein politisches Geheimniß zu enthüllen. Das ist immer so gewesen, also in der Ordnung. Aber etwas ganz Neues müssen wir darin finden, daß sogar die Ueberzeugungstreue, wiefern sie sich gegen die Dogmen der Staatsreligion ausspricht, Hochverrath sein soll, wie in dieser Zeit einige Regierungen decretirt haben. Mag man in dieser Ueberzeugungstreue auch Ketzerei finden: die Ketzerei wurde in finstern Zeiten zwar für Hochverrath an dem Himmel ausgegeben, daß sie aber auch Hochverrath an dem Staate sei, diese Entdeckung war dem 19. Jahrhundert vorbehalten.

* * *

Napoleon nannte die Vertheidiger der menschlichen Würde und der Volksrechte Jacobiner, böswillige Ideologen und nur die Lobredner seiner Willkür, die Vergötterer seiner Gewaltmaßregel, waren in seinen Augen gute Publicisten. Ob wohl mit seiner Ueberwindung auch seine volksfeindlichen Grundsätze überwunden sind und diese Sprache von Seiten der Gewalthaber sich geändert hat? Ob man wohl jetzt einsieht, daß nur Dummköpfe durch die Ekelnamen von Jacobinismus, Demagogismus, Böswilligkeit betrogen werden, wenn er in Beziehung auf wahrheitsliebende freisinnige Schriftsteller gebraucht

wird. — Der erleuchtete Despotismus sieht gar Vieles ein, nur nicht, daß die öffentliche Meinung nicht unter seinem Commando steht.

* * *

Was ist stärker, als eiserne Ketten? — Ein Hauch des Mundes, das freie Wort. — Durch das Wort der Wahrheit in Jesu Munde wurde die Welt von den Ketten der Hölle erlöset, und durch das freie Wort, das aus Luthers Munde ging, sprangen die eisernen Fesseln, welche die Christenheit an das tyrannische Rom banden. Darum fürchten die hohen Herrn, welche das Volk ewig in den verschlungenen Ketten der Büreaukratie festhalten möchten, das freie Wort so sehr, daß sie selbst gegen die Möglichkeit desselben lächerliche oder gehässige Vorkehrungen treffen.

* * *

Es ist schlimm, wenn in einem Volke das Leibliche oder Materiale höher steht als das Geistige; darum sollten die hohen Herrschaften nicht mit bösem Beispiele vorangehen. Daß aber das geistige Eigenthum weniger geachtet ist als das materiale, wird durch tausend Thatsachen bewiesen. Nicht leicht wird die Polizei es wagen, ohne die triftigsten Gründe ein Privathaus zu zerstören; aber wenn sie ohne rechtliche Gründe einen geistigen Bau demolirt, z. B. ein censirtes Buch confiscirt, da darf kein Hahn danach krähen. Mirabeau sagt: „wer einen Menschen tödtet, tödtet ein vernünftiges Geschöpf, wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selber;" aber Mirabeau war ein Demagog, auf welchen man sich nicht beziehen darf. —

* * *

Wie wenig sich der Geist der Wahrheit durch Verbote und Gewaltmaßregeln beschränken und fesseln läßt und wie wenig dadurch die Bewegung, die man fürchtet, aufgehalten wird, geht unter andern aus folgenden Thatsachen hervor, die Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution erzählt. Von den 12 Auflagen, welche das Werk des Montesquieu im ersten Jahre seines Erscheinens erlebte, durfte keine einzige Frankreich gehören. Die lange Liste der Verbote französischer Klassiker, an deren Spitze Fenelons Telemach stand, wuchs mit jedem Werke von Voltaire, Rousseau, Helvetius, Mably, Condillac und dehnte sich auf die Uebersetzung von Humes englischer Geschichte aus. Als ein Abdruck von Rousseau's Emil in Paris gewagt wurde, zog dieser dem Verfasser eine Verurtheilung durch das Parlament und einen Verhaftbefehl zu. — Ob wohl unsere Nachkommen nach 60 Jahren auf den jetzt ausliegenden Katalog der verbotenen Bücher mit demselben mitleidigen Lächeln blicken werden, mit welchem wir auf den eben angeführten zurücksehen? —

* * *

Vergeblich ist jeder Kampf gegen die Wahrheit; denn die Wahrheit ist von Gott, und das Göttliche in der Menschheit kann zwar vorübergehend unterdrückt, aber nicht vertilgt werden; es steht zuletzt triumphirend auf dem Kampfplatze. Die Wahrheit allein ist das Währende; darum was währen soll, muß auf Wahrheit gegründet sein. Eine Politik, eine Kirche, eine Religion, die auf Täuschung oder verleugneter Wahrheit bestanden oder noch bestehen, standen und stehen im lockern Sande, den die Fluth der Alles prüfenden und enthüllenden Zeit über kurz oder lang hinwegspült. —

* * *

Man kann über den Fürst der Natches lachen, welcher, wie berichtet wird, alle Morgen der Sonne den Weg zeigt, den sie gehen soll. Soll man aber lachen oder weinen, wenn man sieht, daß mancher Cultusminister in Beziehung auf die Sonne der Wahrheit und Wissenschaft dasselbe thut. Jener hat indeß vor diesem das voraus, daß die wirkliche Sonne sich nach seiner Anweisung richtet, während das Tagsgestirn der Wissenschaft einen ganz andern Weg als den vorgeschriebenen geht. Wegen dieses Ungehorsams möchten die Jesuiten und Jesuitenfreunde die geistige Sonne lieber ganz auslöschen, oder mit Kapuzen, Mönchskutten und heiligen Röcken verhüllen.

* * *

Die Tyrannen, welche die Aufklärung verpönen, gleichen dem Henker, der dem Missethäter die Augen verbindet, während er ihn foltert, sagt Jean Paul. Die Jesuiten, welche ihren Beruf darin finden, die Vernunft auf die Folter zu spannen, sind auf dieses Kunststück ausgelernt. Sie verbinden dem gläubigen Volke die Augen, damit es nicht gewahr werde, wie es immer bei der Nase im Kreise herumgeführt werde, wie der dumme Gaul in der Roßmühle. Eine solche Kreisbewegung, bei welcher kein Fortschritt stattfindet, lassen sich auch die Stabilisten gefallen.

* * *

In manchen politischen Regionen erkennt man keinen guten und keinen bösen Geist, sondern der Geist ist schon vom Uebel, und wo man ihm denn doch den Zugang nicht versperren kann, darf er nicht in freien, erquickenden Strömen fließen, sondern, von den Faßreifen des Materialismus umklammert, durch ein kleines Spundloch eine spärliche Nahrung geben. — Diese Bemerkung eines Journalisten scheint nicht aus der Luft gegriffen, oder vielmehr, sie ist aus der von den Wol-

ken engherziger Vorurtheile verfinsterten Luft gegriffen, in welcher manche absolute Regierungen leben, weben und sind. —

* * *

Mag das Ungewöhnliche noch so schön und gut sein, es wird in einem Staate, wo nur das historische Recht gilt, bei seinem Auftreten immer nach dem Titel seines Rechts gefragt und wenn es diesen nicht aufweisen kann, als ungesetzlich zurückgewiesen und nach Befinden auch wohl bestraft. — Nur darum, weil es ungewöhnlich ist und gar selten vorkommt, daß ein Unterthan, einer willkürlichen Regierung gegenüber, eine würdige, freimüthige, edelstolze Haltung zu behaupten wagt, wird es möglich, eine solche Haltung als pflichtwidrig zur Verantwortung zu ziehen und vielleicht gar als Majestätsbeleidigung oder als Hochverrath zu verfolgen. — Wenn, — wo nicht die Gesammtheit, doch ein großer Theil der Unterthanen, — seine selbstbewußte Würde als Mensch und Staatsbürger zu zeigen und zu behaupten verstände, wenn ein solches würdevolles Auftreten dem Volke in seiner Majorität zur Gewohnheit geworden wäre, so würde es auch der willkürlichsten, eigensinnigsten Regierung unmöglich, durch ihre unpopulären Maßnahmen die öffentliche Meinung so rücksichtslos vor den Kopf zu stoßen, wie noch jetzt häufig geschieht. So wahr ist es, daß durch ein tüchtiges Volk eine schlechte Regierung zur Unmöglichkeit gemacht wird. Die Regierungen beleidigen nur deshalb die öffentliche Meinung, weil sich dieselbe nicht würdig zu manifestiren gewohnt ist.

* * *

Als sich die öffentliche Meinung gegen die Gewaltmaßregeln Napoleons wendete und aussprach, so verschmähte er die in der Schreckenszeit erfundene Kunst nicht, welche durch gedungene Sophisten eine öffentliche Meinung zu machen versucht. Dazu gehört freilich, wie F. L. Schlosser richtig bemerkt, daß jeder eingeschreckt werde, der sich unterfteht, zu leugnen, daß das öffentliche Meinung sei, was die Regierung dafür ausgiebt. Diese Maxime wird auch jetzt von vielen Regierungen adoptirt, obgleich ihre Erfolglosigkeit eben an Napoleons Beispiele geschichtlich documentirt wird. Denn alle die Mittel, welche Napoleon anwendete, um durch grausame und tyrannische Polizei und durch eine Mordjustiz, wie sie am Buchhändler Palm geübt ward, die öffentliche Meinung zu beherrschen und ihre Aeußerung zu bestrafen, dienten nur dazu, das schlummernde Nationalgefühl zu wecken und die Unterdrückten durch den Druck so zu stählen, daß sie endlich mit unwiderstehlicher Gewalt losbrachen.

Aber diese Belehrung der Geschichte wird so wenig beherziget von unsern Gewalthabern, als die in den Kriegen gegen Napoleon so oft gemachte Erfahrung, daß gegen einen kräftigen äußern Feind eine Staatsregierung nothwendig unterliegen muß, welche nur praktische Uebung, Gedächtnißwesen, Geschmeidigkeit, weltliche Klugheit, egoistische Berechnung fördert, jeden poetischen Schwung hingegen, Charakterstärke, Wahrheitsliebe und Genialität verfolgt. Möchte doch der deutsche Bundestag nicht in die Gleise des büreaukratischen Schlendrians einbiegen, worin der Reichstag zu Regensburg stecken geblieben ist.

* * *

Die schlimmsten Majestätsverbrecher, welche die Fürsten zu fürchten haben, sind diejenigen, die ihnen anrathen, ihre Völker in der Blindheit, der Unwissenheit zu lassen, die alten Irrthümer und Ungerechtigkeiten aufrecht zu erhalten, die freie Prüfung in jeder Beziehung zu hindern und zu verbieten.

Wer einem Fürsten anräth, den Fortgang der Bildung, die Verbreitung der Aufklärung unter seinem Volke zu hemmen, sagt ihm ins Angesicht, daß sein Regierungssystem ein falsches, den gesunden Menschenverstand empörendes ist, und deswegen keine Beleuchtung vertrage. — Wer behauptet, daß die öffentlichen Angelegenheiten nicht besprochen werden dürfen, erklärt damit, sie seien so beschaffen, daß bei jeder Prüfung derselben die Regierung Credit und Zutrauen verlieren müßte, darum besser, sie mit dem dichten Schleier des Geheimnisses zu umhüllen und jede Lüftung desselben für ein Vergehen gegen den Staat zu erklären. Ich möchte aber wissen, ob nicht ein größeres politisches Vergehen in der Erklärung liege, daß die Regierungsweisheit sich nicht bei Tage dürfe sehen lassen, sondern nur, wie die zur Theatergarderobe gehörigen goldpapiernen Königskronen bei Nacht auf der officiellen Staatsbühne, deren Coulissen profanen Augen ewig verschlossen bleiben sollen.

Nur diejenigen von den Finsterlingen verschrieenen Patrioten haben wahres Zutrauen und wahre Achtung gegen ihre Regierung, welche von ihr verlangen, daß sie wie die Gottheit im Lichte wohnen sollte, um alle Menschen zur Liebe und Verehrung einzuladen. Dieser umsonst ertheilte und oft mit der höchsten Ungnade zurückgewiesene Rath ist doch besser als mancher andere, der mit Titeln und Orden belohnt wird.

* * *

Wenn man ungünstige Vergleichungen scheut, sollte man sich hüten, die Data zu einer solchen Vergleichung zu liefern. Die Strenge der Censur, die vielen polizeilichen Verbote, die gehäuften Untersuchungen über angebliche Majestätsbeleidigung und Hochverrath und andere Manifestationen der Willkür, wodurch manche Regierung ihre Stärke zu zeigen glaubt, erinnern unwillkürlich an die von Tacitus geschilderten Zeiten des Tiberius, wo aus freisinnigen Worten Staatsverbrechen gemacht wurden und die Majestätsgesetze allgemeines Schrecken verbreiteten. Wer kann es dem öffentlichen Urtheile wehren,

wenn es die jetzt verfolgten Schriftsteller und Dichter zusammenstellt mit Cremutius Cordus, der damals verdammt wurde, weil er den Brutus und Cassius die letzten Römer genannt und mit Marcus Scaurus, der wegen zweideutiger Verse den Zorn des Tyrannen fühlen mußte? — Es läßt sich überhaupt geschichtlich nachweisen, daß zu allen Zeiten die Strenge der Censur und des Verdächtigungssystems mit dem Druck der Tyrannei im gleichen Verhältniß gestanden hat, und daß die Gedanken- und Sprechfreiheit immer ein genaues Barometer von der Milde und Weisheit einer Regierung gewesen ist. Diese Thatsache läßt sich nicht wegleugnen und spricht nicht zum Vortheil der jetzt beliebten Beschränkungen.

* * *

Man rühmte es mit Recht als einen bedeutenden Fortschritt der Civilisation, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tortur abgeschafft wurde. Aber leider bestehen noch bis auf den heutigen Tag gewisse Arten von Tortur, die schauderhaft genug sind. Ich will hier nicht von der moralischen des so häufig gemißbrauchten Eides reden, sondern nur hindeuten auf die Tortur des geheimen Inquisitionsprocesses, — eine Folter, welche durch jahrelange Dauer die kurze Qual der alten weit überbietet. Man denke sich ein solches Opfer der systematischen Verdächtigung von einer geliebten Familie getrennt, einsam in einem dunkeln feuchten Kerker eingeschlossen, physischem und geistigem Schmerze und Entbehrungen aller Art preisgegeben, oft aus keinem andern Grunde, als weil der freisinnige Mann es gewagt hat, der Regierung in einer aufgerichteten, wahrheitsstarken, nicht in der befohlnen gekrümmten Stellung entgegen zu treten. — Und ihm gegenüber ein gefühlloser Inquirent, der nur auf die zu hoffende Belohnung seines Amtseifers denkend, täglich zu strengern Maßregeln greift, nicht um die Wahrheit, sondern um das gewünschte Geständniß vom Angeklagten herauszubringen. — Ist das etwa keine Tortur; ist es etwa leichter, leibliches und geistiges Zwicken und Drängen Jahre lang zu

ertragen, als den heftigsten Schmerz von der Dauer einiger Minuten auszuhalten? Dabei bleiben diese zerstückten und in kleinen Portionen täglich und stündlich dargereichten Grausamkeiten in den meisten Fällen Actengeheimniß, und kommen sie auch zur Sprache, so hat nach dem Urtheil der Oberbehörde der Inquirent nur seine Schuldigkeit gethan. Wenn nichts weiter zum Vortheil des öffentlichen Verfahrens spräche, als daß diese auf der Folterbank der Inquisition langgestreckte und gereckte Tortur dabei nicht vorkommen könnte, so wäre das schon genug, um es jedem Menschenfreund zu empfehlen.

* * *

Die Censur und die übrigen politischen Beschränkungen sollen, sagt man, die Freiheit nicht unterdrücken, sondern nur den Mißbrauch derselben verhindern und abschneiden. Das ließe sich allerdings hören; wenn nur die Censur und Polizeigewalt nicht selbst gemißbraucht werden könnten. Da dies aber zugestandener Maßen der Fall ist, so machte sich eine höhere Censur nöthig, um diesem Mißbrauche zu begegnen; und wenn, wie vorauszusehen, auch von dieser höhern der Mißbrauch nicht ausgeschlossen wäre, noch eine höhere und so ins Unendliche fort. Die Censur wird, wie die Erfahrung lehrt, von den Gewalthabern und ihren Dienern gebraucht, um die wissenschaftliche, politische und religiöse Denkweise, die doch keine Eingriffe dulden sollte, zu beherrschen und in gar vieler Beziehung die Fortschritte der Cultur zu hemmen. Gerade darum weil sie hierzu taugt, weil dieser Mißbrauch, von ihrem nützlichen Gebrauche, den man zugeben kann, nicht zu trennen ist; weil es ganz unmöglich ist, ihre Wirksamkeit gesetzlich zu bestimmen, gehört sie unter die Kategorie der Willkür, die sich mit der Gesetzlichkeit nicht verträgt, ohne welche alles Recht im Staate aufhört. Also nicht einmal durch die jesuitische Moral, daß der Zweck das Mittel heilige, wird dieselbe gerechtfertiget, weil der Zweck, die Verhütung des Mißbrauchs durch sie nicht erreicht werden kann. Die Censur soll verhüten, daß die Presse keine Unzufriedenheit

errege, und das Princip der Censur erweckt doch mehr Unzufriedenheit als die freieste Presse jemals erregen könnte.

* * *

Man sagt, daß der Schaum aus dem Munde eines heftig gequälten Menschen giftig werde. Wenn jetzt so viele giftige literarische Producte auftauchen, so erklärt sich diese Erscheinung vielleicht aus den Quälereien, welche manchen Literaten von der strengen Polizei bereitet werden. Schriftlicher Zorn, meint Jean Paul, entkräftiget den innerlichen; Autoren müsse man in Lumpenpapier, wie Gaukler, Vipern und Ottern in Lumpen beißen lassen, damit das Gift wegkomme.

* * *

In bedenklichen Krankheitskrisen wird oft mit gutem Erfolg Gift als Arznei gebraucht. Es ist aber eine bedenkliche Sache, wenn der Patient sich so an diese Giftgaben gewöhnt, daß er sie auch im gesunden Zustande fortbrauchen muß. So mag in Zeiten politischer Aufregung die geistige Opiumcur der Censur gut und heilsam sein: aber leider hat man sich an diese literarische Diät so gewöhnt, daß man sie auch in ruhigen Zeiten fortnehmen muß, obgleich die Gewöhnung mehr auf Seiten der politischen Aerzte als der Patienten zu sein scheint. Da wäre nun mein Rath, um die leidige Gewohnheit zu beseitigen, die Staatsärzte möchten es machen, wie Hufeland den Brantweintrinkern räth, nämlich, zwar nicht einen Tropfen Siegellack, sondern einen Tropfen Preßfreiheit täglich in den bittern Kelch zu gießen, den sie uns bisher zu trinken gaben, bis kein Raum mehr für den bösen Opiumtrank bleibt. In Frankreich hat bekanntlich der bloße Versuch, ihn dem Volke zu trinken zu geben, das delirium tremens der Julirevolution erregt. —

Ueberhaupt bewirkt das polizeiliche Opium der Verbote und Beschränkungen zwar scheinbar äußere Ruhe, aber die

innere Aufregung wird dadurch nur verstärkt und es ist daher räthlich, diese Gaben nach und nach kleiner zu machen. Wollte man fortfahren, diese Betäubungsmittel in stets verstärkten Dosen zu dispensiren, so würde gar bald alles politische Leben absterben, und der Staatskörper möchte in einen bedenklichen Starrkrampf gerathen, wenn er nicht stark genug sein sollte, das eingeschluckte Gift reagirend auszustoßen.

* * *

Es sind nicht blos arme unbedeutende Journalisten, welche die absolute Willkür bekämpfen; auch Männer von Gewicht aus den höchsten Regionen der Gesellschaft treten von Zeit zu Zeit als Vertheidiger der Volksrechte auf. So sagt der Fürst von Oettingen-Wallerstein (am Schlusse seines Vortrags über die Baierschen Staatsausgaben v. 1835—1836): Den Freunden der gemäßigten Monarchie hat sich eine absolutistische Meinung entgegengestellt, welche jeder Dazwischenkunft der Regierten in Staatsangelegenheiten abhold, das „L'état c'est moi" und „tout pour, rien par le peuple" als Inbegriff aller Regierungsweisheit betrachtet. Theoretische Grundsätze sind nothwendige Begleiter des menschlichen Denkvermögens. So alt als die Gesellschaft und erst mit dieser absterbend, zählen sie zu den befruchtenden Elementen des geistigen Lebens. Aber schlimm wäre es immerhin, könnten die erwähnten Dogmen Einbürgerung finden, namentlich im Rathe der Fürsten. Das Eingreifen der Völker in Fragen ihres Wohls gehört nicht etwa bloß der neusten Geschichte an. Ihm huldigten die mächtigsten Staaten des Alterthums so gut als des Mittelalters, dessen Institutionen von den Südküsten Spaniens und Italiens bis zum äußersten Norden, vom Weltmeer bis zum Niemen und zur Drau, Kraft und Majestät des Herrscherthums sehr wohl zu verbinden wußten mit weitgreifenden Landesrechten. An den Zerfall dieses naturgemäßen Rechtszustandes, an die Dynastirung der Nationalinteressen knüpft sich zunächst jener des jugendfrischen Staatenthums, das Dahinschwinden großherziger Ideen, die

Verflachung der Gesinnung und Gefühle, das Erbleichen des religiösen und politischen Elements und in nothwendiger Consequenz jener furchtbare Orkan, dem die französische Revolution Ursache und Namen gab. Und bietet das, seit Anfang dieses Jahrhunderts unter den verschiedenartigsten Formen großentheils wieder eingeführte Ständewesen mannigfaltige Gebrechen dar, so dürfte der Grund nicht dem Principe selbst, sondern ausschließlich jener unglücklichen Idee beizumessen sein, welche den Damm gegen Uebergriffe nicht in aufrichtiger Ausbildung des Geschaffenen, nicht in großartiger Gestaltung, Entwickelung und Gliederung des corporativen Elements (dieser conservativsten aller conservativen Grundlagen), sondern in Verkümmerung, in unnatürlicher, oft zu weit, oft zu eng zugemessener Begrenzung des Geschaffenen sucht.

* * *

Die Aufgabe der Politik ist, die neuen Lebenstriebe des gesellschaftlichen Lebens nicht sowohl zu unterdrücken, als zu cultiviren und zu einer gesetzlichen Entwicklung zu bringen; aber diese Aufgabe wird gewöhnlich von ihr verkannt. Mißtrauisch gegen alles Neue sieht sie diese neuen Lebenstriebe für Revolutionstriebe an, und sucht sie im ersten Keime zu ersticken. Ist sie glücklich in diesem Bestreben, so herrscht todte Ruhe in einem Staate und jede Kraftregung ist paralysirt. Wenn aber der Boden des Volkslebens schon von dem Samen der neuen Zeitideen befruchtet ist, so wird die Kraft der geistigen Vegetation — wie die physische in den transatlantischen Urwäldern — den Ueberbau der Politik endlich überwuchern und zersprengen. Es wäre demnach wohl gut und der Geschichte würden bedeutende Irrungen erspart werden, wenn die Politik endlich bedächte, daß ihr Geschäft nicht im Beherrschen, sondern im Regieren der untergeordneten Kräfte und Bewegungen besteht. Um die Zeit zu regieren, darf man sich dem Wehen ihres Geistes nicht entgegenstemmen, sondern man muß sich in ihre

Mitte stellen und sich von ihr tragen lassen, indem man sie lenkt. —

* * *

Die conservative Politik beruht auf einem wahren Grundsatze, aber sie wendet ihn falsch an, indem sie nicht bloß das Gute und Wahre, sondern auch das Schlechte und Unnütze zu erhalten sucht; sie will auch das Vermoderte und Verdorrte nicht beseitigen, weil es einmal einen historischen Boden hat. Als eine Matrone aus dem vorigen Jahrhundert will sie noch mit dem Putze und Staate der alten Zeit prunken, und wundert sich, daß sie darin ausgelacht und verhöhnt wird. Man kann freilich die alten Zeitgestalten zu Mumien machen, aber dann gleicht der Staat einer ägyptischen Todtengruft. Man kann alte Lumpen und Fetzen aufbewahren und den Lumpensammler abweisen; aber man wird lächerlich, wenn man sich damit behängt und auf Bewunderung Anspruch macht. Alles, worüber die Zeit schreitet, trägt die Spuren ihres zerstörenden Fußtritts und bedarf der Ausbesserung. Nur die Idee ist ewig; was sich aber nach der Idee gestaltet, ist im ewigen Werden begriffen. Aecht conservativ ist das Gefühl für Wahrheit und Recht; während der Ausdruck dieses Gefühls gar sehr veränderlich ist und sich nicht auf eine und dieselbe Formel bringen läßt. Aber die politischen wie die theologischen Hierarchen halten ihre Formel für die alleinseligmachende und bleiben wie Steinbilder in der Fluth der allgemeinen Bewegung, unbeweglich stehen. Diese Herrn wollen die Geschichte machen und verlangen, daß dieselbe so gefällig sein und stehen bleiben soll, um von ihren erstarrten Händen die rechte plastische Form anzunehmen. Ach was wird die Geschichte aus diesen dictatorischen Excellenzen und Magnificenzen einst machen! Die Steintafeln, worauf die conservative Politik ihre Gesetze schreibt, sind höchstens als Warnungstafeln für die Zukunft zu gebrauchen.

* * *

Das Stück Geschichte, welches die conservative Politik durch Begünstigung der Jesuiten gemacht hat, ist eben kein Meisterstück. Durch nichts hat sie sich in diesen Tagen so compromittirt, als daß sie das schauderhafte System, welches jetzt in Wallis und Lucern herrscht, direct oder indirect patronisirte. Da dasselbe dem Terrorismus der französischen Revolution so ähnlich ist, so machen wir hier eine neue Erfahrung der alten Wahrheit, daß die Extreme sich berühren, oder der geistliche und weltliche Rigorismus in anarchische Zügellosigkeit umschlägt.

* * *

Es ist merkwürdig, daß bei der großen Bewegung und Gährung, wodurch sich die jetzige Zeit charakterisirt, sich keine großen Männer zeigen, die befähigt wären, sich mit entschiedener Kraft an die Spitze der herrschenden Zeitideen zu stellen. Fast keine Zeit ist so arm gewesen an wahrhaft großen Persönlichkeiten, die wie Sterne erster Größe am politischen Himmel glänzten. Desto größer ist aber die Anzahl von Sternen zweiter, dritter u. s. w. Größe. Es ist mehr als je dahin gekommen, sagt Gervinus, daß die gesammte öffentliche Meinung und das drängende Bedürfniß des Ganzen die Welt regiert, welches in einer vorgeschrittenen Zeit seinen Ausdruck tausendfach findet, in tausend Bruchstücken ihn zersplittert und nicht erst auf den Einen wartet, der das Geschäft übernähme, diese tausend Bruchstücke zusammenzusetzen. — Es soll, scheint es, das Heil der Welt sich künftig nicht mehr in der Stellung und Begabung Weniger bewähren, sondern in der Ausbreitung aller Art von Bildung und Bildungsfähigkeit unter möglichst Vielen. — Diese Bemerkung mag wenigstens zur Beruhigung dienen, wenn auf die Frage: ist kein Luther, kein Friedrich der Große, kein Joseph II. da? keine Antwort erschallt.

* * *

Man erkennt es von Seiten der Regierungen wohl an, daß in Zeiten der Gefahr der Patriotismus, oder die Bereitwilligkeit der Hingebung und Aufopferung für das Vaterland eine gute Sache ist; aber weil derselbe Theilnahme an dem Gemeinwesen und Sicherstellung gegen die Leidenschaften des Egoismus und gegen das böse Princip des Despotismus verlangt, so ist er in ruhigen friedlichen Zeiten nicht sehr beliebt; man möchte ihn vielmehr mit den übrigen Waffen und Vertheidigungsmitteln in das Zeughaus einsperren, wo er sich so lange neben der andern Kriegsreserve ruhig verhalten soll, bis man zur Zeit der Noth davon Gebrauch zu machen sich gemüssiget sieht. Erst zu spät wird man gewahr, daß der gute Patriotismus fort ist, wenn man ihn am nöthigsten braucht; denn er kann nun einmal nicht leben ohne Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Das alte deutsche Reich ist durch den Mangel an Patriotismus zerfallen, und jetzt nachdem es durch glückliche Verhältnisse wieder so ziemlich auf die Füße gestellt worden ist, scheint man ordentlich daran zu arbeiten, die frühern Perioden seiner größten Schmach zurückzuführen. In der That, wenn wir die Aengstlichkeit wahrnehmen, mit welcher viele Regierungen auf die Zunahme der politischen Bildung der Völker herabsehen und nach der Ursache forschen, warum politische Besprechungen verboten und nicht bloß der activen, sondern selbst der gemüthlichen idealen Theilnahme an gemeinsamen Angelegenheiten Hindernisse in den Weg gelegt werden, so muß man fast auf die Vermuthung kommen, daß sie die Zeiten zurückzuführen wünschen, wo es von den französischen Machthabern den Deutschen zum Verbrechen gemacht wurde, wenn sie sich an ihre Nationalität, an ihre alte Herrlichkeit erinnerten, wo man diese Erinnerung mit den alten Namen der Provinzen auszutilgen suchte, wo der Grundsatz galt, daß die Völker wie Tauschwaaren behandelt und verhandelt werden könnten und wo die kleinen Fragmente des deutschen Reichs in Rastadt zur öffentlichen Versteigerung aufgestellt wurden.

* * *

Wie die Theologen, so haben auch die Staatsmänner der alten Schule ihre Dogmen, welche die offenbarsten Widersprüche enthalten; so z. B. die beiden Lehren, daß die öffentlichen Angelegenheiten mit dem größten Geheimniß zu behandeln seien, und daß der Unterthan zwar so zu sagen Staatsbürger sei, aber sich durchaus nicht um den Staat zu bekümmern oder in demselben kein Bürgerrecht haben solle.

* * *

Wenn Beamte ihre Schuldigkeit nicht thun, so ist es schlimm, aber fast noch schlimmer, wenn sie mehr als ihre Schuldigkeit thun; denn im ersten Falle ist doch noch eine gewisse freie Bewegung des Volks möglich, die unter der zweiten Voraussetzung durch das allseitige Eingreifen (die Polypragmatik) der Beamten gehemmt wird. Das sehen wir unter andern an der Vielgeschäftigkeit der hohen Polizei. Sie hat die schöne Aufgabe, Ruhe und Ordnung zu erhalten in der Bewegung der Gesellschaft, die Schlupfwinkel des Verbrechens zu entdecken, und die Steine des Anstoßes, welche die List der Rechtlichkeit in den Weg wirft, wegzuräumen. Aber weil sie, nach Belobung strebend, noch mehr thun will, als ihre Pflicht, umstrickt sie das gesellschaftliche Leben mit einem feinen Spionirsystem und legt Fußangeln in alle Wege, um Spitzbuben zu fangen, wofür sie auch den ehrlichen Mann ansieht, wenn er aus Unkunde in ihre Netze geräth. So gelingt es ihr zwar, Ruhe zu erhalten, aber auch jene Bewegung zu hemmen, welche durchaus nöthig ist, wenn das öffentliche Leben nicht versumpfen soll.

* * *

Wenn die öffentliche Meinung sich an der glänzenden Maske vergreift, welche eine volksfeindliche Politik vorgebunden hat, so ist der Erfolg nur der, daß die Maske fester geschnürt und jeder Zweifel an der Wahrheit der Erscheinung für Hochverrath erklärt wird.

* * *

Es ist nun einmal eine von den Fügungen der ewigen Weisheit, unter deren unbegreiflichem Einflusse wir stehen, daß mit jedem Fortschritte Vieles zertreten wird, nicht allein böse Insecten und giftiges Gewürm, sondern auch gute Keime und Pflanzen. Aber Stillstand ist nicht gestattet, weil wir in der ewig bewegten Zeit stehen; der Rückschritt zertrümmert noch mehr und das Selbstgefühl der gottentsprossenen Kraft geht dabei verloren.

* * *

Man fürchtet nichts so sehr, als die Unzufriedenheit des Volks, und hat eine Menge von Beschränkungen eintreten lassen, um dieser Unzufriedenheit entgegenzuwirken und jede Aeußerung derselben zu verhindern. Aber durch die Beschränkungen und Verbote ist die Unzufriedenheit nur vermehrt worden. Darum wäre mein Rath, unter denjenigen, welche absichtlich oder zufällig Unzufriedenheit im Volke erregen, zuerst die Urheber jener beschränkenden Maßregeln zur Verantwortung zu ziehen.

* * *

Die Zufriedenheit ist eine schöne Sache; aber die menschliche Zufriedenheit ist immer nur eine relative und bedingte. Wenn der Mensch mit allem durchaus zufrieden wäre, würde er nicht weit kommen auf der Bahn seiner Entwicklung und Vervollkommnung. Nur dadurch daß die Menschen von Zeit zu Zeit Unzufriedenheit mit ihren gesellschaftlichen Zuständen gefühlt und ausgesprochen haben, ist es nach und nach besser geworden in der Welt. Also auch die politische Unzufriedenheit, wie sehr ihr Ausdruck auch gewöhnlich verboten und verpönt ist, hat ihre guten Seiten. Unzufriedene Stimmungen im Volke mögen zuweilen grundlos sein; in den meisten Fällen sind sie untrügliche Anzeigen und Symptome, woraus abzunehmen ist, daß im Staatsorganismus sich krankhafte Stellen befinden, die der Heilung bedürfen. Welcher Arzt aber könnte wünschen, daß die Symptome einer Krankheit ver-

heimlicht oder gewaltsam unterdrückt würden und er somit die Gelegenheit verlöre, die Krankheit zu erkennen und ihr zu begegnen? — Aber sonderbar genug, im Widerspruche mit dieser Voraussetzung wollen die hochgestellten Staatsärzte nichts wissen von solchen beunruhigenden Symptomen, und nehmen es sehr ungnädig auf, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden. Sie schließen die Augen zu und beruhigen sich durch den Schluß: „nach unserer vorgeschriebenen strengen Diät, soll die Krankheit nicht sein, folglich können auch die Symptome nicht sein;" und bemerken in ihrer Weisheit nicht, daß die Krankheit eben eine Folge von der gar zu strengen und ängstlichen Diät, von dem Mangel der dem Volkskörper nothwendigen Bewegung sein kann. Beunruhigende Anzeigen sind freilich unangenehm und deswegen unbeliebt, aber sie beweisen sich sehr nützlich, denn sie warnen vor größern Schäden. Der unbequeme Rauch, das verdächtige Knistern verräth das verborgene Feuer, der krachende Balken seinen möglichen Sturz, das Knarren des Rades oder der Maschine erinnert an das Schmieren und Einölen oder an die nöthige Reparatur. So mag auch das dumpfe Murren des Volks oft weiter nichts bedeuten, als daß in der Staatsmaschine nicht Alles in Ordnung ist. Da hilft aber das Oel der Milde weit mehr als das Beil der Strenge, und am wenigsten ist es mit dem Verbote gethan, daß kein Knarren oder Knurren sein soll. —

* * *

Man müßte die Klugheit vieler Staatsmänner und Diplomaten bewundern, wenn ihnen nicht die Krone der Klugheit fehlte. Aber die Politik hat, trotz aller traurigen Erfahrungen, noch nicht gelernt, daß die größte Klugheit in der Ehrlichkeit besteht, und daß sie, wie jedes Handelshaus, dessen Solidität in Verdacht kommt, allen Credit verliert. Darf man sich wundern, wenn ihre künstlichen Gebäude so leicht zertrümmern? Man wird aber nicht eher an die Ehrlichkeit der Politik glauben, als bis sie sich entschließt, den Schleier des Geheimnisses

abzulegen, womit sie bisher ihre zweideutigen Plane verbarg. Recht und Wahrheit haben diesen Schleier nicht nöthig.

Man macht noch immer einen ungeheuren Aufwand für Geschäfte, deren Natur und Wesenheit der große Kurfürst treffend durch die Aeußerung bezeichnete, „er habe kein Geld, um dafür an fremden Höfen Complimente machen zu lassen.“ Durch jede unnöthige oft kostspielige Form, wodurch die Geschäfte nicht beschleunigt, sondern aufgehalten werden, macht man der herrschenden Gewohnheit ein Compliment, das füglich wegbleiben könnte. Wenn man nur halb so viel Geld aufwendete für die Repräsentation der Wahrheit, als man jetzt für die Repräsentation des Scheines hinwirft, so würde es in vieler Beziehung besser stehen.

* * *

Die vielen Gesetze in manchen Ländern gleichen den Lappen auf einem Bettlermantel; so wie die vielen Flicken nöthig sind, weil der Mantel zerrissen ist und keinen Grundstoff mehr hat, so sind auch jene nur Folge davon, daß bei der Gesetzgebung das Grundprincip, die leitende Idee fehlt. Ist diese erst gefunden, so kann das System der Gesetze sehr einfach sein.

* * *

Die Deutschen haben sich so sehr mit dem Himmelreiche beschäftiget und sind von dem angeblichen Schlüsselträger desselben so sehr bedrängt worden, daß das deutsche Reich darüber zu Grunde gegangen ist. Dennoch kann der größte Theil derselben den eingewurzelten Respect gegen diesen Schlüsselträger nicht los werden; sie haben lernen müssen, sich ohne Kaiser zu behelfen, aber ohne einen Papst auszukommen, scheint ihnen unmöglich, obgleich es ziemlich allgemein bekannt ist, daß seine Schlüssel die Himmelsthür nicht schließen.

* * *

Der Kosmopolitismus, oder das allgemeine Weltleben wird nur zu häufig auf Kosten des Lebens im eignen Hause, d. i. auf Kosten der Nationalität gepflegt. Die Deutschen waren bis vor Kurzem immer gutmüthige, moralisirende Kosmopoliten, und bauten sinnreiche Systeme auf über die Methoden, wie es in der Welt besser werden könnte, es gar nicht gewahr werdend, daß bei diesem excentrischen Streben ihr eignes Haus, das deutsche Reich, immer mehr verfiel. Erst nachdem es eingestürzt war und es darauf ankam, ein neues zu bauen, ist es in dieser Beziehung etwas besser geworden; man hat sich darauf besonnen, daß man zu einer Nation gehöre, und die Nationalität vor allen Dingen auszubauen sei. Wie neu und ungewohnt aber ein solches Streben in Deutschland sein mußte, geht daraus hervor, daß viele der zum deutschen Areopag gehörenden Gewalthaber die nationale Tendenz mit ungnädigen Augen anblickten und nicht selten als eine revolutionaire Tendenz zu verfolgen sich anschickten. — Jener Kosmopolitismus (sagt ein Mann, der von dieser Verfolgung auch zu leiden hatte, der alte biedre Arndt,), den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohlthätig sein möchte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmüthig in Schutt verwandeln lassen wollte... Verflucht sei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlt, jener allerwelts Judensinn, den ihr uns preist als den höchsten Gipfel menschlicher Bildung. —

Gewiß, wer sich an der Nationalität eines Volkes vergreift, ihm eine fremde Gesetzgebung, Religion, Sprache aufdringen will, um es leichter beherrschen zu können, muß als ein Störer der naturgemäßen Entwicklung, als ein Feind der natürlichsten und heiligsten Rechte der Menschheit betrachtet werden — sein Kosmopolitismus kann nur Gleißnerei sein.

* * *

Mit der germanischen Nationalität und dem deutschen Patriotismus ist es in diesen Tagen doch besser geworden. Wenn sonst ganze Provinzen und mächtige Städte von Deutschland abgerissen wurden, rührte sich weder Hand noch Fuß; jetzt rührt sich wenigstens der Mund, wenn die nationale Einheit von irgend einer Seite bedroht wird. Zu dieser Bemerkung giebt mir die allgemeine Theilnahme Anlaß, die sich jetzt so laut und allgemein zu Gunsten des bedrängten Schleswig-Holstein ausspricht; und was das Erfreulichste bei dieser Begeisterung ist, daß sich selbst ein ächt deutscher König an die Spitze derselben gestellt hat. Man sage nicht, daß diese Angelegenheit der Diplomatik vorbehalten bleiben müsse und das Volk nichts angehe. Wer so spricht, muß wünschen, daß die Deutschen immer philisterhafte Tölpel bleiben und nie über die alten spießbürgerlichen vier Pfähle hinausschauen sollen. — Der vage Kosmopolitismus und Humanismus, ohne Wurzel im vaterländischen Boden, hat uns genug geschadet. Haben wir nicht, um anderer, der deutschen Nationalität zugefügten Unbilden zu geschweigen, lange genug Geduld gehabt mit dem kleinen Holland, welches, den Verträgen zum Trotz, die Rheinmündungen der deutschen Schifffahrt zu verschließen wagte? Freilich werden die deutschen Regierungen nicht übersehen, daß die Pulsadern Deutschlands unterbunden würden, wenn eine fremde Macht sich auch an der Niederelbe festsetzte, wie bereits am Ausflusse der Donau und des Rheins fremde Mächte sitzen. Gewiß wird auch der hohe Bundestag noch kräftiger auftreten, als er bereits gethan. Da er sich so energisch benommen bei Gelegenheit des in den Rhein geworfenen Steindammes, wird er nicht leiden, daß eine fremde Macht einen, die deutsche Schifffahrt zerschellenden Steindamm in die Elbe werfe.

Indeß kann es nicht schaden, wenn bei solchen nationalen Fragen auch das Volk sich rührt, denn wenn jemals, so ist hier **vox populi vox dei.**

* * *

Vom hochseligen Reichskammergerichte sagte der deutsche Volkswitz: Zu Speier werden die Streitsachen geblasen, aber nimmer ausgeblasen. — Auch von manchem neuern Gerichte könnte man dasselbe sagen, denn noch immer weht in der Jurisprudenz viel Wind; davon und von den unendlichen Formularitäten werden die Streithändel, bevor sie zur Entscheidung kommen, so aufgeblasen und aufgeschwellt, daß ein, durch Rabulistenkünste gehörig aufgeblasener Frosch, als Streitobject, einem fetten Ochsen oft ziemlich ähnlich sieht, besonders wenn die Parteilichkeit und Bestechlichkeit von ihren optischen Gläsern Gebrauch macht. —

* * *

Dem guten deutschen Michel waren in politischer Beziehung immer die Hände und Füße gebunden, aber sein Mund und seine Schreibefeder waren so ziemlich frei; nur ausnahmsweise wurde er auf's Maul geschlagen, wenn er die Wahrheit etwas zu derb aussprach. Erst seit der Napoleonischen Zeit haben die Deutschen empfunden, was Preßzwang ist, und wie weit durch ihn die Täuschung und Verführung des öffentlichen Geistes gehen könne. Zwar hatte i. J. 1806 Napoleon durch das Organ des Moniteur erklärt, es existire in Frankreich keine Censur. Aber vier Jahr später, am 5. Febr. 1810, nahm er Alles wieder zurück, was er früher den Franzosen in Beziehung auf das Kleinod der Presse verheißen hatte, und mit den Deutschen glaubte er noch weniger Umstände machen zu dürfen. Durch dieses Benehmen hat sich Napoleon in eine auffallende Parallele mit dem römischen Kaiser Tiberius gesetzt, der im Anfange seiner Regierung auch feierlich das Wort aussprach: daß in einem freien Staate Geist und Zunge ungebunden sein sollte, aber bald darauf fürchterlich gegen diese Freiheit wüthete.

Es liegt in der Natur der Usurpation, daß sie in jeder freimüthigen Aeußerung einen Versuch wittert, den unrechtmäßigen Boden zu untergraben, worauf sie steht. Deswegen war in Rom keine Redefreiheit, als die Tyrannei der Impera-

toren an die Stelle der frühern Verfassung trat, so wenig als in England unter Cromwell.

Damit wird den Herren dieser Welt die wichtige Lehre gegeben, daß nur das böse Gewissen und die ungerechte Gewalt, und der dem Zeitgeiste und den billigen Wünschen der Menschheit widerstrebende Despotismus solcher Hülfsmittel bedürfe, wodurch ein wichtiges Menschenrecht vernichtet wird, und daß ein gerechter, legitimer Fürst nicht wohl thue, durch Gebrauch derselben Mittel sich mit Usurpatoren und Despoten in eine Linie zu stellen. —

* * *

So lange unsere Fürsten und Staatsmänner sich bloß in den Salons der höchsten Gesellschaft bewegen und die Grundsätze dieser exclusiven Gesellschaft zu den ihrigen machen, werden sie auch eine abgeschlossene Stellung gegen das Volk behaupten und dieses wird vergeblich auf die Ertheilung seines vollen Rechts hoffen. Die vornehme Aristokratie ist eine Welt für sich, die sich gegen jeden Luftzug, der aus der niedern Region eindringen und ihre als Mumien aufbewahrten Prätensionen zerstören könnte, ängstlich abschließt. Weil die alten Stammbäume, an welchen so viele Vorurtheile wachsen, in der öffentlichen Meinung keine Wurzel mehr haben; weil der Zeitgeist kein Bedenken trägt, auf die räuberischen Wappenthiere Jagd zu machen, so werden in diesem abgeschlossenen Kreise künstliche Treibhäuser und Menagerieen angelegt, um die alte Erbschaft hinzuhalten.

Mit der französischen Bildung hat diese hohe Aristokratie ihr Hauptquartier an den Fürstenhöfen, und damit zugleich die besten Stellen im Civil- und Militairdienste für sich in Anspruch genommen. Aber dies ist nur das geringste Uebel; der Hauptnachtheil liegt in dem bleibenden Einflusse ihres ausschließlichen Umgangs mit den Fürsten und ihren Ministern. Diesen werden eine so unbesiegbare Masse von Vorurtheilen eingeredet, daß sie zu erblichen Ansichten sich gestalten und eine Art von infaillibler Staatsphilosophie bilden. Um so ehren-

voller sind die seltenen Beispiele von Fürsten und Staatsmännern, welche Charakterstärke genug besitzen, um diese aristokratischen Schranken zu durchbrechen und sich auf einen Standpunkt zu erheben, wo das wahre, natürliche Verhältniß der Fürsten und Völker ihnen zur Anschauung kommt und in ihnen die Bereitwilligkeit erzeugt, dem Volke sein Recht zuzugestehen, ohne ängstlich daran zu feilschen.

* * *

Selbst die aufgeklärten unter den asiatischen Despoten haben eingesehen, daß die abgeschlossene Sphäre ihres Hofes und Serails kein taugliches Medium sei, um die Bedürfnisse ihrer Unterthanen kennen zu lernen und sind daher oft von ihrem Throne in die niedere Region des Volkslebens herabgestiegen. Ein moderner Fürst hat es in dieser Beziehung bequemer; er braucht nicht wie Arun-Al-Raschid verkleidet bei nächtlicher Weile die Straßen zu durchwandern, um die Urtheile des Volks über seine Regierung und die etwanigen Mißgriffe seiner Beamten zu vernehmen. Die freie Presse und die freie Entfaltung der constitutionellen Staatsform könnten ihn dieser Mühe überheben, wenn er sie etwa für nöthig hielte. Aber die wenigsten Fürsten halten die Notiznahme von der öffentlichen Meinung für nothwendig, sondern glauben sich durch die Berichte ihrer Minister und die Urtheile, die sie in den Hofzirkeln und vornehmen Salons hören, hinlänglich unterrichtet und wollen daher zur Erforschung der Wahrheit weder von dem orientalischen geheimen Preßgange, noch von der occidentalischen Publicität und Preßfreiheit Gebrauch machen, so daß sie es sogar ungnädig aufnehmen, wenn ihnen eine unangenehme Kunde freiwillig in die Hände läuft. Das Volksleben zu veredeln, die Volkskraft zu heben, sich in die Arbeiten, Genüsse, Entbehrungen, Wünsche, Bedrängnisse des Volks hinein zu fühlen, seine Sitten, seinen Glauben zu kennen und mit sicherem Instincte aus diesen Vorbedingungen die Mittel herauszufinden, wie in allen diesen Beziehungen das Volk zu befriedigen sei, das sind Aufgaben und Wahrheiten, die in Hofzirkeln nie-

mals und selbst bei Ministerconferenzen selten zur Sprache kommen. Viel mehr Wirkung erwartet man von den durch Büttel gehandhabten Hebeln der Polizei, von Censur und Cabinetsjustiz zur gnädigst verstatteten Hebung des Volks. Denn diese Hebung soll keine selbständige, am wenigsten eine stolze Erhebung sein, sondern nur eine befohlne, etwa wie der Soldat auf das Commando, „Kopf in die Höhe! Brust heraus!" sich erhebt.

* * *

Das Gute, Wahre und Schöne bestehen für sich und sind von allen Subjectionsverhältnissen unabhängig. Aber der Polizeistaat, der Alles regeln will und durchaus keine Selbständigkeit anerkennt, will nur das für gut, wahr und schön anerkennen, was sein Gepräge trägt. Da kommen denn freilich manche Mißgriffe vor; denn wie die Erfahrung lehrt, wird nicht selten auf wechselnde Scheinformen das Gepräge der Wahrheit, auf servile Gesinnung, Heuchelei und Niederträchtigkeit das des Guten und auf glänzende Modethorheiten das der Schönheit gesetzt.

* * *

Ist es nicht sonderbar, daß viele Regierungen bei ihren Maßnahmen und Verordnungen die öffentliche Meinung gar nicht beachten, auf der andern Seite sie aber doch fürchten und ängstlich bewachen, wie eine Pulvermine, die durch ein feuriges Wort entzündet werden könnte. Die dämonischen Mächte sind stumm und schleichen im Finstern; will man die öffentliche Meinung dadurch zu einer dämonischen Macht machen, daß man sie zum ewigen Schweigen verdammt, und ihr öffentliches Auftreten verhindert? Durch die freie Rede ist noch kein Staat in die Luft gesprengt worden, wohl aber durch die Druckkugeln (globes de compression) der Despotie. Nur wo die Despotie den Boden des Staats unterminirt hat, ist die freie Rede zu fürchten.

* * *

Mancher deutsche Fürst wäre vielleicht wohlwollend genug, um seinem Volke eine freiere Bewegung zu gestatten, wenn nur seine Minister es zuließen. Ein solcher von aristokratisch gesinnten Ministern beherrschter Fürst könnte sich verantworten wie Carl II. von England, der, als ihm das Urtheil der Nation hinterbracht wurde, daß er nie etwas Dummes sage, aber dagegen auch nie etwas Kluges thue, erwiederte: Das erste geht mich an, das zweite meine Minister.

* * *

Die Polizei befreit uns von der Furcht vor Dieben und Mördern und dafür muß man ihr sehr dankbar sein. Aber es giebt höhere Güter, als diejenigen sind, nach welchen die Diebe suchen und graben, und wenn die Polizei dieselben gefährdet, ist die natürliche Folge, daß die Liebhaber dieser Güter sie mehr fürchten, als Diebe und Räuber. In dieser Furcht leben wohl hier und da manche wahrheitsliebende Vaterlandsfreunde und besonders die freimüthigen politischen Schriftsteller, die kein Geld und Gut, wohl aber ihre persönliche Freiheit zu verlieren haben.

* * *

Auch den modernen Catonen, werden wie den alten keine Statuen gesetzt, denn die strenge Censur und Kritik ist zu keiner Zeit beliebt gewesen. Der verdienstvolle Mann, dem keine Auszeichnungen zu Theil werden, muß eben wie Cato denken, der lieber gefragt sein wollte: „Warum hast du keine Statue? als warum hast du eine?“ Da in neuerer Zeit Titel- und Ordensverleihung so häufig vorkommen, so ist es soweit gekommen, daß in Beziehung auf sie die erste Frage fast ehrenvoller ist, als die zweite. Die würdigen Häupter scheinen im Preise gefallen zu sein; wenigstens gilt jetzt nicht mehr, was Göthe gesagt:

Es ist leichter einen Kranz zu binden,
Als für ihn ein würdig Haupt zu finden.

* * *

Was hilft — sagt der praktische Verstand, auf unleugbare Erfahrungen gestützt — all das Reden und Drängen nach Verbesserung?

Die Zeit wird alt und wird wieder jung,
Die Welt hofft ewig auf Verbesserung.

Darauf antwortet Fichte (in seinen Reden an die deutsche Nation): „Wo bei klarer Einsicht des Verstandes in die Unverbesserlichkeit des Zeitalters dennoch unablässig fortgearbeitet wird an der Verbesserung desselben; wo muthig der Schweiß des Säen's erduldet wird, ohne einige Aussicht auf die Ernte, wo wohlgethan wird auch den Undankbaren und gesegnet werden mit Thaten und Gütern diejenigen, die da fluchen und in der klaren Voraussicht, daß sie abermals fluchen werden; wo nach hundertjährigem Mißlingen dennoch ausgeharrt wird im Glauben und in der Liebe; da ist es nicht bloße Sittlichkeit, die da treibt, — denn diese will einen Zweck — sondern es ist die Religion, die Ergebung in ein hohes unbekanntes Gesetz, das dumpfe Verstummen vor Gott, die innige Liebe zu seinem in uns ausgebrochenen Leben, welches allein um sein selbstwillen gerettet werden soll, wo das Auge nichts anders zu retten sieht." — Man zeige uns doch die Predigt eines frommen Glaubenseiferers, welche eine erhabenere und erbaulichere Stelle enthielte, als die angeführte des freidenkenden Philosophen, der einst als Atheist von Jena verjagt wurde. —

* * *

Man darf es den Fürsten nicht verargen, wenn sie ihre Creaturen lieben und darüber das wahre Verdienst zurücksetzen; liebt doch jeder Mensch das eigne Werk, das Product der eignen Thätigkeit mehr, als das, was andere gemacht haben, sei auch dieses weit besser und vollkommener als jenes.

* * *

Was Lessing von den Gelehrten fordert, daß sie immer im Voraus, ein wenig todt zu sein, lernen sollten, um dadurch

zu erfahren, was die Nachwelt von ihnen urtheilte, das könnte man aus noch wichtigern Gründen den Fürsten und ihren Ministern rathen. Ich bin überzeugt, daß, wenn sie bei den so häufigen strengen Maßregeln, wodurch die bürgerliche und kirchliche Freiheit des Volks willkürlich beschränkt wird, sich die Frage vorlegten, „was wird die Nachwelt davon sagen," sie die Sache nochmals überlegen und die Erfahrung machen würden, daß besserer Rath oft über Nacht kommt. Das Urtheil der Nachwelt kann aber keine Censur erreichen.

* * *

Turgot schrieb i. J. 1774 an den König Ludwig XVI: „Nur vor allen Dingen keine Halbheit und Schwäche bei der Ausführung (einer bessern Staatswirthschaft). Ihre Güte selber, Sire, muß Sie gegen Ihre Güte bewaffnen." — In der That ist die Güte eines Fürsten, die ihre Wohlthaten gewöhnlich nur auf die nächsten Umgebungen ausströmen läßt, dem Lande verderblicher, als rauhe Strenge, mit Gerechtigkeit verbunden. Der Pensionsetat ist gewöhnlich ein sicherer Maßstab von jener mißverstandenen Güte, welche einzelne Personen auf Kosten des Landes mit Wohlthaten überhäuft. — Zu derselben Zeit rief auch der edle Malesherbes in einem Aufsatze über die Mißbräuche des Steuerwesens dem König zu: „Mögen Ew. Majestät es wagen, wie Ludwig XII., im Munde Ihrer Hofleute für geizig zu gelten, — da die Früchte einer königl. Freigebigkeit stets in der Nähe des Thrones bleiben; die Früchte königl. Sparsamkeit dagegen sich in eine schwer erkennbare Ferne verstreuen.

* * *

Es giebt kein zuverlässigeres Zeugniß des politischen Genies, als das Erkennen von Zeit und Umständen, wo große Veränderungen in der Staatsform vorgenommen werden können, wo dem Zeitgeiste Concessionen zu machen, wo

sie zu verweigern sind. Alle bedenklichen Agitationen kommen daher, daß man oft Dämme baut der Strömung der öffentlichen Meinung entgegen, wo man Abzugsgräben anlegen sollte.

* * *

Man sage nicht, daß unsere Staatskunst nichts von England entlehne; hat man nicht in neuerer Zeit bei politischen Processen den englischen Königszeugen herübergeholt. Schade nur, daß diese Nachahmung etwas zu spät kommt; denn selbst in England ist der barbarische Gebrauch des Königszeugen einem bessern Rechtssinn gewichen.

* * *

Es ist sonderbar, daß manche Regierung dasselbe System der Zögerung und des Zurückhaltens, wodurch sie sich Verlegenheiten bereitet hat, auch anwendet, um dieselben zu beseitigen. — Stammt dieses Verfahren etwa von einer neuerfundenen homöopathischen Staatsklugheit?

* * *

Die deutschen Völker können Gott nicht genug danken, daß sie unter guten väterlichen Regierungen stehen; nur sollte diese nicht gar zu väterlich und ängstlich sein, besonders da viele ihrer Landeskinder den Kinderschuhen bereits entlaufen sind. Zuviel des Guten ist vom Uebel. Man kann eben nicht sagen, daß durch die Menge der Bundestags-, Cabinets-, Ministerial-, Polizei-, Consistorial- und andern Verfügungen, deren es seit dem Befreiungskriege in dichten Tropfen von dem politischen, selten sonnigen Himmel regnete, die Pflanzen der politischen und kirchlichen Freiheit besonders befruchtet worden wären.

* * *

Wenn der Menschenfreund über die Rückschritte und Reactionen, die er zu bemerken glaubt, sich zur Verzweiflung getrieben fühlt, so denke er nur an den scheinbaren Rückgang der Planeten, welcher die alten Astronomen auch fast zur Verzweiflung brachte, bis endlich durch die aufstrebende Wissenschaft der Fortschritt proclamirt wurde. Auch in politischer und kirchlicher Beziehung wird sich die Sache machen, wenn man nur nicht die Erde, d. i. die irdischen Interessen des Egoismus, sondern die Sonne, d. i. das Licht der Wahrheit, das aus der allgemeinen Volksintelligenz hervorgeht, zum Mittelpunkt der Bewegung in der Staatswelt macht.

* * *

Die alten deutschen Feldherren ließen sich im Revolutionskriege von den begeisterten Franzosen lieber schlagen, als daß sie von dem Buchstaben ihrer Reglements und den Regeln ihrer erlernten Taktik abgegangen wären. Eben so lassen sich die Staatslenker der alten Schule lieber vom Zeitgeiste überflügeln, als daß sie sich entschließen könnten, von den polizeilichen und büreaukratischen Formen abzugehen, in welche man seit lange das staatliche Leben einzuzwängen gewohnt ist. Anstatt sich an die Spitze der geistigen Macht, die sich aus dem historischen Processe der Neuzeit entwickelt hat, entschlossen zu stellen, nehmen sie lieber ihre Stellung an der Spitze der, im pedantischen Paradeschritt einherschreitenden Verwaltung, oder ziehen als Anführer der weltlichen und geistlichen Aristokratie gegen die Forderungen des modernen Staatsbürgerthums zu Felde, indem sie nebenbei den Geist der Wahrheit und der wissenschaftlichen Freiheit verfolgen.

* * *

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim,
spricht Göthe; aber zum ersten muß man in unsern Tagen doch erst die Erlaubniß der Censur haben; und um das letz-

tere zu wagen, muß man wenigstens wirklicher Geheimerrath sein, und auch in diesem Falle bleibt das Gute, welches aus diesen geheimen Wahrheiten hervorgehen könnte, meistentheils ein Geheimniß.

* * *

Die Furcht schafft nicht allein Gespenster, sondern sie macht auch, daß diese Gespenster aus der Einbildung in die Wirklichkeit übergehen. Die Furcht z. B. vor dem Gespenste der Revolution macht die Reactionen beliebt, und fortgesetzte Reactionen bringen so gewiß endlich Revolutionen hervor, als der Bogen bricht, wenn er zu stark gespannt wird. —

* * *

Ohne Freiheit, keine Sittlichkeit; was also gegen die Freiheit ist, streitet direct oder indirect auch gegen die Sittlichkeit. Was dem einzelnen Menschen die sogenannte moralische Freiheit, das ist einem Volke die politische Freiheit, und von einer Volksmoral kann ohne sie nicht die Rede sein. Die wahre Freiheit als Inbegriff aller zuständigen Rechte, als Rechtsachtung und somit als Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung, ist nothwendig der Inbegriff aller Sittlichkeit. Derjenige, der über Andere Unfreiheit verhängt, kann dazu keine sittlichen Mittel gebrauchen, und derjenige, der sich darein fügt, kann keine sittliche Kraft bewahren. Dort Despotismus mit seinen Schrecken, hier Niederträchtigkeit mit ihrem Gefolge von Feigheit, Heuchelei und Lüge. —

* * *

„Ehe der Morgen anbricht, sagt Kalisch, ist die Finsterniß am stärksten und die besten Schwerter der Freiheit werden gewöhnlich aus den schwersten Ketten der Sklaverei geschmiedet.“ — Wohl wahr; aber wenn das freigewordene Volk nicht moralisch und politisch gebildet ist, so verwandeln

sich die Schwerter der Freiheit in den Händen seiner Führer bald wieder in dreifache Ketten.

* * *

Wehe dem Volke, das seine Freiheit in einer Revolution sucht. Der schlimmste Widerspruch bei Revolutionen, sagt Thiers, die angeblich auf den Zweck politischer Freiheit gerichtet sind, zeigt sich in einer Tyrannei der Volksführer, die alle Tyrannei willkürlicher Herrscher übertrifft. Das ganze Dichten und Trachten dieser Leiter geht auf den Untergang ihrer Gegner, und in dem Maße wie die Gefahren zunehmen, suchen sie diese scheußlichen Gedanken durch die scheußlichsten Mittel zu verwirklichen.

* * *

Wenn der Arzt Moscati Recht hat, welcher unserer aufrechten Stellung eine Menge von Krankheiten, — Herzklopfen, Hypochondrie, Schwindsucht, Fußgeschwülste, Brüche u. s. w. zuschreibt und dagegen die glückliche horizontale Stellung der Vierfüßler preiset, so meinen es die Despoten gut mit ihren Unterthanen, wenn sie dieselben zum Kriechen verdammen. Rousseau hat etwas Aehnliches gelehrt, so daß ihm Voltaire das Compliment machte, es habe ihm dabei die Lust angewandelt, auf allen Vieren zu gehen. Die beliebte patriarchalische Regierung will die Unterthanen vielleicht bloß deswegen ewig wie Kinder behandeln, weil Kinder nichts lieber thun, als auf allen Vieren zu kriechen, und das Kriechen so beliebt ist.

* * *

Es treten schreiende Dissonanzen in die Harmonie des Staatslebens ein, wenn ein Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und Pflichten erwacht ist und alle Institutionen doch auf dessen Bewußtlosigkeit berechnet sind. Es hilft nichts,

daß eine väterliche Regierung in der Kinderstube geheimnißvoll auf den Zehen geht und allen Lärm verbietet; das einmal wache Bewußtsein will nicht wieder einschlafen.

* * *

Es ist nicht gut, wenn ein Regent wie eine chinesische Pagode immer nickt und zu Allem ja sagt; aber nicht weniger bedenklich ist es, wenn er zu allen Wünschen des Volks, die laut werden, den Kopf schüttelt; denn in diesem Falle schüttelt auch das Volk zu allen beschränkenden Maßregeln unwillig und unzufrieden den Kopf, und daraus kann unter Umständen ein allgemeiner Schwindel entstehen, der gar leicht in politische Schwindelei übergeht.

* * *

Bei der allgemeinen Finanznoth auf der einen und den Forderungen des Proletariats auf der andern Seite, wäre es wohl kein unwürdiger Gegenstand einer national-ökonomischen Preisaufgabe, wie es am geschicktesten anzufangen sei, die Liebhabereien, Grillen und Laster der Reichen zu besteuern und sie so für den Staat productiv zu machen. Etwas ist in dieser Beziehung schon gethan; die Schwelgerei z. B. wird in Anspruch genommen durch hohe, auf Luxusartikel gelegte Steuern; die Spielsucht durch Lotterieen und den hohen Pacht der privilegirten Spielhöllen, die politische Wißbegier, die Neugier, fremde Länder und Sitten zu sehen, durch Zeitungsstempel und eine hohe Paßsteuer (in Rußland namentlich), der Ehrgeiz durch Patentsteuer u. dergl. Aber man sollte weiter gehen und mit eiserner Consequenz alle Schwächen der reichen und vornehmen Welt zu fassen wissen. Könnte man z. B. nicht auch die Masken der Heuchelei und Scheinheiligkeit und den jetzt so beliebten Pietismus besteuern,

und die Fabrikation des attischen Salzes in ein Regale verwandeln? das gebe ich zu bedenken.

* * *

Ein Staat, welcher die Krücken der Religion braucht, zeigt uns nichts anderes, als daß er lahm ist, sagt J. G. Fichte. Indeß würden diese Krücken nicht so beliebt sein, wenn sie sich nicht gelegentlich in Prügel für die politisch und kirchlich Ungläubigen verwandeln ließen.

* * *

Die deutsche Gründlichkeit ist in der Rechtspflege zu einem unergründlichen Labyrinth geworden, in welchem man sich ohne goldne Fäden und silberne Gedächtnißmarken gar nicht zurecht finden kann.

* * *

Wer in einer Gesellschaft, wo jeder Theilnehmer seinen Beitrag zu den Kosten leisten muß, freigehalten wird, ist vielleicht der ärmste, aber nicht der achtbarste Gast. Ein wohlhabender Ehrenmann würde eine Beleidigung darin finden, wenn die andern Gäste für ihn bezahlen wollten. — Aber an der Tafel, wo die Staatswohlthaten hingenommen werden, machen sich die Vornehmen und Begüterten, die Geburts- und Geldaristokraten eine besondere Ehre daraus, von ihren ärmern Mitbürgern freigehalten zu werden. Die armen, arbeitenden Volksklassen müssen fast allein die Zeche (in Abgaben und Steuern) berichtigen, obgleich sie häufig nur den Abfall von der Tafel dieser Privilegirten genossen, oder auch wohl gar nichts erhalten haben.

* * *

Wer in Athen bei einem gemeinschaftlichen Gastmahl das beneficium flebile genoß, keinen Beitrag zu den Kosten zu liefern (*ασυμβολος* zu sein), mußte als Spaßmacher (*γελωτοποιος*) dienen. Die steuerfreien Feudalaristokraten und sonstigen Bevorrechteten, die keine Staatsabgaben bezahlen, beklagen sich demgemäß mit Unrecht, wenn sie von der zuweilen muthwilligen Tagespresse zur Zielscheibe des Witzes gemacht werden und sie so, wenn auch nicht die activen, doch die passiven Spaßmacher spielen müssen; denn sie tragen zu dem Gastmahle, wo die Staatswohlthaten genossen werden, nichts bei. —

* * *

Mit dem Confecte und Liqueur der Schmeichelei verdirbt man die Magen der Völker und Fürsten. Brod und Wahrheit, Wasser und Klarheit, — das ist mein Spruch, sagt Justus Möser. Da aber die Völker in der Regel einen bessern Magen haben als die Fürsten, es auch (außer in Revolutionszeiten) nicht viel einträgt, dem Volke zu schmeicheln, so wenden sich die Liqueurfabrikanten der Schmeichelei gewöhnlich an die Fürsten und ihre Minister und sollen, wie man sagt, guten Absatz und Verdienst haben.

* * *

Derselbe sagt: „Für einen Staat, der unter dem Schutze stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang geht, stürzt sich kein Curtius in den Schlund, — denn keine Begeisterung kann darin aufkommen." — Auch in dem mächtigen Preußischen Staate mußte erst der alte militärische und büreaukratische Paradeschritt in der Schlacht bei Jena sein eignes Leichenbegängniß halten, bevor i. J. 1813 die jungen begeisterten Helden der Landwehr aufstanden, um sich den französischen Feuerschlünden entgegen zu stürzen.

* * *

Der König Edgar von England (959—975) ließ 120 Männer an seiner Statt Kirchenbuße thun, weil er eine Nonne geschändet hatte. Das finden wir freilich absurd, aber es ist nur eine verirrte Consequenz aus der alten, auch jetzt noch gültigen Satisfactionstheorie. Und machen es nicht alle Tyrannen eben so, welche nicht 120, sondern Tausende und Millionen ihrer Unterthanen durch Armuth und Elend für sich Buße thun lassen? Auch die Dragonaden Ludwigs XIV. waren ja die Büßungen seiner Jugendsünden.

* * *

Manche Große, die wie Sejanus vor ihrer eigenen Bildsäule knieen und sich selbst Weihrauch streuen, finden es ganz in der Ordnung, wenn der Weg ihrer Triumphe mit weichen Menschenherzen gepflastert wird, damit sie ihren Fuß an keinen Stein stoßen mögen. Sie meinen, der Gesellschaft sei mehr gelegen an einem Paar conservativer Füße, auf welchen das Wohl des Landes beruhe, als an vielen zertretenen Pöbelherzen.

* * *

Schmeichler und Intrikanten leisten ihren Herrn denselben Dienst, welcher von der schönen Dejaneira durch ihr vergiftetes Staatskleid dem Herkules geleistet wurde.

* * *

Ein Fürst ist nur mit dem Volke und nie gegen sein Volk mächtig. Und doch nimmt so mancher eine feindliche Stellung gegen sein Volk.

* * *

Als wenn der Deutsche seine Stellung blos in der Kirche und nicht auch im Staate hätte, wird jede politische Bildung

sorgfältig von ihm abgehalten, während es an kirchlicher Bildung Gott Lob nicht fehlt. Daß der Unterthan trachte, ein guter Himmelsbürger zu werden, dagegen hat man nichts, wenn er sich aber anschickt, auch den Staatsbürger in sich auszubilden, so sehen viele Regierungen mit scheelen Augen darein. Nun freilich, Gott weiß mit seiner Weltregierung fertig zu werden, trotz der Freiheit der Vernunftwesen; aber die Erdengötter meinen, daß die politische Freiheit ganz unverträglich sei mit ihrem Regieren. Wenn sie sich von Friedrich dem Großen belehren ließen, daß der rechte königliche Wille nichts anderes sein solle, als der allgemeine Wille, der sich durch das Gesetz ausspricht, so würden sie von diesem Vorurtheil zurückkommen.

* * *

Die Deutschen waren von jeher sehr respectvoll gegen vornehme Herrn und geneigt, selbst gegen fremde Große den unterthänigen Diener zu machen. Diese Disposition ist den Regierungen sehr bequem, und wird daher auch in unsern Tagen cultivirt. Das wäre auch ganz gut, wenn nur nicht die Möglichkeit obwaltete, daß zu Zeiten fremde vornehme Gäste ins deutsche Haus treten könnten. Denn man hat Beispiele, daß der höfliche deutsche Michel auch diesen mit vielen Reverenzen entgegen ging und sie ersuchte, gefälligst Platz zu nehmen. Ludwig XIV. z. B. und Napoleon haben diese Gastfreundschaft zu rühmen gewußt. Wegen dieser Möglichkeit sollten die Fürsten nicht ungehalten sein, wenn der gute Michel jetzt den Versuch macht, sich diesen Hang zur Höflichkeit aus den Gliedern zu schütteln und sich die polizeilichen Tanzstunden, worin er nichts als submisse Bücklinge lernen mußte, verbittet.

* * *

Nicht blos diejenige Klasse von Staatsbürgern, die nichts zu verlieren hat, macht sich nichts aus fremder Usur-

pation, sondern auch jene Hochgestellten, die, den besten Theil von den Gütern der Civilisation oder von den Staatswohlthaten für sich in Anspruch nehmend, im Genuß dieser Güter den Sinn für das allgemeine Wohl verloren haben. Mag regieren wer will, wenn sie nur ihre Gehalte, Ehrenstellen, Orden behalten oder neue erhalten können. Daher fand Napoleon in dieser Klasse so viele Anhänger, daß er darüber selbst erstaunt war. Was aber die an Knechtschaft gewohnte arbeitende Klasse betrifft, so wird sie es kaum gewahr, wenn sie vom Feinde auf eine andere Manier geknechtet wird als vorher. Also jede auf Knechtschaft gegründete Regierung hat in Zeiten der Noth wenig treue Anhänger. Nur wo politischer Sinn und Vaterlandsliebe alle Klassen der Staatsangehörigen begeistert, kann von einer erprobten Volkstreue die Rede sein.

* * *

Es giebt nicht blos eine kirchliche, sondern auch eine politische Orthodoxie, oder eine auf das göttliche Recht begründete Staatslehre. So wie jene die göttliche Weltregierung nicht denken kann ohne Willkür, Machtsprüche, Befehle und Gegenbefehle, Wunder und Geheimnisse, und nichts wissen will von nothwendigen, ewigen und unveränderlichen Natur- und Weltgesetzen, so hält diese keine Staatsregierung für möglich, ohne unbeschränkte Willkür, die, durch kein Gesetz gebunden, das Ganze durch Cabinetsbefehle und Ordonnanzen leiten soll. — Wie Gott, nach dem alten Glauben, seine besondern Lieblinge hat, die nichts zu thun haben, als vor der Himmelsthür zu antichambriren, so muß, meint man, auch der Fürst seine Favoriten und Favoritinnen haben, die ihm Weihrauch streuen und dafür besondere Vorrechte genießen. Denn Vorrechte und Gnadenbezeigungen, nicht Rechte und Pflichten, spielen im orthodoxen Staate wie in der orthodoxen Kirche die Hauptrolle. Verfassungen aber, wodurch die fürstliche Willkür beschränkt werden soll, sind

Erfindungen des Teufels, der die erste Revolte im Paradiese angestiftet hat.

* * *

Es war eine entsetzliche Parodie, oder Ironie des Schicksals, als der grandiose Ausspruch Ludwigs XIV.: l'état c'est moi, nach 1789 aus dem Munde der Sackträger und Fischweiber wiedertönte. Die Consequenz ist aber unvermeidlich. Wenn ein einzelnes Ich der Staat sein kann, warum sollte es unter begünstigenden Umständen einem Ich, in Lumpen gehüllt, nicht einfallen, sich an die Stelle eines Ich zu setzen, welches bisher mit dem Purpur bekleidet war?

* * *

Bekannt ist das königliche Witzwort über Napoleon:

Er bürstete die Fürstenkinder,
Und fürstete die Bürstenbinder.

Das ist indeß für gewisse Herren, die für historische Belehrungen ein kurzes Gedächtniß haben, schon lange her und deshalb nicht zu verwundern, wenn sich an manches Fürstenkind wieder mittelalterlicher Staub angesetzt hat, welchen die Jesuiten und ihre Patrone nach Entfernung jener rauhen Schicksalsbürste emsig aufzuregen bemüht sind. Leider sind auch die Throne gegen diesen Staubanflug nicht zu hoch gestellt, weil es auf den Höhen des politischen Lebens als ein diplomatisches Kunststück betrieben wird, sich gegenseitig Staub in die Augen zu streuen, und die rauhen Bürsten der Wahrheit verbeten werden.

* * *

Der gallische Hahn hat dem deutschen Adler gar manche schöne Feder ausgerupft, was nicht befremden kann, da derselbe zweiköpfig, d. i. in seiner Willensrichtung mit sich selbst uneins war. Das deutsche Interesse war aber nicht

bloß zwei- sondern hunderttheilig, und wegen dieser Divergenz unserer Politik, gab Deutschland viele Blößen, die unsere Nachbarn nur zu gut benutzt haben. Auch in der neusten Zeit sind die Blößen unserer Grenzen nicht hinlänglich bedeckt und durch Schutzmauern geschlossen; es ist im Gegentheil nach Osten hin eine tüchtige Vormauer gefallen. Mein Rath wäre daher, daß sich Deutschland auch einen Hahn beilegte, der immer auf der Warte stände und stark zu krähen anfinge, wenn das Vaterland in Gefahr käme. Nur müßte sein Krähen nicht unter der Censur stehen, oder polizeilich verfolgt werden, wenn etwa hohe Herrschaften dadurch in ihrem Schlummer gestört würden. Daß die Wachsamkeit eine schöne Sache ist, erkennen wir unter andern an jenen historisch berühmt gewordenen Gänsen, welche durch ihr Schnattern einst das römische Capitol gerettet haben. Gänsefedern, wenn sie der öffentlichen Meinung eine Stimme geben dürfen, können jetzt etwas Aehnliches thun.

* * *

Während im socialen Leben eine Erfindung die andere drängt, die alle darauf berechnet sind, die Bewegung zu beschleunigen, beschäftigt sich die Büreaukratie mit Erfindung von allerhand Verbesserungen des schon längst beliebten papiernen Hemmschuhs für den Staatswagen. Der Gebrauch dieses Hemmschuhs unterscheidet sich aber dadurch von der Anwendung anderer, daß er angelegt wird, ohne Unterschied ob der Weg bergauf oder bergab geht. Eigentlich soll es gar keine politischen Berge mit böswilligen Steinen des Anstoßes mehr geben; der Glaube an die Wirksamkeit der Polizei und Censur soll sie versetzen.

* * *

Napoleon wußte recht gut, warum er den Tugendbund haßte und den Minister Stein aus seiner Stellung vertrieb; ihm war ja an der progressiven Schwächung des deutschen und namentlich des preußischen Volkes zu thun. Wenn aber jetzt

deutsche Regenten patriotische Vereine verbieten und freisinnige Minister und Beamte zurückstellen, so kann man sich das nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß der dämonische Geist Napoleons, der alles Volksthümliche haßte, noch immer in der höhern politischen Region spukend umgeht und aus Rache gegen Deutschland verderbliche Inspirationen insinuirt. —

* * *

Es ist fast lächerlich, wie sehr man in diesen Tagen jede, besonders aber die geistige, aus Ideen hervorgehende Bewegung fürchtet. Ein Pöbelauflauf wegen hoher Brot- oder Fleischtaxe, eine Schlägerei Betrunkener, eine Gesellenrevolte gegen die Meister, das mag noch hingehen; aber eine Versammlung um eine Idee, eine laute Huldigung den Vertretern derselben gebracht, das ist eine bedenkliche, staatsgefährliche Sache, wichtig genug, die ganze Polizei auf die Füße zu bringen! Das geschieht aber alles zum Besten der lieben Landeskinder. Die Gluckhenne, welche erschrocken ihre Entenbrut auf dem Wasser schwimmen sieht, und ängstlich am Ufer des Teiches auf- und abläuft, ist ein gutes Bild von dieser väterlichen Regierung.

* * *

Philipp II. von Spanien konnte mit Recht rühmend sagen, daß in seinen Staaten die Sonne nie untergehe. Weil er aber wollte, daß die Sonne der politischen und religiösen Aufklärung in seinen Reichen nie aufgehe, so hat die Sonne des Glücks und der Freude ihm und seinen Nachfolgern nie ins Herz geschienen, und die Quellen des Nationalreichthums sind in dem schönen Spanien versiegt, trotz der Geldquellen, die aus Amerika zuflossen. Dieses Glück versprechen die Jesuiten und die jesuitischen Politiker auch andern Ländern, wo man duldet, daß die Sonne der Aufklärung mit schwarzen Kutten oder schwarzen Pfaffenröcken verhängt werde.

* * *

Simonde de Sismondi verlangt mit Recht, daß der Gesetzgeber die politischen Institutionen nicht mit dem Beil, sondern mit der Feile berühren soll. — Aber freilich ist das Beil leichter zu handhaben als die Feile, welche die Hand eines Künstlers fordert. Weil man im alten monarchischen Frankreich die Feile gar nicht brauchte und den Rost des Mittelalters verbunden mit der Fäule der moralischen Corruption ungestört walten ließ, kam endlich das durchgreifende Beil der Revolution, welches nicht bloß das Verfaulte abhieb, sondern auch die Fugen des Staats auseinander trieb.

* * *

In Ländern, wo keine öffentliche Meinung existirt, oder wo dieselbe kein Organ hat, wo also keine Volksvertretung, keine Publicität, kein unbeschränktes Petitionsrecht begründet ist, sehen die Regenten bloß durch die künstlich geschliffenen und gefärbten Brillen, die ihnen von ihren Ministern und Staatsräthen auf die Nase gesetzt werden.

* * *

Die Kunst der Finanzmänner soll nach einem, von Mirabeau aufgestellten Gleichnisse darin bestehen, „die Henne, die goldne Eier legt, zum Brüten zu bringen, ohne sie auszuweiden." — Wenn nach Mirabeaus Zeit dennoch manche Henne der goldnen Eier wegen geschlachtet, mancher Baum der Früchte halber umgehauen worden ist, so muß man bedenken, daß aristokratischen Finanzmännern nicht zugemuthet werden kann, von einem argen Demagogen etwas zu lernen.

* * *

Die päpstliche Regierung, welche als negatives Muster gelten kann*) wie eine Regierung nicht sein soll, hat wenig-

*) Wenn der jetzige Papst in seinen weisen Reformen fortfährt, wird diese Regierung auch bald als positives Muster gelten können.

stens einen richtigen Grundsatz, der allgemeiner zu werden verdiente: ich meine die Maxime, nach welcher sie Bedenken trägt, dem Volke das Lachen zu verbieten, weil durch das Vergnügen am Lächerlichen viel Aerger, und somit viel revolutionairer Gährungsstoff abgeleitet wird. Sie läßt daher mit feinem psychologischen Tacte dem römischen Volke seinen satirischen Pasquino und Marforio, obgleich diese Spötter sich häufig über die schwarze (politische) Wäsche Sr. Heiligkeit des Papstes und seiner Rathgeber lustig machen.

Von dergleichen Betrachtung ließ sich der große Politiker Alcibiades leiten, als er seinem Lieblingshunde dessen größte Zierde, den Schwanz, abhauen ließ, um mit dieser Thorheit den klatschlustigen Athenern etwas zu schwatzen und zu lachen zu geben. — Es wäre die Frage, ob unsere Regierungen nicht wohl thäten, diese Maxime nachzuahmen und dem Volke, das nun einmal das Kannegießern nicht lassen kann, wo nicht einen Hundeschwanz, doch einen oder den andern aristokratischen Fuchsschwanz oder büreaukratischen Bocksbeutel zum Belachen preiszugeben — — Daß dadurch die Triumphe einer tüchtigen Regierung nicht verdunkelt werden, beweisen die römischen Triumphatoren, welche den Spott und die Satire neben ihrem Triumphwagen unbedenklich hinlaufen ließen.

* * *

Jesus sagt, Matth. 7. 6: „Welcher ist unter den Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete?" — Aber manche väterliche Regierungen thun das wirklich; die armen Landeskinder erhalten auf ihre Bitten um das geistige Brod der politischen und kirchlichen Freiheit oft einen Stein, d. i. eine steinharte Weigerung, auch wenn man die Bitte gegründet findet. Man gewährt keine Erhörung, damit die Regierungsweisheit, die doch nicht unfehlbar ist, nur nicht compromittirt werde. Die armen Unterthanen sind bei dieser Maxime übel daran; bitten sie etwas Ungehöriges, so werden sie angebrachter Maßen abgewiesen; wenn sie aber

um etwas Zweckmäßiges bitten, so weiset man sie wieder ab, weil man ihnen sonst Concessionen machen müßte. Und doch hoffen die stolzen Menschen von Gott die Erhörung ihres Gebets, die nach diesem Grundsatze ganz unmöglich sein würde. —

* * *

Das beste Mittel zur Vertreibung gar vieler schädlichen Dünste, böser Miasmen und epidemischer Krankheitskeime ist frische Luft. Es kann demnach nicht genug empfohlen werden, daß man auch in der Staatsatmosphäre immer den freien Luftzug der öffentlichen Meinung herrschen lasse, damit die mephitischen Dünste und Staubwolken, die zuweilen aus dem ewigen Stubenleben unserer Politik und aus den geheimen Schreibestuben unserer Verwaltung aufsteigen, zerstreut werden. Wenn die bösen Dünste nicht verweht werden, entstehen leicht Gewitter. —

* * *

In der thüringer Chronik wird erzählt, daß einst ein Dominikaner-Mönch, der heftig gegen das despotische Treiben der Fürsten predigte, von Friedrich dem Weisen einen schönen Pelz zum Lohne erhalten habe. — Wenn die Chronik der Gegenwart auch wenig von solchen Pelzgeschenken zu sagen weiß, so hat sie dagegen desto mehr zu erzählen, wie den jetzigen politischen Dominikanern oder Sonntagspredigern der Pelz gewaschen und ausgestäubt worden ist.

* * *

Chesterfield antwortete seinem Könige auf die Frage, was wohl die Ausführung des Planes, den St. James Park zu französiren und dann dem Volke zu verschließen, kosten möchte: „Nicht weniger als drei Kronen.“ So könnte man auch jezt manchem Könige antworten, wenn unter

seinem Vorsitze von Verschließung des geistigen Parks der Denk- und Gewissensfreiheit, von Versperrung der bisher offenen Promenade der politischen und kirchlichen Besprechungen die Rede ist. Wenn auch nicht die goldne Krone, so kann doch durch solche Beschränkungen die Ehrenkrone des Nachruhms, der schöne Kranz der Volksliebe leicht verloren gehen.

* * *

Der edle Vater des großen Pitt, Lord Chatam, der einst so heftig gegen die Bevormundung der amerikanischen Colonien im englischen Parlamente sprach, hat erklärt: Wenn er noch keine Opposition hätte, so würde er sie durch seine letzte Guinee erkaufen. — Fragt man nun, warum die meisten Minister so sehr gegen die Opposition sind, so ist die natürliche Antwort: weil sie eben keine Chatams sind. — In der That, ein Staatsmann muß sich einer großen politischen Kraft und einer sichern Stellung auf dem Boden der Gesetzlichkeit bewußt sein, wenn er den Widerspruch nicht fürchten soll. — Man kann der Opposition viel Schlimmes nachsagen, aber sie verhindert doch das Schlimmste, was es giebt: die Stagnation des Staatslebens. Wenn sie zuweilen leeres Stroh drischt, so ist es doch bedenklich für die Regierung, ihr gegenüber leeres Stroh zu dreschen. Wenn sie häufig Wind macht, so veranlaßt sie dadurch doch wenigstens einen heilsamen Luftzug, wodurch die Staatsatmosphäre gereinigt und erfrischt wird; wenn sie wie eine böse Hausfrau die Thüren auf- und zuschlägt, so öffnet sie doch auch manche geheime Thür im Staatsgebäude, so daß der Fürst und das Publicum zu der Entdeckung gelangen, daß nichts oder nur Cabale dahinter war, oder allenfalls der gichtbrüchige Schlendrian, der sich abmüht, alte Mißstände mit dem hieroglyphischen Staube des Geheimnisses zu bedecken und zu heilen.

* * *

Viele politische und kirchliche Hierarchen denken und sagen bei ihren beschränkenden Maßregeln gegen die Freiheit und Freisinnigkeit wie Falstaff: „und wenn Gründe so häufig wären wie Brombeeren, so will ich doch keine geben.“ Willkür und Gründe vertragen sich nie zusammen und eben deswegen wird der Rationalismus und Liberalismus von den Autokraten so sehr gehaßt, weil sich beide auf Vernunftgründe stützen. Wer, der sich im Nothfall auf canonische oder auf Kanonengründe stützen kann, wird sich auch wie ein Magister auf Vernunftgründe einlassen? — Schade nur, daß es etwas giebt, das nicht durch Kanonenkugeln erreicht werden kann, — der Geist der Wahrheit, der sich im Urtheil der Mit- und Nachwelt ausspricht.

* * *

Da man in Deutschland das Titularwesen so sehr liebt und sich an den prahlenden Titel hält, wenn auch die Wirklichkeit fehlt, so hat man sich auch häufig mit dem bloßen Titel einer Nationaleinheit, Freiheit und Politik, ja selbst mit einem Titular-Volksglücke begnügt. Wenn wir erst so viel politischen Verstand bekommen haben, daß der Titel eines rechtschaffenen und freisinnigen Mannes und Staatsbürgers uns als der ehrenwertheste erscheint und die einfache Wahrheit auch auf dem parketirten Fußboden mehr gilt, als die decorirte Lüge, dann wird auch die deutsche Nationalität aus ihrem bisherigen Titularwesen mehr in Realität übergehen.

* * *

Der Sehende kann den Blinden, aber nicht dieser jenen führen und leiten. Darum wird es ja wohl die göttliche Vorsehung verhindern, daß der politische und kirchliche Obscurantismus, der sich jetzt so geschäftig in die Staatsregierung eindrängt, jemals zur Herrschaft gelange in Deutschland, und die Herrschluft der Jesuiten und ihrer Freunde wird hoffentlich

vereitelt werden. Alles, was wir thun können, ist allenfalls, daß wir die Blinden dulden und keiner erzwungenen Staaroperation unterwerfen; wenn sie sich aber zu Führern aufwerfen wollen, müssen wir sie zurückweisen.

* * *

Wenn man den Staat betrachten kann als die Verwirklichung, oder Menschwerdung einer göttlichen Idee, so kann man auch fragen, ob im Staatskörper ein oder zwei Willen herrschen sollen und ich möchte den Monotheletismus für keine politische Ketzerei erklären. Es kommt nur darauf an, daß die Regierung den Volkswillen für sich gewinne und den ihrigen nach dem als vernünftig anerkannten Volkswillen modificire, und wenn auf diese Art ein Gesammtwille gewonnen ist, so wird sich auch der Staatskörper harmonisch bewegen. Aber das Kunststück, wodurch dieser Gesammtwille construirt werden kann, ist nicht leicht, und die schwierigste Aufgabe der Staatskunst.

* * *

Wenn von Ballet und Oper, von Tänzern und Sängern beiderlei Geschlechts, von Geigern und Pfeifern das Heil der Völker und Staaten abhinge, so müßten wir sagen, daß gegenwärtig trefflich dafür gesorgt sei; denn nichts gleicht dem Enthusiasmus und dem Aufwande, so diesen Künsten und Künstlern gewidmet wird. Mancher verdiente Staats- und Kirchendiener würde sich glücklich schätzen, wenn seine Besoldung nur den zehnten oder zwanzigsten Theil so viel betrüge, als die Gage einer gefeierten Tänzerin. Nun, das Tanzen mag auch sein Gutes haben; aber man sollte zuweilen daran denken, daß einst den kostbaren Hoffesten und Hoftänzen in Versailles das Geschrei folgte: **dansons la carmagnole!** —

* * *

Die Antwort auf die Frage, warum doch die Lehren der Geschichte von den Regenten und ihren Ministern so wenig beherziget werden, ist vielleicht in dem Umstande zu suchen, daß die Gewalthaber sich einbilden, die Geschichte selbst machen, ihr Urtheil bestimmen und die Richtung vorzeichnen zu können, die sie nehmen soll. Aber der Weltgeist, der am Webstuhle der Zeit sitzt und zu seinen Geweben auch viele, von unbemerkten, schwachen Händen gesponnene Fäden braucht, lacht über diesen Wahn, und die großen Herren werden zu spät gewahr, daß sie schlechte Geschichtsfabrikanten sind, daß die Geschichte ihren eignen Weg geht und sich nicht an die von ihren Paßbüreaus vorgeschriebenen Etappen kehrt, selbst dann nicht, wenn ihr Soldaten oder Gend'armen zur Eskorte mitgegeben werden.

* * *

Die Geschichte liefert die Theaterkritik über die Hauptrollen, welche die Machthaber auf dem Staatstheater ausgeführt haben. Da aber diese Kritik erst erscheint, nachdem die Handelnden von der Bühne abgetreten sind, so wird dadurch ihr Spiel nicht verbessert. Könnten freilich die gewaltigen Herrn, die jetzt durch die Censur sich gegen jedes freimüthige Urtheil zu sichern wissen, die künftige Geschichte lesen, sie würden sich entsetzen über ihre eigne Charakteristik. — Man sucht diesem Uebel zwar durch Anstellung von officiellen gutbesoldeten Historiographen zu begegnen, aber diese Historiographen sind eben das für die Geschichte, was die Hofpoeten für die Poesie, und die gefälligen Hofprediger für die Religion sind, — die Nachwelt nimmt keine Notiz von ihnen, und wenn sie sich auch, wie Hurter, derselben in drei Bänden voll Eigenlob zu geneigtem Andenken empfohlen haben.

* * *

Soldaten und Geld, meinen die Gewalthaber, regieren die Welt. Es ist nur ein fataler Umstand, daß das letztere im gleichen Verhältniß sich in der Schatzkammer vermindert, wie die ersten sich vermehren. Diesem Uebel wäre vielleicht zu begegnen, wenn man bedächte, daß ein tüchtiges Heer aus dem Volke die beste Landeswaffe und nur das Vermögen der ganzen Nation die Grundmacht der Staatsfinanzen ist. Diese Ueberzeugung geht aber nur aus einer Staatskunst hervor, nach welcher Regierung und Volk sich verhalten wie Leib und Seele.

* * *

Es ist nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit in allen Zweigen der Staatsverwaltung viele Verbesserungen eingetreten sind, die mit Dank anzuerkennen sind; dagegen ist aber auch diese Verwaltung immer kostbarer geworden, weil ein gewisser Luxus sich in allen Zweigen derselben geltend gemacht hat. Es ist demnach zu fürchten, daß wenn diese Steigerung der Kosten mit den angeblichen Verbesserungen auch in Zukunft immer gleichen Schritt hält, es endlich dahin kommen werde, daß das einfältige Volk jeden weitern Fortschritt zum Bessern für eine allgemeine Calamität ansehen möchte. Es wäre daher meines Erachtens wohl gut, wenn die Regierungen auf Mittel dächten, in Zukunft die Staatswohlthaten, so wie die Fabrikherrn ihre Fabrikate, nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler als sonst, zu liefern, und das Mittel möchte vielleicht zunächst in der Verminderung der vielen büreaukratischen Formen zu finden sein.

* * *

Trotz der 24,000 Hofräthe, die, wie man sagt, Deutschland besitzt, ist bei manchen Höfen und Hofkammern doch oft guter Rath theuer, wenn es gilt, die Wechsel zu honoriren, welche der in alle Zweige der Hof- und Staatsverwaltung eingedrungene Luxus ausgestellt hat.

* * *

Federn sind allein nicht hinlänglich zum Fliegen; das sehen wir an den vielen büreaukratischen Schreibefedern, die überall thätig sind, aber wie es scheint, nicht viel zur Beflügelung der Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte beitragen. Auch sollen, wie man sagt, die juristischen Schreibefedern den Flug der Processe nicht eben beschleunigen, sondern vielmehr eine Langsamkeit bewirken, die wie ein Fluch auf dem Gange der alten Matrone Justitia lastet.

* * *

Alles in der Welt muß seine Grenzen haben, auch die Liebe zum Fortschritt. Ob es also wohlgethan ist, wie zuweilen geschieht, die vielleicht etwas zu vorlauten Fortschrittsmänner über die Grenzen zu weisen, ist eine Frage, deren Beantwortung man selbst den Feinden des Fortschritts überlassen kann.

* * *

Hinter manchem mystischen Schleier, welchen die politische oder kirchliche Hierarchie zu lüften verbietet, steckt entweder ein Fuchs, oder ein Esel.

* * *

In der glänzenden Hof- und Militairpracht der modernen Zeit ist wohl eine der wirksamsten Ursachen zu suchen, daß es in den fürstlichen Schatz- und Finanzkammern eben nicht glänzend und prächtig aussieht; durch ein wenig Sparsamkeit in beider Beziehung könnte man sich viele Sorge ersparen. Aber die Regenten sind selten, welche wie Friedrich der Große und dessen Vater mit dem Sparsystem bei ihrer eignen Person anfangen. Wie schwer diese Sache ist, geht daraus hervor, daß der Hof von Versailles unter Ludwig **XVI.** sich lieber von der Revolution überraschen ließ, als daß er zur Abwendung derselben zu dem von Turgot empfohlnen Mittel der Sparsamkeit zu greifen sich entschließen konnte.

* * *

Georg Heinrich v. Berenhorst schrieb **1801**: (S. dessen Nachlaß). Die Preuß. Monarchie bleibt immer, — nicht ein Land, das eine Armee, sondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem sie gleichsam einquartirt steht. Wenn nicht ein baarer Schatz in den Gewölben des Berliner Schlosses liegt, so ist die Armee ein Körper ohne Leben. Das scheinen jedoch antiquirte Grundsätze zu sein.

* * *

Nach Montecuculi gehört zu einem Kriege außer den Soldaten dreierlei, nämlich Geld und wieder Geld und abermals Geld. Da tritt nun der fatale Umstand ein, daß der eine Factor des Kriegs, die Soldaten, mit dem andern, dem Gelde, im umgekehrten Verhältniß steht, d. i. je mehr Soldaten in Friedenszeiten gehalten werden, desto weniger ist man im Stande, das für den möglichen Krieg erforderliche Geld aufzusparen; je mehr Speere und Ladestöcke aus dem Stamme der staatlichen Finanzkraft man schnitzt, desto

schwächer wird dieser Stamm, je mehr man den Staat gegen einen äußern Feind zu sichern sucht, desto weniger ist man im Stande das Hereinbrechen eines innern Feindes, — der zudringlichen Staatsgläubiger, zu verhindern. Man gesteht das zu; aber, sagt die weise Staatskunst: stehende Heere sind ein nothwendiges Uebel. Nun wohl, so mache man dieses Uebel wenigstens so klein als möglich. Wenn die deutschen Staaten in den bisherigen 31—32 Friedensjahren nur den zehnten Theil des Geldes, was die stehenden Heere kosten, erspart und zurückgelegt hätten, wie viele Millionen goldner Streitrosse würden sie dem verschuldeten Auslande entgegenzusetzen haben? Das Mittel, ohne Gefahr eine solche Verminderung eintreten zu lassen, ist ja auch schon gefunden, nämlich eine gut organisirte Landwehr. Leider aber hat man nicht überall und nicht durchgreifend genug von diesem Mittel Gebrauch gemacht; das Imponirende des Linienmilitairs hat die weniger scheinbare Landwehr in den Hintergrund gedrückt. Der Schein regiert überall die Welt so lange, bis die Nothwendigkeit mit ihren zwingenden Keulen und Schrauben auftritt und die Ohnmacht des imponirenden Scheins zur Anschauung bringt. Erst wenn die Noth drängt, fragt man nach dem, was gut und nützlich, nicht nach dem, was prächtig und glänzend ist. Zu allen Zeiten ist daher die Menschheit mehr durch die zwingende Macht des Schicksals, als durch die Weisheit ihrer Führer auf die Bahn zum Bessern fortgestoßen worden.

* * *

Was uns bei den Mängeln unsers socialen Lebens, bei den Mißgriffen und falschen Schritten, welche die Politik thut, am besten trösten kann, ist der Gedanke, daß Gott der größte und beste Politicus ist, der keinen Fehler macht, niemals einen falschen Schritt thut, und wie ein feiner Diplomat, die Schwächen und Thorheiten der Menschen zum Gelingen seiner Plane, zur Erreichung seiner Zwecke zu be-

nutzen und zu bearbeiten weiß. Wenn wir zu irgend einer Zeit Rückschritte auf der Bahn unserer socialen Entwicklung zu bemerken glauben, so sind dieselben bloß scheinbar, oder es sind nur Rückläufe zu desto stärkeren Anläufen. Wie in der physischen, so strebt auch in der moralischen Weltordnung Alles rastlos vorwärts, so gewiß ein allmächtiger Wille, der keinen Stillstand kennt, an der Spitze dieser Ordnung steht. —

Der literarischen Plänkler

dritter Streifzug,

auf dem Felde der Religion, der Kirche und des christlichen Staatslebens.

Nicht gegen den Glauben und die Religion sollen meine Plänkler zu Felde ziehen, sondern sie sollen vielmehr unter dem Banner der Religion den moralischen Unglauben und den Aberglauben bekämpfen, der sich für Religion, und selbst oft, anmaßend genug, für die einzig alleinseligmachende Religion ausgiebt, es aber nicht ist, sondern vielmehr auch insofern der schädlichste Unglaube genannt werden kann, als dadurch das Gottbewußtsein im Menschen verfälscht und das Band der Liebe zerrissen wird, welches ihn mit Gott und die Menschen unter einander zu einem Gottesreiche verbinden soll.

* * *

Der Glaube ist ein so dringendes Bedürfniß des Menschen, er gehört so sehr zum Herzschlage einer Brust, die vom Gefühle des Wahren, Schönen und Guten erwärmt wird, daß der philosophische Unglaube, welcher die, von der grübelnden Speculation aufgeworfenen Maulwurfshaufen für

Berge ansieht, mittelst derer er, wie die alten Titanen, den Himmel zu stürmen und den Thron Gottes zu sprengen sich vermißt, niemals eine breite Basis und bedeutenden Eingang bei einem unverdorbenen Volke gefunden hat. Er ist daher nicht sehr gefährlich und vernichtet sich bald selbst durch seine Lächerlichkeit. Denn diese modernen Titanen oder Giganten, im engen Frack und Glaceehandschuhen, welche sich vermessen, den alten Gott abzusetzen und dafür die menschliche Vernunft als einziges göttliches Princip auf den Thron der Weltregierung zu erheben, haben denn doch ein gar zu komisches Ansehen, und wenn sie nicht gar zu ernsthaft aufträten, sollte man fast glauben, daß ihre dialektische Spiegelfechterei eine philosophische Donquixotiade sei, womit sie den Atheismus und Materialismus parodiren und dem öffentlichen Gelächter preisgeben wollten. Jedes Wort der Widerlegung würde ein überflüssiges sein; fixe Ideen lassen sich nicht widerlegen, sondern nur belächeln. Gegen einen Don Quixote zu Felde zu ziehen, ist noch niemand eingefallen, und nur ein bornirter Sancho Pansa giebt sich zu seinem Begleiter her. Das sollte man auch in philosophischer Beziehung bedenken.

* * *

Auf die aus einer Fraction der Hegelschen Schule hervorgegangenen Atheisten und Materialisten kann man anwenden, was Göthe sagt:

Der entschließt sich doch gleich,
Das heiß ich brav und kühn!
Er springt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Weil sie nicht erklären können, wie das Endliche aus dem Unendlichen, das Zeitliche aus dem Ewigen, das Stoffliche aus dem Geistigen hervorgegangen sei, so nehmen sie eine umgekehrte Genesis an und lassen den menschlichen und selbst den göttlichen Geist aus der Materie hervorwachsen, kehren also auf den Standpunkt zurück, von welchem die Philosophie in ihrer Kindheit ausging. Eine einzige Frage reicht hin, um die Absurdität einer solchen Annahme zu zeigen.

Wenn auch die Ewigkeit der todten bewußtlosen Materie und aus ihr die Entwicklung alles organischen und geistigen Lebens denkbar wäre, so müßte doch ein Gesetz vorhanden sein, nach welchem die Entwicklung geschehen sollte; die Idee derselben, der, die verschlungene Kette von Mitteln und Zwecken umfassende Gedanke, nach welchem sie ihren Verlauf haben soll, müßte ihr doch vorhergehen. Da fragt sich nun, woher denn dies Gesetz, diese Zweckmäßigkeit, wenn nicht eine gesetzgebende, zwecksetzende, das Ganze umfassende selbstbewußte Vernunft, sondern ein tiefer finsterer licht- und geistloser Abgrund gährender und kämpfender Stoffe das Erste, Allbegründende sein soll? Wer zu einem Chaos zurückkehrt, um daraus die Weltschöpfung, das Dasein des göttlichen und menschlichen Geistes zu erklären, beweiset damit nur, daß sich seine Gedanken und Ideen in einer chaotischen Verwirrung befinden. Treibt die Speculation nicht eine Art von Fetischdienst, wenn sie nicht in einem höchsten, unendlichen, selbstbewußten Geiste, sondern in einem finstern, weltgebährenden Schlunde, in einer unendlichen Masse starrer Atome oder unbewußter Monaden, oder auch in einer leeren Abstraction, in einem Weltgesetze — ohne Gesetzgeber den Grund und das Princip aller Dinge, alles Denkens und Seins erblickt? Wir können also jenen stolzen Philosophen, welche, in der Einbildung, die Wahrheit ausschließlich erfaßt zu haben, unsern angeblichen religiösen Aberglauben belächeln, mit vollem Rechte diesen dem Aberglauben zugedachten Spott zurückgeben; denn ihr Atheismus ist, wie ich eben gezeigt habe in seiner letzten Consequenz, nichts weiter als Fetischmus — Vergötterung und Verehrung der Materie, des starren Stoffs, der sich durch eigne Kraft vergeistigen soll; mit einem Worte, er ist ein speculativer Aberglaube.

* * *

Auf der andern Seite ist der Aberglaube immer auch zugleich Unglaube, und zwar der schlimmste, den es giebt, nämlich ein moralischer Unglaube; und wenn abergläubische Menschen doch auch nicht selten gut und rechtschaffen sich bezeigen, so kommt das daher,

weil ihre Vernunft sich unwillkürlich der Schlußfolge widersetzt, die aus den Prämissen ihres Aberglaubens hervorgeht. Der Aberglaube, der sich für Religion ausgiebt, ist so weit davon entfernt, die Vernunft zu vergöttern, daß er das Göttliche gerade im Widerspruche mit der Vernunft findet und selbst das Undenkbare, wiefern es als göttliches Orakel geltend gemacht wird, wenn nicht mit dem Verstande, doch mit der Phantasie, als ein theures Kleinod festzuhalten sucht. Ich will hier nicht von demjenigen Aberglauben reden, der vor Fetischen kniet, Naturgegenstände, Thiere und Menschen vergöttert, — nicht bloß diesen heidnischen Aberglauben, sondern auch den mit Bildern, Dogmen und Symbolen Götzendienst treibenden christlichen, welcher sich für den alleinwahren Glauben ausgiebt, trifft der Vorwurf, daß er in seiner ganzen Consequenz zu einem höchst schädlichen Unglauben führe. Jeder Glaube, welcher nicht in der Vernunft, sondern in der Autorität und Tradition den Erkenntnißgrund der Religion sucht, ist ein unbegründeter, also ein Aberglaube; denn wenn er sich auch auf eine göttliche Offenbarung beruft, so hat er doch zuletzt keine andere Gewährleistung für die Aechtheit dieser Offenbarung, als menschliche Autorität. Der Fels, auf welchen er gegründet zu sein glaubt, ruht auf dem trügerischen Flugsande der Ueberlieferung oder auf dem, von vergossenem Ketzerblute eingeweihten Boden der orthodoxen Kirche. Wer nicht glaubt, daß die höchste Vernunft die Welt regiert, und daß die menschliche Vernunft, als ein Ausfluß von der göttlichen, mit dieser nicht im Widerspruche stehen könne, und in dieser rathlosen Stellung zu göttlichen Wundern, unerforschlichen Rathschlüssen, Gnadenacten und undurchdringlichen Geheimnissen seine Zuflucht nimmt, ist ein Ungläubiger und Abergläubiger zugleich; ein Abergläubiger, indem er sich die heilige unveränderliche Gottheit wie einen willkürlichen menschlichen Herrscher denkt, der seine eigenen Gesetze durch Cabinetsbefehle umstößt, blinden Gehorsam, Opfer und Gaben fordert, in jedem freisinnigen Worte eine Majestätsverletzung erblickt, und jede, gleichviel ob willkürliche oder unwillkürliche Beleidigung unversöhnlich rächt und bestraft,

bis er mit dem Blute des Schuldigen oder auch wohl Unschuldigen versöhnt worden ist; — ein Ungläubiger aber, inwiefern er nicht an die absolute Vernünftigkeit und Heiligkeit des höchsten Wesens, an eine moralische Weltordnung, an die unbedingte Herrschaft des Sittengesetzes und an die Befähigung des Menschen, ihm Gehorsam zu leisten, glaubt, sondern zu magischen Mitteln, zu mystischen Proceduren und Alfanzereien seine Zuflucht nimmt, um sich bei Gott in Gunst zu setzen und die Segnungen seiner Gnade zu erlangen.

Also auch hier berühren sich die Extreme: der Aberglaube schlägt um und wird in seiner letzten Consequenz zu einem Unglauben, der keine moralische — keine heilige und unveränderliche Gottheit, keine Vernunftwürde der Menschheit, keine geistige Freiheit als Grund der Sittlichkeit statuirt. — Da fragt sich nun, ob dieser Unglaube wohl besser ist, als jener als atheistisch verschrieene, welcher zwar die Möglichkeit einer allein durch die Offenbarung zu schöpfenden moralischen Religion leugnet, aber um so dringender die sittlichen Postulate der Vernunft geltend macht und alle religiöse Wahrheit von der tief im menschlichen Bewußtsein wurzelnden Ueberzeugung, daß der Mensch Pflichten zu erfüllen habe, abzuleiten sucht? —

* * *

Wer bei einem Gegenstande des Glaubens die Prüfung der Vernunft ausschließt, für den giebt es durchaus kein Mittel, den rechten vom falschen Glauben oder Aberglauben zu unterscheiden. Denn jeder unvernünftige Glaube ist Aberglaube, und jeder Glaube ist unvernünftig, der sich nicht auf Gründe, sondern auf unbegründete Voraussetzungen stützt.

Was uns als göttliche Offenbarung geboten wird, muß vor allen Dingen Gottes würdig sein, d. i. es darf der Idee von seiner Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte nicht widersprechen; es muß ein wesentliches Bedürfniß unserer Vernunft befriedigen. Wir können also nicht mit Tertullian annehmen, daß das geoffenbarte Wort darum und insofern als göttlich zu achten sei, weil und wiefern es nicht verstanden werden

könne und ein solcher Glaube, der sich nicht an Widersprüche stößt, und selbst das Undenkbare zu fassen vermeint, gottwohlgefällig und heilbringend sei, sondern wir suchen vielmehr in der Offenbarung etwas, was dem menschlichen Bedürfnisse entspricht, seinen Geist erleuchtet, sein Herz erwärmt und seine Hoffnung nährt.

Jean Paul nennt den Aberglauben die Poesie der Vernunft, und in der That, wenn das Schönheitsgefühl dabei vorwaltet, ist diese Poesie gar nicht übel, wie z. B. in der Blüthe der griechischen Cultur. Aber oft ist der Aberglaube die Poesie des Wahnsinns, das delirium tremens einer verrückten, tollgewordenen Vernunft, welche sich in dramatischen Dichtungen und Vorstellungen gefällt, welche Schauder und Entsetzen erregen. Dergleichen Productionen sind z. B. Teufelsfratzen, Hexen, Gespenster, Ketzergerichte mit ihren Folterkammern und Scheiterhaufen, Bartholomäusnächte, Dragonaden, Religionskriege und andere Blutbacchanalien des Fanatismus. Die poetische Plastik des christlichen Aberglaubens, ist auch nicht sonderlich, wenn sie Rosenkränze, Amulette, Wundermedaillen, Krucifixe, geschnitzte Heiligenbilder, bleierne Ablaßbullen u. dergl. hervorbringt. — Wir haben also eben nicht Ursache, uns dieser Poesie der Vernunft zu rühmen, denn durch sie ist die schöne Poesie des Lebens gar häufig zerstört worden.

* * *

Gott hat kein Buch geschrieben, um sich der Menschheit zu offenbaren; aber er hat ein Epos voll von unendlich vielen und erhabenen Stellen gedichtet, und es der staunenden Betrachtung hingestellt — nämlich das Weltall, welches uns überall die überzeugendsten Beweise seiner Allmacht, Weisheit und Güte vorhält. Er hat jedoch nicht blos die Sonne am Himmel, sondern auch die geistige Sonne unserer Vernunft erschaffen, damit wir nicht blos die Körper-, sondern auch die Geisterwelt erkennen möchten. Ja, er hat nicht allein die große Welt mit ihren Sphären, sondern auch die kleine Welt unsers Gemüths gebildet, wo sich die drei

Lichtkreise des Wahren, Guten und Schönen bewegen, durch deren Anschauung und Erkenntniß unsere Vernunftfreiheit sowohl in Beziehung auf die Erkenntniß und auf den Willen, als auf das Gefühl sich bethätigt. Endlich erkennen wir die Offenbarung Gottes auch in der Geschichte, worin er sich noch täglich offenbart; jede seiner Bewegungen, wenn wir so sagen dürfen, ist Offenbarung, welche wir erkennen, wenn wir der geschichtlichen Bewegung folgen und uns vom Wehen seines Geistes erleuchten lassen.

* * *

Gott ist die Wahrheit; wenn wir also Gott in seiner Offenbarung erkennen, erkennen wir die Wahrheit, das Absolut-Wahre. In der Trias des Wahren, Guten und Schönen entfaltet sich das Leben der Vernunft; sie ist eine übersinnliche Thatsache des unendlichen Gottesreichs, das Hineinleuchten des göttlichen Bewußtseins in das menschliche, in die Erkenntniß des zum Himmelreiche aufstrebenden Sterblichen.

* * *

Siehe, da kommt angezogen eine lange ehrwürdige Procession hoher gottesgelahrter Herren, Prälaten, Bischöfe und Consistorialräthe, gefolgt von einer langen Reihe orthodoxer Pastoren, welche nichts lieber aus der Kirche machen, als ein Zuchthaus des lieben Gottes und sich zu seinen Steckenknechten und Generalprofoßen. An der Spitze dieses Zuges wird getragen eine große Pergament- oder Papierrolle, beschrieben mit hebräischen und griechischen Charakteren und der Anführer des Zuges mit zornglühendem Gesicht tritt hervor und spricht, mit seinem Krummstabe auf die Rolle zeigend, die Donnerworte: „Schweige, ungläubiger Theist, hier ist Gottes Offenbarung und außer ihr ist keine mehr, weder im Himmel noch auf Erden.“

Aber, lieber Herr, schreibt denn Gott Bücher, wie die armen Schriftsteller?

„Frevelhafte Frage, diese heiligen Bücher sind nach Gottes Eingebung geschrieben."

Ich unterwinde mich, auf die Gefahr eurer geistlichen Ungnade, weiter zu fragen: dictirt denn Gott Bücher? läßt er seine Offenbarungen heftweise nach wörtlichen Dictaten schreiben, wie ein Professor, der keinen freien Vortrag hat? —

„Profane Vergleichung! Wir glauben und behaupten, daß in diesen heiligen Urkunden allein die ächte, unmittelbare Offenbarung zu finden ist; und wer nicht in jedem Worte derselben das Wort Gottes anerkennt, ist ein ungläubiger Ketzer."

Aber, lieber Herr, ist es nicht Vermessenheit bestimmen zu wollen, wo die göttliche Wirksamkeit sich mittelbar oder unmittelbar offenbare? — Wie kommt man, um mit dem würdigen Ammon zu reden, zu dem gewaltigen Sprunge, von der allgemeinen ewigen Idee dessen, welcher ist, war und sein wird, zu einer Schrift, welche einmal nicht war und in einer andern Ordnung der Dinge vielleicht nicht mehr sein wird? Stehen Gottes Gedanken und Rathschlüsse nicht am Himmel, auf den Gipfeln der Berge, in den Tiefen des Abgrunds, in den Herzen der Menschen? Ist sein heiliges Wort nicht ein ewiges, alle Jahrhunderte durchlaufendes, alle endlichen Geister und Gemüther durchdringendes Wort? War es nicht seine lebendige Kraft, welche fromme Männer der Vorzeit begeisterte, ehe noch die nachtretende Frömmigkeit des Gedächtnisses ihre Lehren aufzeichnete, sie von einer Sprache und Pergamentrolle auf die andere übertrug, ergänzte, ausstattete, veränderte und in den unvermeidlichen Wechsel der Buchstaben und Blätter warf? Hat nicht der Apostel selbst die lebendigen Briefe des Geistes hoch über die von seiner Hand geschriebenen gestellt? (2. Corinth 3. 2.) Erinnert euch doch an die lange Reihe von Bildern, Allegorien, Modificationen, Gegensätzen und Widersprüchen des heiligen Buchstabens selbst, die noch kein Schriftgelehrter vollkommen aufgeklärt und ausgeglichen hat, an die Sündfluth von Meinungen, Muthmaßungen, Commentaren, Paränesen, Schediasmen, die sich wie ein todtes Meer über diese ehrwürdigen

Schriften ergossen haben, an die Kämpfe der gemeinsten, unwürdigsten Leidenschaften, welche ihre Erklärer zur Schmach und Verdunklung des christlichen Namens in das Dasein gerufen haben. In allen diesen Verirrungen findet ihr nicht mehr das reine lautere Gotteswort, dessen ihr euch rühmt, sondern das eitle Wort der Menschen, dessen Knechte ihr seid. —

* * *

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß wir in der heiligen Schrift keine göttliche Offenbarung anerkennen, sondern wir nehmen nur das Recht in Anspruch, das, was uns als unmittelbare Offenbarung geboten wird, prüfend zu vergleichen mit der unbestreitbaren Offenbarung Gottes in der Natur, in der Vernunft und in der Geschichte, und nur das als göttlichen Ursprungs anzuerkennen, was diese Prüfung aushält und den sittlichen Bedürfnissen und Forderungen der Vernunft entspricht. — Ohne das in unser Gemüth geschriebene Sittengesetz würde uns ja keine äußere Offenbarung Kunde bringen können von einem heiligen Gott; diese innere untrügliche ist also mit weit größerem Rechte als jene äußere eine unmittelbare zu nennen, auf welche die geistlichen Herrn ausschließlich alles Gewicht legen, da diese, auch bei der Annahme einer göttlichen Inspiration, doch durch eine dicke Schicht von Zeitansichten, Vorurtheilen, Mißverständnissen, Sprachunkunden, und überdieß oft durch tausend ungeschickte Schreibefinger und Griffel gegangen ist. Man wird uns also erlauben müssen, von Gottes Wort dasjenige als menschliche Zuthat auszuscheiden, was der Idee des höchsten Wesens nicht entspricht, den Aberglauben begünstiget, die Sittlichkeit beeinträchtiget, und die allgemeine Menschenliebe unmöglich macht. — Nur was den Glauben, die Liebe, die Gerechtigkeit fördert, kann, wie Paulus sagt, von Gott eingegeben und seiner würdig sein.

* * *

Die Religion, sagt Noak, ist ihrem Ursprunge nach nothwendig und das Ich (die sittliche Vernunft), das sie Setzende. Daß sie in dieser ihrer ewigen Positivität für den Menschen ist, dies ist die Wahrheit ihres Geoffenbartwerdens als die Einheit ihres Seins und Gesetztseins im Wesen des Menschen, d. h. mit dem erwachten Bewußtsein seines vernünftigen und sittlichen Wesens ist dem Menschen zugleich die Religion oder die Verbindung mit einem heiligen Gott gegeben. — „Daß freilich mit dieser Auffassung die gewöhnliche supernaturalistische Vorstellungsweise vom Positiven und Geoffenbarten in der Religion, in dem Sinne einer dem Menschen auf übermenschlichem Wege, von oben und außen mitgetheilten Religion, ein für allemal entschieden verlassen und als ein solcher Standpunkt bezeichnet ist, der längst antiquirt und als kindischer überwunden sein sollte, liegt am Tage." — In der That, die Religion ist ein nothwendiges Postulat der praktischen Vernunft, eine unerläßliche Ergänzung der Sittlichkeit, deren Gesetze, weil mit den Naturgesetzen im Widerspruch, ohne die Religion gar keine Begründung haben und der natürlichen Selbstsucht als Hirngespinst erscheinen würden. Daher kann die Religion nicht von Außen mitgetheilt, wohl aber durch Unterricht aus dem Innern des Menschen entwickelt und zum Bewußtsein gebracht werden, und die Lehre Jesu ist eben ein solcher Unterricht, welcher dem Menschen nichts andres offenbaren konnte und wollte, als was in seiner Vernunft oder in seinem Gewissen verborgen lag.

* *
*

Wir glauben an die Wahrheit des Christenthums, nicht weil es uns von der Kirche als eine göttliche Offenbarung dargeboten wird, sondern wir halten das Christenthum für eine höhere Offenbarung, weil wir nach sorgfältiger Prüfung finden, daß seine Lehren mit der ursprünglichen, in der Vernunft niederlegten Offenbarung übereinstimmen und wir also zu dem Schlusse berechtigt sind, daß diese Lehren derselben Quelle entflossen sind, als deren Ausfluß auf die Vernunft mit ihren sittlichen Elementen überhaupt zu betrachten ist,

jener ewigen göttlichen Quelle nämlich, aus welcher alles Wahre, Gute und Schöne, was sich in der Welt findet, geströmt ist, noch strömt und ohne Aufhören strömen wird.

* * *

Seit Jahrhunderten haben die Theologen anstatt den Geist, die sittliche Kraft des Christenthums in sich aufzunehmen und durch Lehre und Beispiel weiter zu verbreiten, heftig gestritten über das Wesen desselben und bis auf den heutigen Tag sind sie nicht einig in ihren Ansichten und Meinungen, obgleich jede Partei behauptet, ausschließlich im Besitze der Wahrheit zu sein. Aber so viel ist gewiß: das Wesentliche, Ewige, Göttliche des Christenthums, — als der Religion der Menschheit, als der Stiftung und Befestigung eines Reichs Gottes auf Erden kann schlechthin nicht in demjenigen liegen, was Parteien trennt, worüber Exegeten, Kritiker und Symboliker streiten. Denn Jesus hat sich mit seiner Lehre nicht an den Scharfsinn der Gelehrten und Philosophen, sondern an die Einfalt des Volks gewendet, mit der Voraussetzung, daß der gemeine Menschenverstand völlig genüge, um ihn zu fassen. Wenn das Christenthum eine Kraft Gottes ist, so durchdringt es auch kräftig alle Gemüther, die sich nicht absichtlich durch Laster und Vorurtheile dagegen verschanzen. Aber eben deswegen, weil das Wesen des Christenthums so einfach, so leicht zu fassen ist, hat es den Priestern, die zugleich Mystagogen sein wollen, nicht genügt, und sie haben nicht eher geruht, als bis sie die christliche Religion mit einem siebenfachen mystischen Schleier umhüllt hatten, dessen Lüftung als ein Frevel verpönt war und theilweise noch jetzt ist.

* * *

Wodurch sich die christliche von der allgemeinen Vernunftreligion unterscheidet, ist nicht der einfache Glaube an den alleinwahren Gott und an die Einheit unsers Berufs zu einem ewigen Leben, denn dieser Glaube ist ein nothwendiges Postulat der Sittlichkeit, sondern der Charakter der Kindlich-

keit, den das Christenthum in unsern Gottesglauben gebracht hat, und dann liegt die Unterscheidung noch vorzüglich in der Verbindung dieses allgemeinen Glaubens mit dem besondern, der uns das ewig Wahre, Gute und Schöne in einem einmal erschienenen Menschenleben zur klarsten Anschauung bringt, so daß wir die Erkenntniß des göttlichen Willens, unsere wesentliche Lebensbestimmung nicht mehr suchen dürfen, sondern sie im Leben Jesu in ihren unwandelbaren Grundzügen vor Augen haben, so daß der Eine für alle Menschen genug gethan hat, indem er ihnen in seiner Persönlichkeit die Möglichkeit zeigte, wie der heilige, d. i. der reine sittliche Geist zur Erscheinung kommen und gleichsam Mensch werden könne. — Das einzig wahre und untrügliche Kriterium für die Göttlichkeit seiner Lehre hat Jesus selbst angegeben, wenn er Joh. 7., 16 u. 17. sagt: Meine Lehre ist nicht meine, sondern deß, der mich gesandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede. —

Aus dem Begriffe eines sittlichen religiösen Mustermenschen, dessen Realität wir in Jesum erkennen, folgt nothwendig die Göttlichkeit seiner Sendung. Es war keine Selbsttäuschung, wenn er sich als einen Gottgesandten, als einen Bringer und Eröffner göttlicher Offenbarungen ankündigte. Jeder sittliche Mensch wird in den Momenten, wo er, allen sinnlichen Neigungen zum Trotz, blos der Weisung seines Gewissens folgt, einer göttlichen Offenbarung theilhaftig, denn unsere Vernunft kommt von Gott; in unserm Gewissen liegt ein unmittelbares göttliches Gesetz, welches mit dem Naturgesetze nichts gemein hat. Wirkt also Gott, wie auf jedes Geschaffene, auf unser Gewissen, wie viel mehr muß das reine Gewissen Jesus, des vollkommensten Menschen, der der göttlichen Einflüsse voll, und als ein Quell ewiger Offenbarungen sich kund giebt, zu denken sein. In ihm war jenes geistige Vermögen, wodurch wir mit Gott eins werden, jener moralische religiöse Sinn, den die h. Schrift den h. Geist nennt, in eminentem Grade vorhanden und leitete ihn in alle Wahrheit. Den Beruf, ein neues Gottesreich zu stiften,

fand er in einem unwiderstehlichen Antriebe, und in der Betrachtung der Unwissenheit und Unsittlichkeit, worein seine Zeitgenossen versunken waren; und das Creditiv, das er aufzuzeigen hatte, war die Wahrheit seiner Lehre, von welcher sich Jeder denkend und handelnd selbst überzeugen konnte. Aber in der Anwendung auf das Herz und auf das Leben sollte die Göttlichkeit dieser Lehre vorzüglich gefunden werden.

* * *

Also die Befolgung seiner Lehre, nicht die Annahme einer Glaubensformel, hat Jesus zur Bedingung der Gemeinschaft mit ihm gemacht; wie hätte es auch anders sein können, da er kein abgeschlossenes Dogmensystem aufstellte, sondern vielmehr erklärte, daß er gekommen sei, um die Menschen vom Joche des Buchstabens zu erlösen. Er begann die beabsichtigte Gründung des Gottesreichs nicht mit der Forderung, ein langes, haarscharf bestimmtes Glaubensbekenntniß abzulegen, sondern mit dem Aufrufe an Alle: Thuet Buße, d. i. bessert eure Gesinnungs- und Handlungsweise, und setzte also auch bei Jedem die sittliche Kraft zu dieser Besserung voraus. Wie wenig ihm an einem thaten- und liebeleeren Glauben an seine Würde gelegen war, geht aus dem Ausspruche hervor: „nicht Alle, die zu mir sagen, Herr Herr, werden ins Himmelreich kommen, sondern nur die den Willen thun meines Vaters im Himmel;" oder wenn er sagt (Joh. 13., 25.): „dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet." Also werden die ächten Jünger Jesu auch nicht an dem Symbol zu erkennen sein, welches die Staatskirche als ausschließliches oder doch nothwendiges Kennzeichen dem Christenthum aufgedrückt hat. Nicht von seinen Wunderthaten, sondern davon machte er den Glauben an seine göttliche Sendung abhängig, daß er die Werke Gottes, d. i. die Thaten der Liebe wirklich thue (Joh. 10., 37), also inwiefern er sich selbst als das Muster eines sittlich guten Menschen aufgestellt und betrachtet wissen wollte.

Aber bis auf den heutigen Tag haben die christlichen

Pharisäer, denen das Christenthum blos eine äußere Geberdung, nicht eine innere Gesinnung ist, diese Wahrheiten nicht erkannt, noch immer legen sie ein größeres Gewicht auf das Herr, Herr sagen, als auf die praktische Nachfolge Christi; auf das Bekenntniß mit dem Munde, als auf das mit dem Herzen; auf den Glauben an undurchdringliche metaphysische Geheimnisse, als auf den Glauben an das geheimnißvolle moralische Band, welches den Menschen mit Gott und Christo verbinden sollte. Möchte doch das Reich dieser Herrn bald ein Ende nehmen, dann würde das Reich Gottes mehr Ausbreitung gewinnen.

Möchten doch alle, die allein im Buchstabenglauben das Heil der Kirche finden, bedenken, daß dieser Wahn allein es verschuldet hat, daß so viele Stellen der Kirchengeschichte mit Blut geschrieben sind. Möchten besonders die orthodoxen protestantischen Geistlichen, die ein so großes Gewicht auf die Autorität legen, an das wahre Wort Luthers denken, wenn er, dem Aufblitze seines großen Geistes, nicht dem ererbten Vorurtheile folgend, sagt: Also ist das Gesetz Christi nicht Lehre, sondern Leben, nicht Wort, sondern Wesen, nicht Zeichen, sondern Fülle, (vom Mißbrauch der Messe 1522) — und an einer andern Stelle: Der Glaube ist nichts anderes, denn das rechte wahrhaftige Leben. — Freilich urtheilte Luther auch zuweilen anders, wenn er von dem eingesogenen Wahne befangen war, daß der Mensch, um den Logos oder die Mustervernunft zu erkennen, seine eigene Vernunft unter die Bank stecken müsse.

* * *

Wenn im neuen Testamente ein so vorzügliches Gewicht auf den Glauben gelegt wird, so kann nicht der Glaube an gewisse Dogmen oder undurchdringliche Geheimnisse, am wenigsten der Glaube an metaphysische Speculationen, die dem menschlichen Verstande zumuthen, das Undenkbare zu fassen, das Widersprechende in einen Begriff zu vereinigen, gemeint sein. Der rechte apostolische Glaube ist die Hingebung des ganzen Gemüths an das Heilige und seine Offenbarung in

der Menschenwelt und Geschichte; also auch an die, uns in der Persönlichkeit Jesu zur Anschauung gekommene Offenbarung einer moralischen oder heiligen Weltordnung, in welche sich der gebesserte Mensch einfügen und in Verbindung mit anderen ein Reich Gottes auf Erden bilden soll. Die Seligkeit, zu deren Erlangung der Glaube behülflich sein soll, ist in Jesu Sinne nichts anderes, als die innere beseligende Ueberzeugung, diesem von Jesu gestifteten Gottesreiche anzugehören. Man darf also den moralischen Glauben, der eine geistige Lebenskraft ist, nicht verwechseln mit dem Glauben an geschichtliche Thatsachen oder an überlieferte Lehrsätze.

* * *

Christus, der Offenbarer der vollkommenen Religion, ist das alleingenügende objective Band der Einigung im Glauben. Sein göttliches Leben und Lehren ist ein Gotteswort für alle Menschen, zu denen es gelangt, sofern sie es richtig verstehen und zum Muster des eignen Lebens machen. Das auf diese Art bewirkte Einssein des Menschen mit Gott in sittlicher Beziehung ist der specifische Charakter der christlichen Religion. Auf diesem sichern Boden der objectiven Glaubenseinheit lasse man die Mannigfaltigkeit der verschiedenen subjectiven Glaubensansichten sich ungehindert entwickeln. Eine durch die eisernen Klammern des Worts und Buchstabens erzwungene Einheit, ist der freien Persönlichkeit, die Gott den Menschen verliehen, zuwider. Wahres Menschenleben, nach dem Vorbilde des Lebens Jesu, gibt es nur in christlicher Freiheit. Das ist der Wille Gottes und keine Erdengewalt soll ihm widersprechen.

* * *

Der Begriff, Glaubenspflicht, enthält einen offenbaren Widerspruch. Der Glaube kann zwar durch gründliche Belehrung erweckt, aber nicht durch Machtgebote erzwungen und zur Pflicht gemacht werden. Meinen und Glauben ist seiner Natur nach wandelbar. Der sittliche Glaube, der die Pflichterfüllung zu seiner Voraussetzung und Folge hat, ist

zwar etwas Feststehendes, aber deswegen kein Pflichtgebot, so wenig als die Conclusion eines richtigen Vernunftschlusses. Der Glaube an Gott und an seine Gerechtigkeit und Heiligkeit ist eben die letzte Conclusion, zu der eine Menge von Schlußreihen führen. Also auch dieser Glaube ist keine Pflicht, sondern eine Denknothwendigkeit.

* * *

Kant sagt in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten: Es ist überall in der Welt, ja auch außer derselben nichts zu denken möglich, was ohne Einschränkung könnte für gut gehalten werden, als allein der gute Wille. — Dagegen sagen die Industrieritter, Börsenspeculanten, Actienschwindler, Fabrik- und Handelsherrn: es ist nichts gut in der Welt als das Geld, während die Hofherrn das höchste Gut in die Gnade des Fürsten setzen. Die christlichen Pharisäer und Schriftgelehrten aber behaupten, daß nichts gut sei im Himmel und auf Erden, denn der reine, d. i. der altorthodoxe Glaube, und dringen darauf, daß diejenigen, welche der kantischen Meinung sind und auf den guten Willen einen Werth legen, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, damit die christliche Kirche nicht das Unglück erlebe, daß die durchaus sittliche Religion Jesu vor der Dogmatik den Vorrang gewinne. —

* * *

Der rechte religiöse Glaube ist die Ueberzeugung, daß die sittlichen Gesetze die Gesetze der Vernunftwelt sind. Das ist auch der Glaube, auf welchen Jesus dringt, indem er die Menschen zum Eintritt in das Gottesreich, wo nur das Gute herrschend sein soll, einladet und sich als das leuchtende Vorbild darstellt, welches sie als Mitglieder dieses Reichs immer vor Augen haben sollen. Man hat demnach die Religion entweder in der Gesinnung und im Handeln, oder man hat sie gar nicht, und wenn man noch so streng kirchlich

gesinnt ist, auf noch so viele, angeblich alleinseligmachende Dogmen schwört.

* * *

Nach Schleiermachers Glaubenslehre ist der christliche Glaube nicht aus den Schriften des neuen Testamentes, sondern sie sind aus dem Glauben hervorgegangen, welchen der persönliche Eindruck des Erlösers in den Aposteln gewirkt hatte. Das alte Testament hat mit dem neuen nicht gleiche Dignität; denn die Geschichte der Kirche lehrt, daß der Uebergang aus dem Heidenthum mit dem aus dem Judenthum zum christlichen Glauben mindestens auf gleicher Stufe steht. Die Apostelgeschichte und die Episteln Pauli beweisen zur Gnüge, daß der Heide, um ein Christ zu werden, sich keineswegs zuvor den alttestamentlichen Standpunkt anzueignen nöthig hatte. War bei den Juden das positive Gesetz, so war dagegen und ist stets bei den Heiden das in den Herzen geschriebene Gesetz der Führer (παιδαγωγος) zum Glauben an Christum, woraus hervorgeht, daß es im Heidenthume sowohl, wie im Judenthume einen Anknüpfpunkt an's Christenthum giebt. Wer also dem alten Testamente in dem nämlichen Sinne und Umfange, wie dem neuen, Inspiration vindiciren wollte, würde consequenter Weise dahin getrieben werden, auch den heidnischen Religionsurkunden dieselbe Dignität einzuräumen.

Möchten das doch die in diesen Tagen so lautwerdenden Autoritätsgläubigen beherzigen, welche, anstatt die religiösen Wahrheiten an den Wahrheitssinn des menschlichen Geistes, an das in die Gemüther geschriebene göttliche Gesetz anzuknüpfen, immer nur die Christen bloß an die Zauberformel: „es stehet geschrieben," verweisen, und jeden zur Hölle verdammen, der von diesem Spruche an das Tribunal der Vernunft appellirt. Nach diesem Zuschnitte erhält die Religion die Gestalt eines Zuchtmeisters, die Kirche wird ein Correctionshaus, wo der Satan als Büttel fungirt, den man in dem Drama dieser Heilsordnung nicht entbehren kann. Nach der Versicherung der orthodoxen Glaubenseiferer genügt der

auf dem Grunde der Liebe sich äußernde Glaube an Gott und an seinen Gesandten Jesum Christum durchaus nicht, wenn wir nicht zugleich an den Teufel glauben und die dämonischen Einflüsse zugestehen, wodurch dieser Erzschelm das Meisterstück der Schöpfung, dem allmächtigen Schöpfer zum Trotz, verunstaltet, verhunzt und verstümmelt hat. Und daß mit dem Glauben an den Teufel auch der an eine Menge von Teufelsfratzen verbunden ist, versteht sich von selbst. Geht der sittliche Charakter der Religion verloren, so macht sie der Teufel zu einem Werkzeuge des Fanatismus.

* * *

Von allen Seiten hört man den Ruf: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Wenn aber christlich gesinnte, gottbegeisterte Männer auftreten, um aus diesem Rufe Ernst zu machen, d. h. wenn sie den Versuch wagen, Jesum, seinen Geist, seine Lehre, sein Beispiel als Centralpunkt der christlichen Kirche aufzustellen und dieselbe auf die ursprüngliche Idee eines Reiches Gottes in der Menschenwelt zurückzuführen; dann erheben die hochgestellten christlichen Zionswächter ein gewaltiges Geschrei gegen diese Herolde der Wahrheit, als wären sie Himmelsstürmer, die mit nichts Geringerem umgingen, als den alten Gott von seinem ewigen Throne zu stoßen. Ihr reformatorisches Bemühen wird als ein ketzerisches, gottloses, die Kirche untergrabendes Beginnen dargestellt und den Gewalthabern denuncirt, damit die Polizei eiligst Graben, Wälle und feste Bollwerke um die bedrohte Kirche aufwerfe und die Brustwehren des Glaubens mit bewaffneten Gensd'armen und Schergen besetze.

* * *

Nicht der lebendige Geist Christi, sondern sein Leib, sein Rock, d. h. die mystische Umhüllung, womit der theologische Schneiderwitz finsterer Jahrhunderte Christum und seine Lehre bekleidet und verunstaltet hat, soll nach dem Gebote des Pfaffenthums in alle Ewigkeit das Grundprincip der christ-

lichen Kirche sein; auf dürre Wortformeln, unverständliche Dogmen, auf Mirakel und Mysterien, auf die Erfindungen und Speculationen des hierarchischen Eigennutzes sollen immerdar Religion und Kirche sich gründen und die christliche Liebe, die reine Sittlichkeit nur allenfalls als zufällige Verzierungen gelten. Mag durch solche todte Formen der Geist Jesu auch verflüchtiget, seine Lehre in eine unfruchtbare Mystik verwandelt und sein Beispiel in eine unerreichbare Höhe hinaufgeschraubt werden; mag der Widerspruch der kirchlichen Lehren mit den Grundsätzen der Vernunft noch so handgreiflich sein, es hilft nichts; man soll und muß daran glauben, denn sie sind von der Zeit einmal heilig gesprochen; der Widerspruch ist als ewige Wahrheit sanctionirt, das Undenkbare ist kirchliches Denkmuster. Darum wehe dem, der daran rührt; er ist ein Frevler, ein Irrgläubiger, ein Atheist. Selbst die Gemäßigten rufen: entweder Hengstenberg oder Bruno Bauer, d. h. man muß entweder ein Anhänger der unter das Zeitbewußtsein tief herabgesunkenen alten Dogmatik oder ein Gottesleugner sein. — Freilich, wenn jenes aus mythischen Bildern, mystischen Gespenstern, leidenschaftlichen Regungen, despotischen Launen, wunderlichen Einfällen zusammengeflickte Idol, wofür die christliche Orthodoxie kämpft, der kirchliche Gott sein und bleiben soll, dann muß jeder vernünftige Christ ein Gottesleugner sein und sich von der Kirche lossagen.

* * *

Es ist nicht der wirkliche historische Christus, sondern ein eingebildeter, idealer, dogmatisch zugestutzter, für welchen die eifrigen Kirchenbehörden und die in der Staats- und Kirchenwelt das große Wort führenden hohen Herrschaften eine so große Verehrung haben oder affectiren. Wenn Jesus in diesen Tagen wieder aufträte, so würde er neuerdings wie vormals die Rolle eines Kreuzträgers übernehmen müssen; wenigstens würde er nicht das kleinste Ehrenkreuzchen erhalten, sondern gezwungen werden, das große Kreuz — nicht als Großkreuz auf der Brust, — sondern als drückende Last auf den Schultern, oder auf dem gepreßten Herzen in dem Sinne zu tragen, wie

es so viele Wahrheitsfreunde tragen müssen; der Kranz seiner Verdienste würde nicht mit vergoldetem Eichenlaube, sondern mit manchen Dornenzweigen durchflochten sein.

Man wird diese Behauptung etwas keck finden, und sie allenfalls von dem barbarischen Mittelalter, wo Männer, die sich den Heiland zum Muster genommen hatten, so häufig den Scheiterhaufen besteigen mußten, aber nicht von unserm aufgeklärten Jahrhundert gelten lassen. Indeß seien wir nicht zu stolz auf unsere Civilisation, die noch gar manche Spur vom Roste des Mittelalters an sich trägt! Sie hat zwar viele glänzende Seiten, aber auch in dieser Beziehung kann man sagen: es ist nicht Alles Gold, was gleißt, und die Gleißnerei ist auf dem glatten Fußboden der großen Welt beliebter als die charakterfeste Ueberzeugungstreue, welche der officiellen Falschheit, der diplomatischen Zweideutigkeit keine Concessionen macht. Es zeigen sich in dem Leben Jesu so viele kräftige Aeußerungen einer seltenen Persönlichkeit, wovon in unserer Zeit schon eine einzige hinreicht, einen starken, gesinnungsvollen Charakter zu verdächtigen und der Verfolgung auszusetzen. — Nur Einiges will ich anführen.

Fragen wir zuvörderst: in welchem Lichte würde Jesus in den Augen unserer Kirchenpatrone erscheinen, wie würden unsere altgläubigen Phärisäer und Schriftgelehrten ihn beurtheilen? Das versteht sich von selbst, daß er sich vor einer theologischen Examinationscommission würde zu stellen haben, und daß diese vor allem sich von seiner Rechtgläubigkeit, von seiner dogmatischen Gelehrsamkeit würde versichert haben müssen, bevor er die Erlaubniß zum Lehren und Predigen erhalten könnte. Gott im Himmel, wie würden die Herrn Präsidenten und Consistorialräthe die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen über die neologischen Grundsätze und Ansichten des Candidaten, vorausgesetzt, daß sie von seiner Göttlichkeit nichts wüßten! Nicht einmal von der göttlichen Dreieinigkeit weiß er gehörig Rede und Antwort zu geben, weil er nichts davon weiß. — **Horribile dictu!** — Gewiß, meine Herrn, Jesus wußte kein Wort von dem Nicänischen und Äthanasischen Symbolum, denn Marc. 12, 29 dringt er ernstlich auf das alte Mosaische Gesetz:

Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott, und modificirt es nicht dahin, daß dieser einige Gott auch zugleich ein dreieiniger sei, vielmehr sagt er Joh. 17, 3 unumwunden: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Und im ähnlichen Sinne spricht er und seine Apostel an vielen andern Stellen. Der Gesandte Gottes, der Mittler zwischen Gott und den Menschen kann ja nicht zugleich der einige und einzige Gott sein! —

Daraus folgt schon von selbst, daß Jesus nicht an seine eigne Gottheit glaubte und also als Vorgänger der Arianischen Ketzerei betrachtet werden kann, und diese Folgerung findet ihren Beleg in vielen Aeußerungen des Erlösers. So antwortet er Matth. 19, 17. auf die Anrede „guter Meister:" Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der ewige Gott, und Joh. 14, 28. sagt er: der Vater ist größer als ich. Auch schreibt er sich keine Allwissenheit, nicht einmal ein prophetisches Vorwissen zu, denn er versichert Marc. 18, 32: Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater. Freilich, wenn sich Jesus nicht einmal die moralische Eigenschaft der absoluten Güte zuschrieb, so konnte er sich um so weniger die metaphysischen Attribute der Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart vindiciren. — Wenn Jesus betete, so konnte seine Andacht doch wohl nicht an die eigne Gottheit gerichtet sein, und das Bewußtsein der realen Einheit mit Gott hätte den Zweifel der Todesangst, von Gott verlassen zu sein, gar nicht aufkommen lassen. Er war allen menschlichen Bedürfnissen unterworfen und nahm nach Luc. 2, 52. zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen. Aber ein Gott ißt, trinkt, schläft nicht und ist auch keiner Zunahme oder Abnahme der Vollkommenheit fähig. Was aber die Hauptsache ist, ein Gott kann den schwachen, staubgebornen Menschen nicht auffordern, nachzufolgen seinen Fußstapfen*).

*) Anmerk. Wenn man, um diesen letzten Einwurf abzuweisen, sagt, Jesus habe sich seiner Gottheit entäußert, um in allen Verhältnis-

Ferner glaubte Jesus schwerlich an Art. 2 und 18 der Augsburg. Confession, worin die aus der Erbsünde fließende gänzliche Verdorbenheit des Menschen behauptet und in der unverdienten göttlichen Gnade das einzige Rettungsmittel gefunden wird. Denn er ruft Marc. 10, 14.: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes," und in unzähligen andern Stellen nimmt er die freie Thätigkeit des Menschen zu seiner Bekehrung und Besserung in Anspruch; Stellen, worin die strenge Orthodoxie schon längst Pelagianische Irrthümer würde gewittert haben, wenn sie mit unbefangenem Auge an deren Prüfung gegangen wäre. In der Stelle z. B. Joh. 14, 23., (Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen) ist ja das Halten an der Lehre Jesu offenbar als die Bedingung der göttlichen Gnade, nicht umgekehrt diese als Grund von jenem gesetzt.

Eben so mißlich möchte es bei unserm großen Religions-

---

sen seines irdischen Lebens, als wahrer Mensch auftreten zu können, so hat diese Behauptung keinen vernünftigen Sinn; denn kein Wesen kann sich seiner wesentlichen Eigenschaften entäußern, keine einzige derselben gleichsam bei Seite legen, ohne daß es seinem Begriffe nach vernichtet würde. Man kann sich die Gottheit Christi doch nicht denken, wie einen Sonntagsrock, oder Staatsmantel, der beliebig an- und abgelegt werden könnte und den Jesus gewöhnlich nicht, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen haben soll. Selbst Gott kann sich seiner Weisheit, Allwissenheit, Allmacht nicht entäußern, ohne seiner Idee nach aufzuhören, Gott zu sein. Daß die Orthodoxie vor solchen monströsen Gedanken nicht erschrickt, ist eben kein Beweis von ihrer philosophischen Bildung. —

Die Ansicht dieser Entäußerung gründet sich besonders auf Philipp. 2, 6. ff., aber die neuere Kritik hat nachgewiesen, daß der Brief an die Philipper so wie die an die Epheser und Colosser gnostische Elemente enthalten und nicht paulinisch sind. S. Paulus, der Apostel Jesu Christi v. F. Ch. Baur. — Dagegen soll nicht geläugnet werden, daß Christus bei den neutestamentlichen Schriftstellern mit einer göttlichen Glorie umgeben erscheint; aber daraus läßt sich bloß der Schluß ziehen, daß er eine, in ihrer Art einzige, gottverwandte Erscheinung gewesen sein muß, da seine hohe Persönlichkeit einen solchen Eindruck in den Gemüthern der Seinigen hinterlassen konnte, wodurch sein Bild zu einer colossalen Höhe gesteigert und fast zu göttlicher Majestät verklärt wurde.

stifter mit der orthodoxen Tactfestigkeit in Bezug auf die angebliche Fundamentallehre des Christenthums von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben stehen, wofern man unter Glauben etwas anders versteht, als eine gottergebene Gesinnung; denn er weiset der Liebespflicht den höchsten Rang an, macht Werke der Liebe zur Bedingung der Seligkeit (Matth. 25, 35—36.) und erklärt somit das Bekenntniß durch die That für wichtiger, als das Bekenntniß durch das Wort, worauf unsere Dogmatiker doch fast ausschließlich das ganze Gewicht legen. Daß er von der Rechtfertigung ganz andere Begriffe hatte, als die aus der Bluttheorie des Anselmus abgeleiteten, worin die christliche Orthodoxie noch immer das Wesen des Christenthums erblicken will, geht sonnenklar hervor aus den Gleichnißreden Jesu von dem verlornen Sohne und vom Pharisäer und Zöllner im Tempel, Luc. 18, 9—14. In der ersten wird die Vergebung der Sünden abhängig gemacht von der reuigen, nicht durch einen Gnadenruf, sondern durch die Folgen der Sünde bewirkten Rückkehr zum Vater, und nach der zweiten geht der Sünder gerechtfertiget von dannen, nachdem er im Vertrauen auf die Gnade Gottes mit dem festen Vorsatze, sich zu bessern, seine Sünden reuig bekannt hat. Von einer fremden Genugthuung wird kein Wort gesagt, sondern auf die Gesinnung, auf die Richtung des Geistes zum Guten das ganze Gewicht gelegt. Sollte aber nach unserer Voraussetzung der zu prüfende Candidat auf die Frage seiner Examinatoren, „was er unter Rechtfertigung verstehe," etwa die Antwort geben:" Die Rechtfertigung ist die Versöhnung des Menschen mit Gott, welche bewirkt wird durch ein aufrichtiges Erkennen seiner Sünde als des Einzigen, was ihn von Gott trennt, und durch seine Sehnsucht nach Annäherung an Gott; sie hat also zu ihrer Bedingung das aus dem Bewußtsein seiner Schuld hervorgehende Streben nach fortschreitender Besserung," — so würden die frommen Herrn vom Consistorio ein großes Lamento erheben und dem Aspiranten mit bedenklichem Achselzucken zu verstehen geben, daß er keine Idee von dieser Grundlehre des Christenthumes habe, vielmehr von rationalistischer Neologie angesteckt sei, vor welcher die christlichen Gemeinden

sorgfältig verwahrt werden müßten. — Wenn man dagegen sagt: „Paulus hat eine andere Rechtfertigungslehre," so nehmen wir die Erlaubniß in Anspruch, uns an die, von Jesus aufgestellte zu halten.

Noch mehr Anstoß als diese theoretischen Lehren, möchte das praktische Leben des Heilands, seine Bewegung in den socialen Kreisen, die Ausübung seines Lehr- und Strafamts in unserer Zeit veranlassen. Mit welcher Indignation würde seine scharfe Polemik gegen die scheinheiligen Staatstheologen, die modernen Pharisäer und Schriftgelehrten aufgenommen werden; wie würden sich unsere guten Pietisten scandalisiren an seinem scharfen Tadel ihres Sauersehens, ihrer langen Gebete, ihrer ostensibeln Kirchlichkeit, und an seiner Uebertretung der strengen Sabbathsedicte; wie würde die gute loyale Presse seinen Umgang mit Zöllnern und Sündern, seine Theilnahme an festlichen Mahlen ausbeuten und zu perfiden Insinuationen benutzen. Wie würde ferner die Polizeigewalt erschrecken vor dem blendenden Lichtglanz seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe; was würde sie sagen zu seinen häufigen Excursionen ohne Urlaub und Paß, zu den bedenklichen Volksversammlungen, die sich überall um ihn als Sprecher bildeten, die er duldete und veranlaßte, obwohl er aus den Edicten der heutigen Staatsweisheit hätte lernen können, daß eine gute Staatsordnung sich nicht mit solchen Associationen verträgt? — Wie würde man über Untergrabung der Religion, der gesetzlichen Kirchenform schreien, so oft er seine neue Lehre in der bekannten Formel: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, — — ich aber sage euch" zu verkündigen unternähme, oder das Flicken der Orthodoxie an den alten Schläuchen für den Most seiner neuen Lehre verdammte!

Was aber das Schlimmste ist: Jesus will nicht der Herr von Knechten, sondern der Erstgeborne unter vielen Brüdern sein; er weiset auf eine Zeit hin, wo die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden; er ruft: „Wehe über euch, ihr Reichen, ihr habt euern Lohn dahin;" — er meint, es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme; er behauptet: „Alles, was hoch ist auf Erden, ist

ein Gräuel vor Gott;" er will, daß die Wahrheit den Menschen frei mache; er nennt sogar den König Herodes einen Fuchs. — Was brauchen wir noch weiter Zeugniß, würde eine, zur Untersuchung demagogischer Umtriebe aufgestellte hohe Centralcommission sagen: der Mann ist ein arger Demagog, ein Verbreiter und Colporteur der revolutionairen Freiheits- und Gleichheitsideen, gegen welche die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu, so eifrig ankämpfen, ja was noch mehr ist — ein Communist, ein Majestätsbeleidiger, ein Staatsverbrecher — ach, der Empörer gegen die gesetzliche Ordnung hat die Revolution schon angefangen, er hat seinen tumultuarischen Einzug in die Hauptstadt gehalten und im Tempel die Tische der Wechsler und Taubenverkäufer (Ablaßkrämer und Reliquienhändler?) umgestoßen, — und zwar nicht wie Luther und Ronge, allein durch die Kraft des Wortes, sondern mit der Stärke seines gewaltigen Armes. — Da muß eiligst und schleunigst Einhalt geschehen, ein Inquisitionsproceß eingeleitet und ein Exempel statuirt werden*).

Ist es nach diesen Andeutungen noch zu verwundern, wenn der politische und kirchliche Absolutismus trotz des vielen Redens vom historischen Christus, einen solchen geisteskräftigen Heiland, wie er in den Evangelien dargestellt wird, nicht will, sondern einen durch Abstractionen ertödteten, einen metaphysisch zugestutzten, in Mysterien gehüllten, — ein Mumienpräparat der bornirten Dogmatik finsterer Jahrhunderte? Bei einer solchen idealen, in unendliche Höhe hinaufgerückten mystischen Persönlichkeit des Heilandes ist keine Gefahr zu besorgen für den modernen Polizeistaat, und wenn etwa ein gottbegeisterter Glaubensheld sich auf dieses Musterbild moralischer Stärke

---

*) Anmerk. Aehnlichen Verdächtigungen und Verfolgungen möchte auch der kräftige Luther ausgesetzt sein, wenn er in diesen Tagen aufträte. Die Polizei würde ihm gar bald ein Schloß vor den Mund und die Censur mit ihrem großen Rothstift einen unzerbrechlichen Querriegel vor die Publication seiner Schriften gelegt haben. Männer, wie Luther, die rücksichtslos ihre Ueberzeugung aussprechen, finden jetzt keine Patrone, wie Friedrich der Weise und seine beiden Nachfolger es für den großen Reformator waren.

berufen wollte, so kann man ihn mit dem Spruche abfertigen: Superis sua jura, d. h. was einem Gotte erlaubt ist, dessen darf sich kein Mensch unterfangen. Freilich hat Jesus gesagt: ein Beispiel habe ich euch gelassen, daß ihr sollt nachfolgen meinen Fußstapfen; aber er hat auch hinzugefügt: wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! Daß diese Kreuzaufnahme von den Herolden der christlichen Wahrheit und Freiheit nicht vergessen werde und außer Gebrauch komme, dafür sorgen die Pharisäer aller Zeiten, deren Kaste nie ausstirbt und immer bei den Machthabern in Gunst steht, weil sie das Historische und Traditionelle vertheidigt; — sie sorgen dafür, daß wenigstens jene figürliche Kreuzigung, von welcher Karl Beck spricht, nicht abkomme:

Ein andrer Gott ist nun an's Kreuz geschlagen,
Der dorngekrönet zu den Völkern spricht:
Gedanke heißt er. Hört den Heilverkünder,
Vernehmt ihn Morgens und des Abends spät,
Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
Der diesen Gott zum zweitenmal verräth? —

* * *

Wie dem historischen Christus, wenn er jetzt aufträte, würde es auch den Schriften gehen, die von ihm handeln, wenn sie jetzt zum erstenmale gedruckt werden sollten. Setzen wir den Fall, daß die Schriften des neuen Testaments verloren gegangen wären, daß der Glaubensinhalt der christlichen Kirche sich bloß durch Tradition fortgepflanzt hätte und in den symbolischen Büchern fixirt worden wäre. Nehmen wir weiter an, daß durch einen glücklichen Zufall eine verborgene Handschrift des neuen Testaments aufgefunden, und eine theologische Prüfungscommission niedergesetzt worden wäre, um die Aechtheit derselben, nach der bestehenden unfehlbar angenommenen Glaubensregel zu untersuchen. Ei, wie bedenklich würden die mit diesem Prüfungsgeschäfte betrauten orthodoxen Herrn die Köpfe schütteln, wenn sie in diesen Urkunden keinen dreieinigen, sondern immer nur einen einigen Gott, und von Jesu fast immer den Ausdruck Menschensohn, nicht die Benennung

Gottmensch gebraucht fänden! Der auch häufig vorkommende Name Gottessohn, könnte sie vielleicht einigermaßen beruhigen, wenn sie nicht wüßten, daß die Juden ihren erwarteten Messias mit diesem Namen bezeichneten, und Jesus als der messianische Stifter zwar keines Juden- aber eines Gottesreiches kein Bedenken trug, sich diesen Namen zuzueignen. Mit dieser Betrachtung geht auch die Hoffnung verloren, in der Taufformel die Dreieinigkeit zu finden, da die Bemerkung sehr nahe liegt, daß die in das neue Gottesreich Eintretenden auf den Namen seines Stifters und auf den Geist seiner Lehre getauft d. i. eingeweiht werden mußten. Ach, würden die orthodoxen Herrn seufzen, da haben wir ja einen völlig ausgebildeten Arianismus; welches Gift des Unglaubens würde sich verbreiten, wenn Stellen wie Matth. 19, 17.; Macc. 13, 32.; Joh. 17, 3.; 1. Cor. 8, 6.; 1. Cor. 15, 27. 28. u. s. w. allgemein bekannt und als Gottes Wort hingenommen würden?

Eben so würden die frommen Kritiker mit ihrem Glaubensartikel von der natürlichen Unfähigkeit des Menschen zu allem Guten, von der ewigen Verdammniß Aller, die nicht durch die Taufe und durch den Glauben an die Gnadenwirkung des heiligen Geistes wiedergeboren worden sind, sehr in Verlegenheit kommen durch die Aussprüche Jesu und seiner Apostel, in welchen auf das bestimmteste die moralische Kraft des Menschen in Anspruch genommen wird und ohne den Beistand des h. Geistes zu erwähnen, die Sünder zur Buße und Besserung aufgefordert werden. Das sind ja aber offenbar pelagianische Maximen und diese Ketzerei ist ja längst verdammt worden; wie könnte ein hohes geistliches Ministerium dulden oder selbst Veranlassung geben, dieselben zu verbreiten und den öffentlichen Druck zu gestatten von Stellen wie Apost. 10, 34. 35., Röm. 1, 19—21., Röm. 2, 14—15?

Nicht weniger Anstoß würden die unzähligen Stellen der heiligen Urkunden bei unsern Glaubensrichtern finden, welche Thaten der Liebe, Rechtschaffenheit, Treue und Gutesthun ohne Aufhören zur Bedingung der Seligkeit machen und so die geltende Glaubensregel, nach welcher die Sünde nicht verdammt, wenn der Glaube da ist, und die Tugend, d. i. die von Liebe

beseelte Gesinnungs- und Handlungsweise nicht selig macht, wenn der Glaube fehlt, Lügen straft und verwirft. Demnach verfallen Bibelstellen wie Matth. 22, 37—39; Matth. 19, 16—27; Marc. 10, 17—21; Luc. 6, 35; Luc. 10, 25—37; Joh. 5, 29; Apostelg. 10 und der ganze Brief des Jacobus einer strengen Censur, und dürfen nicht ohne Weiteres vor das große Publicum treten.

Und was würde das heilige Tribunal zu den Widersprüchen und historischen Irrthümern sagen, die in den evangelischen Geschichten zuweilen vorkommen? kann der Geist Gottes, der doch nach der alten Glaubensregel alle h. Schrift inspirirt haben soll, sich selbst widersprechen? muß nicht nach dieser Voraussetzung die Aechtheit der Evangelien verdächtigt werden? Aber was noch mehr ist, es kommen ja nicht bloß im alten Testamente, sondern auch im neuen Stellen vor, die einem gewissenhaften Censor, der angewiesen ist, nichts passiren zu lassen, was den guten Sitten zuwider und gegen Religion, Moral und die öffentliche Ruhe und Ordnung gerichtet wäre, in große Verlegenheit setzen können. Er wird demnach in der Bibel gar vieles finden, wobei er von seinem Rothstift Gebrauch zu machen sich aufgefordert fühlt, vorausgesetzt, daß er unter Religion nichts anders versteht, als die gesetzlich gültige Glaubensform seiner Kirche und jede Polemik gegen öffentliche Mißstände, für ein Vergehen gegen die Staatsmoral nimmt und richtet. Wenn man die Gründe und Motive bedenkt, warum Bücher oft wegen einzelner aus dem Zusammenhange gerissener Stellen confiscirt wurden, so ließe sich gar wohl der Antrag hören, das nach unserer Voraussetzung erst aufgefundene ganz neue Testament wieder zu unterdrücken, denn dergleichen anstößige Stellen enthält es gar viele, wie Rousseau in seinen Briefen vom Berge (lettres de la montagne) an einem artigen, von strengen Censoren zu beherzigenden Beispiele zeigt. „Wir rufen," läßt er seinen Staatsfiscal sagen, „die Strenge des Gesetzes gegen ein ärgerliches, ein gottloses, frevelndes Buch an, dessen Moral darin besteht, die Armen zu berauben, um den Reichen reicher zu machen (Matth. 13, 12; Luc. 20, 26.), den Kindern zu lehren, Mutter und Brüder zu verläug-

nen, Matth. 12, 48, Marc. 3, 33; — sich ohne Bedenken fremdes Gut anzueignen (Math. 11, 2; Luc. 19, 39.) — den Bösen keine gute Lehre zu geben, weil sie sich sonst bekehren und Vergebung erlangen möchten (Matth. 4, 12; Joh. 12, 40.), Vater, Weib, Kinder und alle seine Blutsverwandten zu hassen (Luc. 14, 26.). Ich klage ein Buch an, in welchem überall die Zwietracht geschürt wird (Matth. 10, 34; Luc. 12, 51. 52.) u. s. w.

Welche frevelhafte Sprache, rufen die orthodoxen Frömmlinge voller Entsetzen! Aber, meine Herrn, diese Sprache ist nur die nothwendige Folgerung von euern Grundsätzen, daß man an Wort und Buchstaben der h. Schrift festhalten müsse.

Da die Statuten der römischen Kirche fast durchgängig im directen Gegensatze mit den Lehren Jesu und seiner Apostel stehen, so würde ein katholischer Inquisitionsrichter, Censor oder Kritiker unter derselben Voraussetzung freilich noch ungleich mehr ketzerisch anstößige und gottlose Stellen in der Bibel finden, als der engherzigste protestantische, und es ist daher kein Wunder, daß in der katholischen Welt die Bibel unter die verbotenen Bücher gehört, und nur den Geistlichen in einer corrupten lateinischen Uebersetzung (Vulgata) gestattet wird. Hier gilt nämlich wenigstens der erste Theil meiner Voraussetzung d. i. der Glaubensinhalt der Kirche hat die Tradition zur Grundlage; die einmal gültige, für unfehlbar erklärte Glaubensregel ist der Maßstab, an welchem selbst die Aussprüche Jesu gemessen werden, da sie dann, nachdem man sie entweder zu lang oder zu kurz gefunden hat, Verstümmelungen oder Zusätze sich müssen gefallen lassen. Wenn in der protestantischen Kirche der Symbolzwang fertig ist, wird ein ähnliches Verbot unvermeidlich sein, um den angedeuteten verdrießlichen Consequenzen auszuweichen.

In diesen Consequenzen liegt auch wahrscheinlich der Grund, warum der große Begründer einer Philosophie der Offenbarung, Schelling, in der neunten seiner Vorlesungen über das Wesen der Gelehrten (Tübingen 1803) die Behauptung ausgesprochen hat, daß die biblischen Bücher ein Hinderniß der Vollendung des Christenthums wären und an ächt

religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit (Islam?) vornehmlich mit den indischen auch nur von fern aushalten könnten. Freilich, diese unschätzbaren Bücher sind ein anstößiges Hinderniß der starren Symbolgläubigkeit, in welcher man allein den Segen des Christenthums findet und dieses Hinderniß kann selbst durch die scharfsinnigsten philosophischen Deductionen der Dreieinigkeit, des Sündenfalls, der Gottmenschheit, der blutigen Versöhnung u. s. w. nicht beseitiget werden. — Ein verdrießlicher Umstand! —

* * *

Die Aussprüche Jesu, worin er sich über das Wesen der Gottheit und über seine eigne Persönlichkeit erklärt, sind klar und deutlich genug und können mit aller theologischen Sophistik nicht zu Gunsten der Dogmen gedeutet werden, in welchen noch immer das Wesen des Christenthums gesucht wird. Aber, sagen die Symbolgläubigen, es finden sich viele andere Stellen in den apostolischen Briefen, welche zu unserm Vortheil sprechen, und die symbolischen Lehren bestätigen. — Wäre dem wirklich so, hätten die Apostel ihrem Meister widersprochen, nun so müßten wir uns nicht an ihre, sondern an die Aussprüche des Meisters um so strenger halten, je gemäßer diese der, in unsere Vernunft niedergelegten, göttlichen Offenbarungen sind. Ueberhaupt muß der Grundsatz gelten, daß, wenn zwei verschiedene Bibelstellen sich wirklich oder scheinbar widersprechen, man sich an diejenige zu halten habe, welche unserer Vernunft und der in ihr wohnenden Idee der Gottheit am angemessensten ist. Wenn z. B. in vielen Stellen des alten Testaments Gott persönlich erscheint und nach 2. Mos. 33., 22. 23. von Moses, recht menschlich, sogar von hinten gesehen wird, und dagegen Jesus (Joh. 1., 18.) sagt: „Niemand hat Gott je gesehen," so stimme ich dem letzten Ausspruche bei, weil aus der, in meiner Vernunft liegenden göttlichen Idee die Unmöglichkeit einer sinnlichen Erscheinung Gottes, eines sichtbaren Gottmenschen, nothwendig folgt. Was nun jene apostolischen Stellen betrifft, die für den alten Glauben zu sprechen scheinen,

so können wir der Versicherung gründlicher Exegeten glauben, daß sie entweder untergeschoben, oder verfälscht, oder unrichtig interpretirt und übersetzt worden sind. So befindet sich z. B. die Stelle 1. Joh. 5., 7. von den drei Zeugen nicht in den ältesten Handschriften. — Die Stelle 1. Tim. 3., 16., auf welche man ein so großes Gewicht legt, hat einen Haken, (᾽) welcher durch die gefärbte Brille der Orthodoxie für ein ϑ angesehen wurde, nämlich das griechische Wort ὃς (welcher), das sich in den ältesten Handschriften befindet, wurde in ϑεος (Gott) verwandelt, und es muß übersetzt werden: „welcher ist offenbart im Fleisch, hat sich noch durch den Geist gerechtfertiget" u. s. w.

Apostel 20., 25. haben die ältesten Codices: die Gemeinde des Herrn statt die Gemeinde Gottes. Die Stelle Röm. 9., 5. muß nach einer richtigen Interpunction übersetzt werden: Der über Alles erhaben ist, Gott, sei gelobet in Ewigkeit, und ist, wie aus dem beigefügten Amen erhellt, eine den heiligen Schriftstellern gewöhnliche Doxologie.

Diese Beispiele mögen genügen, um den Beweis zu liefern, daß die biblischen Stützen, welche man der orthodoxen Lehre unterschiebt, ziemlich gebrechlich sind; wären sie aber auch stärker, diese Lehre, wiefern sie Widersprüche enthält, läßt sich doch nicht halten, und es wird einmal eine Zeit kommen, wo man allgemein einsieht, daß das Christenthum, seinem Geiste nach, eben weil es ein Ausfluß des Logos, der ewigen Mustervernunft ist, durchaus nichts Unvernünftiges und Widersprechendes enthalten könne.

* * *

Wie sehr der Ausspruch Jesu, daß er sein Blut zur Vergebung der Sünden vergieße, gemißbraucht worden ist, um eine empörende blutige Versöhnungstheorie darauf zu bauen, ist bekannt genug. Soll Jesus Tod durchaus für einen Versöhnungstod gelten, so kann er es nur in sofern sein, als in demselben die anschauliche Darstellung der höchsten gottgefälligen und alles Irdische, wo eine höhere Stimme der Pflicht gebeut, opfernden Tugend gedacht wird. So hat

dieser Tod eine eigenthümliche, ermunternde Kraft für alle Bekenner des Christenthums, sich gleiche Gesinnungen anzueignen, der Sünde völlig abzusterben, und dadurch der göttlichen Gnade immer würdiger zu werden. Zugleich ist dieser Tod, den Jesus, der Gesandte Gottes, der Mensch ohne Sünde, für die heilige Sache der Menschheit duldete, eine höchst eindringliche Versinnlichung der Lehre Jesu von dem Unwerthe alles Irdischen, von der Pflicht des Menschen, sein Leben hinzuwerfen, um nicht Schaden an seiner Seele zu leiden und von dem unendlichen Werthe der göttlichen, alle Menschen umfassenden Gnade. Endlich kann in diesem Tode noch eine thatsächliche, für die damalige Zeit besonders wichtige und nothwendige Erklärung gefunden werden, daß fernerhin kein blutiges Sühnopfer nöthig sei, um das rechte Verhältniß zwischen Gott und den Menschen herzustellen. —

Dagegen erscheint nach der alten Kirchenlehre Gott als ein zorniger Despot, der kein, selbst nicht das unverschuldete Vergehen vergiebt, sondern nicht eher befriediget ist, bis er Blut sieht, gleichviel ob es von dem Schuldigen oder Unschuldigen vergossen wird, etwa so, wie ein harter Gläubiger nicht eher zufriedengestellt wird, als bis entweder der Schuldner selbst, oder der nicht schuldige Bürge die Schuld bezahlt hat. —

Welche von diesen beiden Ansichten ein denkender Christ zu der seinigen machen werde, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Aber freilich nach der Meinung einer gewissen Partei bilden nicht Nachdenken, sondern gläubiger Stumpfsinn, Unwissenheit, Thorheit und geistige Finsterniß die besten Eingänge zum Christenthum.

* * *

Wie doch so viele irrationale Lehren in das Christenthum gekommen sind, diese Frage beantwortet sich sehr leicht, wenn man bedenkt, daß die Priester aller Religionen Mystagogen sind, die alles natürliche Schöne und Gute hassen und nur darauf denken, die religiösen Grundwahrheiten durch Wunder oder durch ein Gewebe undurchdringlicher Geheimnisse und

absurder Einbildungen zu verunstalten. Auch die christlichen Hierarchen und Mystagogen haben gar häufig den selbst bereiteten Nebel ihres Wahnglaubens für einen Himmelswagen angesehen, worauf sich ihr theologischer Aberwitz in stolzer Selbstgefälligkeit setzte, um in den siebenten Himmel empor zu steigen und die Geheimnisse der Gottheit zu ergründen. Der arme Sterbliche, von theologischem Stolze aufgeblasen, der das Wesen seiner Seele, die er doch in sich trägt, nicht zu erforschen vermag, hat sich keck vermessen, das Wesen der Gottheit gleichsam mit der Elle auszumessen und eine irrationale Rechentafel aufzustellen zum Gebrauche des, mit dem Himmel verkehrenden armen Volks. Der theologische Wunderglaube, der vor keiner Absurdität erschrickt, trug kein Bedenken, das Wesen Gottes und seines Gesandten Jesu Christi zu spalten und anatomisch zu zerlegen, um es in widersprechenden Begriffen wieder zusammen zu setzen und forderte, bei Strafe der ewigen Verdammniß, das einfältige Volk auf, dasselbe zu thun und die Begriffe von Einheit und Vielheit, von Endlichkeit und Unendlichkeit und dergl. in einem und demselben Denkobjecte zu vereinigen. Der fanatische Wahnsinn, sich im Kreise gleichbedeutender Worte immerdar herumdrehend, und alle Besinnung verlierend, fand ein unverzeihliches Verbrechen darin, wenn jemand die aufgestellten Unterschiede z. B. zwischen schaffen, zeugen und ausgehen, oder zwischen Natur, Wesen und Person nicht anerkannte; ja der Wahnsinn ging so weit, daß man diese undenkbaren Bastardgedanken oder Phantasmen, als ewig gültige Glaubensartikel aufstellte, und den ewigen Fluch aussprach über Jeden, der sich auf die Unmöglichkeit berief, sie zu denken. Heiliger, gerechter Gott! du, die vollkommenste, reinste Vernunft und ewige Güte, die sich väterlich zur Schwäche deiner Kinder herabläßt, sollst die Seligkeit an einen Glauben gebunden haben, den zu denken schlechthin unmöglich ist! sie sollen bloß durch den Glauben an den Fetisch des Wortes und Buchstabens deiner ewigen Gnade theilhaftig werden! Wenn das nicht als Frevel an der Gottheit erkannt wird, so muß die Finsterniß groß sein,

welche der verblendete Pfaffengeist überall zu verbreiten so unablässig bemüht ist.

Wer erkennt in diesen flüchtigen Zügen nicht die Bewegungen der christlichen Kirche im 4. und 5. Jahrhunderte; das Thun und Treiben der auf den damaligen Concilien versammelten Bischöfe, die nach Gregor's von Nazianz eigner Schilderung mehr einem Heere von Wespen oder Elstern, einer Schaar von Kranichen oder Gänsen, als einer vom christlichen Geiste erfüllten Versammlung glichen? Der Streit über die von diesen verblendeten Zeloten aufgestellten Glaubensformeln hat bekanntlich schon die damalige Welt mit Blut überschwemmt, und Massentodtschläge von vielen hunderttausend Christenmenschen, denen in späterer Zeit Millionen folgten, sind im Namen Gottes verübt worden.

In der Unwissenheit, Rohheit und Leidenschaftlichkeit jener Zeiten mag die Erklärung dieser Frevel gefunden werden; was sollen wir aber sagen, wenn noch jetzt, im 19. Jahrhunderte, wo das Licht der bessern Erkenntniß auch in die untersten Volksschichten gedrungen ist, dieser Fetischdienst des Buchstabens wieder mit aller Macht sich geltend zu machen sucht, wenn noch heute jene Glaubensformeln, an welchen sich so oft die Brandfackeln zu Scheiterhaufen entzündet haben, zum Schiboleth der Zwietracht gewählt werden, nach welchem die Böcke von den frommen Schaafen der christlichen Heerde ausgeschieden und mit dem Brandmale der Unchristlichkeit bezeichnet werden, bloß weil sie nichts Undenkbares glauben, nicht das Widersprechende, Absurde, Vernunftwidrige für den wesentlichen Inhalt des Christenthums halten können. — Die protestantische Kirche hat freilich vor 300 Jahren die Erbschaft dieser Lehren ohne Prüfung angetreten, aber das Recht der Prüfung niemals aufgegeben. Trotz des gebundenen Zustandes, in welchem sie von ihren Schutzherrn gehalten wurde, ist sie jetzt in der Mehrheit ihrer Glieder zum Bewußtsein dieses ihr vorenthaltenen Rechts erwacht, und spricht laut die Forderung aus, daß ihr gewährt werde, was ihr von Gott und Rechtswegen zukommt. Da erhebt sich aber das stolze Pfaffen- und Junkerthum, welches kein

anderes Recht anerkennt, denn das in Urkunden und Diplomen verbriefte, und möchte gern mit Schwertern und Brandfackeln gegen diese Forderung zu Felde ziehen, wenn nur der religiöse Landfriede nicht wäre und die Regierungen, wie einst die bigotten Kaiser und Könige, überzeugt werden könnten, daß Religion, Staat und Kirche von der Ketzerei der Vernunftfreunde bedroht und gefährdet würden. Wird man denn nie zu der Einsicht gelangen, daß nicht das Vernünftige es ist, wovon Gefahr droht, Religion und Sittlichkeit, Kirche und Staat gefährdet werden, sondern immer das Unvernünftige, besonders wenn dieses Unvernünftige zu den fixen Ideen des politischen oder religiösen Fanatismus gesteigert wird. Das unvernünftige Element wird auch in allen Lebensverhältnissen, in allen Geistesrichtungen der Menschheit mit gebührender Verachtung zurückgewiesen; nur in der Religion und Kirche soll es, nach der Behauptung der blindeifernden Mystagogen, seinen Ehrenplatz haben und behalten bis an's Ende der Tage, während das vernünftige Element (der Rationalismus) als unberechtigt ausgeschlossen und excommunicirt wird.

* * *

Die meisten dogmatischen Streitigkeiten hätten vermieden werden können, wenn man nur vor allen Dingen gefragt hätte, ob das, was geglaubt werden soll, auch denkbar sei. Denn so viel steht doch wohl fest, daß dasjenige, was gar nicht gedacht werden kann, kein Gegenstand, weder des Wissens noch des Glaubens, sein kann und in das Reich der Unmöglichkeit verwiesen werden muß. So viel ich weiß, ist nie darüber gestritten worden, ob ein viereckiger Zirkel rund oder eckig sei, aus dem einfachen Grunde, weil von einem undenkbaren Begriffe gar nichts prädicirt werden kann; aber ein sehr hitziger und langer Streit ist darüber gewesen, ob der Gottmensch Jesus einen oder zwei Willen habe, ob er nicht blos seiner göttlichen, sondern auch seiner menschlichen Natur nach, oder nicht bloß geistig, sondern auch leiblich allgegenwärtig sei. Dieser Streit würde vermieden worden

sein, wenn die gelehrten Herren, bevor sie sich in denselben eingelassen, untersucht hätten, ob der Gegenstand desselben auch ein möglicher Begriff sei. Da würden sie gefunden haben, daß die Idee eines Gottmenschen ganz in dieselbe Kategorie des Undenkbaren fällt, wie der Begriff eines viereckigen Kreises. So wie hier verlangt wird, die verschiedenen einander ausschließenden Eigenschaften des Vierecks und des Kreises vereint zu denken, so wird dort gefordert, die ganz entgegengesetzten Eigenschaften Gottes und des Menschen, also Ewiges und Zeitliches, Schrankenloses und Beschränktes, Unendliches und Endliches u. s. w. in einen Begriff als vereint zu denken. Die Logik aber, nach welcher dies geschehen könnte, wo also der Satz des Widerspruchs ungültig wäre, soll erst erfunden werden. Leider kann sie aber Gott selbst nicht erfinden, weil er nicht machen kann, daß ein Ding zugleich sei und auch nicht sei, so daß also die letzte Zuflucht des Wunderglaubens zu dem Schooße der göttlichen Allmacht hier abgeschnitten ist.

Dagegen läßt sich schlechterdings nichts einwenden, der Satz, daß das Undenkbare kein Gegenstand des Glaubens sein könne, steht ewig fest und keine Widerlegung ist möglich. Aber, wie gesagt, das Unvernünftige ist einmal in der Theologie berechtigt; die orthodoxen Klopffechter streiten dafür eben so heftig, wie die Feudalaristokratie für ihr verbrieftes Vorrecht, auch wenn man ihr beweiset, daß es das schreiendste Unrecht ist; und in der That, auf dem historischen Boden kann man beiden nicht beikommen, denn wo alte Briefe und Urkunden gelten, können Vernunftgründe nicht zum Worte gelangen.

* * *

Wir kämpfen für den reinen Glauben, rufen die vermeintlichen Zionswächter unaufhörlich, und haben keine Ahnung davon, daß der reine Glaube allein der ist, welcher ein reines Leben zur Folge hat. Wenn man die christliche Liebe, das christliche Handeln zur Hauptsache des Christenthums machte, wenn man bedächte, daß die Religion

keinen andern Beruf habe, als dem Menschen die Erfüllung seiner Pflichten zu erleichtern, und daß also Alles, was ihm die besten Motive dazu an die Hand gibt, gewiß göttlichen Ursprungs sei, dagegen solche Lehren, welche in ihren Consequenzen der Pflichterfüllung Eintrag thun, den menschlichen Unverstand zur Quelle haben, so würden die verschiedenen Ansichten und Meinungen, welche so viel Spaltungen in der christlichen Kirche verursacht haben und noch veranlassen, sich leicht ausgleichen lassen, sie würden wenigstens unschädlich neben einander hinlaufen und alle Religionsparteien könnten sich freundlich die Hand reichen und ihre Einheit in dem Bekenntniß finden: Wir glauben alle an einen Gott der Liebe und seinen Gesandten, Jesus Christus, den Herold der ewigen Vaterliebe.

* * *

Dagegen versichern die frommen kirchlichen Herrn, die Liebe habe keinen Werth ohne den Glauben, und berufen sich dabei auf die Autorität des apostolischen Glaubenshelden Paulus. Aber warum doch, frage ich, legen sie so wenig Gewicht auf die Glanzstellen seiner Episteln 1. Cor. 13.: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, so daß ich Berge versetzen könnte, so wäre mir's nichts nütze!?"

Hier wird doch offenbar die Liebe über den Glauben gestellt, was denn auch mit Jesu Lehre von dem vornehmsten Gebote übereinstimmt. — Da nun aber die ächte Liebe nicht sein kann, ohne sich durch Handlungen zu bethätigen, so stehen auch die Werke der Liebe über dem Glauben, und wenn also Paulus an andern Stellen den Glauben über des Gesetzes Werk erhebt, so muß er wohl einen andern als den dogmatischen oder Wunderglauben, und andere, als Liebeswerke im Sinne gehabt haben. Und in der That zeigt sich bei näherer Prüfung, daß dieser gerühmte Glaube kein spe-

cieller, sondern der allgemeine an Jesum, als den Gesandten Gottes, und des Gesetzes Werk nichts Anderes als die Beobachtung des mosaischen Gesetzes, wovon die Anhänger der christlichen Lehre dispensirt sein sollen, ist und sein kann. Wenn also unser symbolisches Dogma von der Rechtfertigung die guten Werke ohne den Glauben verwirft und sich dabei auf Paulus beruft, so waltet ein Mißverständniß ob, indem es die sittlich guten Handlungen mit den, im mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Leistungen verwechselt. Die dogmatischen Eiferer haben also nicht blos die skeptische Vernunft, sondern auch den gläubigen Paulus gegen sich, wenn sie den Glauben über die Liebe setzen und den allgemeinen Glauben an Jesus nicht genügend finden, sondern vielmehr als einen Greuel verschreien, wenn er, wie z. B. bei den Neukatholiken und den protestantischen Freunden ohne die gewöhnlichen dogmatischen Zuthaten und symbolischen Anhängsel auftritt. Freilich ist diesen Herrn auch ein gläubiger Teufel lieber als ein (dogmatisch) ungläubiger Engel; wenigstens werden der gläubigen Heuchelei und Scheinheiligkeit, die doch gewiß nicht vom Himmel stammen, die Kirchthüren geöffnet, während die Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue sie verschlossen finden.

* * *

Man macht sich von Seiten der kirchlichen Orthodoxie das Ideal von einer Philosophie, in welcher alle zum Wesen des Kirchenthums bisher gehörigen Dogmen ihre Begründung finden sollen, und wirklich ist auch von einigen Philosophen der Versuch gemacht worden, dieses Ideal zu realisiren, und eine christliche Philosophie an die Stelle der bisherigen zu setzen, der man den Vorwurf macht, daß sie nur von der Religion abführe. Soll aber die wahre Philosophie zur Religion hinführen, so kann diese unmöglich ein System von Widersprüchen sein. Beschäftiget sich denn die Philosophie mit dem Denkbaren oder Undenkbaren, Vernunftgemäßen oder Vernunftwidrigen, Rationalen oder Irrationalen? Und wenn die Antwort auf diese Frage nothwendig zu Gunsten

der ersten Glieder dieser Gegensätze ausfallen muß, warum perhorresciren denn die starren Dogmatiker das Rationale weit mehr als das Unsittliche und Böse? Erklären sie nicht durch ihre Polemik gegen den Rationalismus, daß der Inhalt ihrer Religion etwas Irrationales mit den Denkgesetzen im Widerspruch stehendes sei, und daß die Theologie darin eine Ausnahme von allen andern Wissenschaften bilde, daß ihre Sätze nicht mit dem Organe der Vernunft zu fassen, nicht nach den allgemeinen Denkgesetzen zu denken, oder daß das Denkunmögliche das Glaubensnothwendige sei.

Wollt ihr aber nicht zugeben, ihr philosophischen Dogmatiker, daß der alte Kirchenglaube wenigstens theilweise ein irrationaler sei, so habt ihr nur eine Kleinigkeit zu leisten, und aller Streit ist zu Ende. — Ihr dürft nur bei jedem Dogma vor allen Dingen nachweisen, daß es wirklich denkbar und nicht mit Widersprüchen behaftet, also den Forderungen und Bedürfnissen der Vernunft angemessen sei. — Aber in diesem Falle, meine Herrn, müßt Ihr zu Hause bleiben mit Euerm: „Es stehet geschrieben." Wenn ihr diese beliebte Waffe braucht, habt ihr es nicht mit dem Philosophen, sondern mit dem schriftkundigen Philologen und Exegeten zu thun, dessen Sache es ist, nachzuweisen, ob ihr das Geschriebene auch recht gelesen und verstanden, und nicht etwa durch die dunkle Brille des Vorurtheils betrachtet habt. — Was wollt ihr aber dem Philosophen antworten, wenn er eure Berufung auf das Geschriebene mit der Gegenrede zurückweiset: Wenn Unsinn geschrieben steht, so liegt darin eben der Beweis, daß die Schrift nicht von Gottes Finger geschrieben ist. Euer Beharren bei dem irrationalen Glaubensprincip, als eines schriftgemäßen, führt also dahin, die heilige Schrift in Mißcredit zu bringen.

* * *

„Es ist aber doch so beruhigend, sich auf anerkannte Autoritäten zu berufen; so viele große und gelehrte Männer haben das geglaubt, was der Rationalismus jetzt bestreitet, warum soll ich es nicht auch glauben, besonders da die Kirche

diesen Glauben befiehlt und zur Pflicht macht? Die als undenkbar bekämpften Dogmen sind doch von der gesammten Christenheit so viele Jahrhunderte hindurch geglaubt worden, mithin müssen sie doch wohl auch gedacht und von dem menschlichen Geiste aufgefaßt und ergriffen worden sein."

In dieser oder einer ähnlichen Gedankenreihe mögen wohl viele Christen die Rechtfertigung ihrer Anhänglichkeit an den alten Kirchenglauben zu finden wähnen. Dagegen ist zu bemerken, daß im menschlichen Geiste sich gar viele Vorstellungen befinden, die ihren Ursprung nicht der gesetzmäßigen oder nothwendigen, sondern der willkürlichen Thätigkeit desselben verdanken. Die Phantasie treibt häufig ein gar wunderliches Spiel, und darin liegt auch der Grund, daß Dogmen geltend gemacht werden können, die gar nicht denkbar sind. Das speculative Denken, welches den Boden der Erfahrung verläßt, glaubt gar oft lichtvolle Begriffe erhascht zu haben, welche weiter nichts sind, als ein verworrenes Gewebe der Einbildungskraft, welche in ihren Combinationen oft weit über das Gebiet der Möglichkeit hinausgeht. Auf diese Art haben sich Mythen, Mysterien und Dogmen gebildet, die sich wegen ihres phantastischen Schmuckes den Gemüthern tiefer einprägten, als der nüchterne, nackte Begriff es vermocht hätte. — Daß so viele tüchtige wissenschaftliche Männer an diese Dogmen geglaubt haben, ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß eine vermeintliche Glaubenspflicht ihnen verbot, an das Unbegreifliche zu rühren. Nach dieser mißverstandenen Glaubenspflicht hielten sie jeden Versuch, die Widersprüche auszugleichen, für sündlich und gaben willig ihre Vernunft unter den Glauben gefangen. Wie sehr Luther in dieser Beziehung geschwankt und sich bald auf die Seite des Glaubens, bald auf die Gegenseite der Vernunft gewendet hat, geht aus vielen Stellen seiner Schriften hervor. So sagt er unter andern (T. 8. S. 2042 ed. Walch): „Alle Artikel unsers christlichen Glaubens, so uns Gott durch sein Wort eröffnet hat, sind vor der Vernunft stracks unmöglich, ungereimt, erlogen." Und an einer andern Stelle: (T. 13., S. 1319): „Da wird sich die Vernunft nimmermehr

drein schicken können, daß drei eins und eins drei seien; daß Gott Mensch wird; daß, wenn man uns in die Taufe steckt, wir durchs Blut Christi von Sünden abgewaschen werden, daß wir im Brot den Leib Christi essen, im Wein sein Blut trinken. — Solche Artikel werden für eine lautere Narrheit (gehalten). Aber — wer's glaubt soll selig werden." An einer dritten Stelle (T. 10., S. 1320) behauptet Luther, der Artikel von der Menschwerdung sei nicht allein wider die Vernunft, sondern auch wider Gottes Schöpfung; aber — ein verzweifeltes Auskunftmittel, — man müsse die Vernunft unter die Bank stecken und sich unter das göttliche Wort gefangen geben. Ist das nicht eben die Maßregel, nach welcher ein Despot die unbeliebte Wahrheit zu unterdrücken sucht, indem er den Vertheidiger derselben zur Haft bringen, oder wie die Censur die Kläffer freisinniger Gedanken unter die Bank kriechen und kuschen läßt? Aber derselbe Luther sagt dagegen wieder an andern Stellen: (T. XIX., S. 1940): „Was nun der Vernunft entgegen ist, ist gewiß, daß es Gott vielmehr entgegen ist. Denn wie sollte es nicht gegen die göttliche Vernunft sein, was wider Vernunft und menschliche Wahrheit ist?" und T. 19., S. 1778: Es ist etwas Ausgemachtes, daß die Vernunft unter allen Dingen des Lebens das Beste, ja etwas Göttliches sei. Sie ist eine Sonne und gleichsam ein Gott, der über die Regierung der Dinge in diesem Leben gesetzt ist." —

Auf ähnliche Art mögen viele große Geister vom Zweifel hin und her geworfen worden sein, bis sie endlich im unbedingten Glauben Ruhe zu finden wähnten. Wenn ein Symbolum mit der Drohung auftritt: „wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den von mir verkündeten rechten Glauben haben," dann schneidet das Damoklesschwert der Furcht jeden Zweifelsknoten entzwei. Wenn in diesen Tagen so Mancher durch die Furcht, sich die Finger zu verbrennen, abgehalten wird, an die kirchlichen Dogmen zu rühren, wie viel größer mußte diese Scheu zu einer Zeit sein, wo man bei diesem Wagstück Gefahr lief, auf dem Scheiter-

haufen verbrannt zu werden? Aber eben deswegen muß die hartherzige Orthodoxie, die so leicht in Glaubensfanatismus übergeht, bekämpft werden, weil sie immerfort das Gelüste hat, die Ketzer wenigstens in effigie zu verbrennen und an den Pranger zu bringen, wenn auch nur an den Pranger des bösen Leumunds. Uebrigens waren ja selbst die größten Männer den Vorurtheilen ihrer Zeit unterworfen, und wir treten der Verehrung, die wir ihnen schuldig sind, nicht zu nahe, wenn wir gegen diese Vorurtheile literarische Plänkler schicken. Oder sollen wir mit Luther noch an Gespenster und Hexen glauben; sollen wir nach seinem großen Katechismus lehren, daß Schloßen, Hagel, Ungewitter, Pest, Seuchen, Mißwachs, Wahnsinn, Wirkungen des Teufels sind, weil dieser Katechismus ja ein symbolisches Buch und also nach der Logik der Symbolgläubigen eine ewige Richtschnur des Glaubens ist? — weswegen auch vor hundert Jahren die Orthodoxen, unter andern besonders der Gothaische Consistorialpräsident Cyprian, so heftig gegen den Thomasianischen Unglauben polemisirten. — Dafür wollen wir lieber glauben, daß Glaubensstolz, Unduldsamkeit, Ketzerhaß, Verfolgungssucht u. dergl., die immer im Gefolge der engherzigen Orthodoxie und des exclusiven Pietismus auftreten, Wirkungen des Teufels sind; denn durch ihre Vermittlung ist es ihm gelungen, die Kirchengeschichte mit breiten Thränen- und Blutströmen zu durchziehen.

Wenn sich die stabile altkirchliche Partei trotz des, von rationalen Principien tief durchdrungenen Zeitbewußtseins grundsätzlich auf ihrem Standtpunkt erhalten will, so bleibt freilich kein anderer Rath, als den Grundsatz aufzustellen, den ein berühmter Koryphäus dieser Partei keck ausgesprochen hat, wenn er sagt, daß jede mit der Vernunft des gefallenen Menschen übereinstimmende Lehre schon dadurch den Beweis ihres Nichtberuhens auf göttlicher Offenbarung gebe. Aber es wundert mich, daß der gelehrte Mann vor den Consequenzen dieses Grundsatzes nicht erschrocken ist. Demnach wäre Vernunft-

widrigkeit oder Absurdität das Kennzeichen der Offenbarung. Unter den verschiedenen Religionen und Religionsansichten entstände ein Wettkampf der Abgeschmacktheit; alle Waffen gegen den Wahn- nnd Aberglauben wären durch diesen Machtspruch abgestumpft und zerbrochen und die größte Albernheit müßte den Sieg behalten, wenn sie sich auf eine angebliche Offenbarung beriefe. Der katholischen Kirche wäre ihr Vorzug vor der protestantischen gar nicht zu bestreiten, und auch der jüdische, muhamedanische und persische Aberglaube müßte in diesem Wettkampfe zugelassen werden. Es würde blos darauf ankommen, welche Religion die größten und meisten Albernheiten, als begründet in ihren angeblichen Offenbarungsurkunden, aufzuweisen hätte, um über alle andern und auch das Christenthum den Sieg davon zu tragen. — Zu diesen Consequenzen wird man immer zuletzt gedrängt, wenn man ein anderes Kriterium der göttlichen Offenbarung als die durchgängige, von der Vernunft zu erkennende, Gotteswürdigkeit derselben annimmt.

* * *

Man spricht von einer allgemeinen christlichen Kirche und in der Erfahrung kommen verschiedene besondere christliche Kirchen vor, die sich gegenseitig verdammen, indem jede die rechte, allein seligmachende sein will, und doch eben wegen dieser Prätension und der damit verbundenen Unduldsamkeit es nicht sein kann. Bald versteht man unter Kirche ein geistliches Arbeitshaus, wo die Gott schuldigen Dienste geleistet und abgethan werden müssen; bald einen künstlich organisirten heiligen Zauberkreis, wo der verdorbene Mensch durch magische Mittel zur Seligkeit präparirt werden soll, bald eine bloße Lehr- und Unterrichtsanstalt oder endlich eine Gelegenheit zur Erbauung und Gemüthserhebung. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß in dem Begriffe von einer christlichen Kirche noch viel Verworrenheit herrsche, die nicht ohne schädlichen Einfluß auf das religiöse Leben sein kann. Es wird daher nicht undienlich sein, einige Worte zur Berichtigung dieses Begriffs zu sagen.

In formaler Bedeutung verstehen wir unter Kirche diejenigen Anstalten und Einrichtungen, welche der religiösen Erbauung und Belehrung gewidmet sind, die äußern Erscheinungs-

formen, Stützen und Träger der Religion, die etwas Inneres ist, aber des Aeußern bedarf, um sich zu manifestiren, damit ihr inneres Licht aus Mangel an freier Luft nicht verlösche. In materialer Bedeutung hingegen ist die christliche Kirche nichts anderes, als die zum Bekenntniß des Christenthums gehörige Genossenschaft und diese kann gedacht werden, entweder wie sie nach der Absicht und dem Vorbilde Christi sein sollte, oder wie sie wirklich ist, wonach der Unterschied von einer unsichtbaren oder sichtbaren Kirche begriffen werden kann.

Jesus stellte sich bekanntlich den Kreis seiner Anhänger nach ihrer Bekehrung und Besserung unter dem bedeutungsvollen Bilde eines Reiches Gottes vor, wie aus vielen seiner Reden und Parabeln erhellt. Nach dieser idealen Auffassung soll die Kirche sein eine dem Herrn (κυριῳ) d. h. Gott geweihte Gemeine oder Versammlung (ecclesia); ein, um Jesus, als seinen Mittelpunkt, geschlossener heiliger Kreis (κυρκος), der den Zweck hat, der Religion und ihren Pflichten durch eine bestimmte Form der Gottesverehrung zu einer äußern Darstellung zu verhelfen. — Die Kirche, oder die Gemeinschaft aller Bekenner Christi, sollte nach dem ihm vorschwebenden Ideale, nicht sowohl durch Wort und Bekenntniß, als vielmehr durch seinen Geist, durch das Band der ewigen Liebe verbunden sein. Von diesem Ideale ist die wirkliche Kirche freilich noch weit entfernt, aber sie sollte es doch niemals aus den Augen verlieren und ihm näher zu kommen sich bestreben. Die Kirche — in formaler Bedeutung sollte überall so eingerichtet sein, daß der Mensch darin seine sittlich-religiöse Ausbildung vollenden und nach Vermögen ein mehr oder weniger würdiger Bürger des Gottesreichs, oder der göttlichen moralischen Weltordnung werden könnte.

Da also die christliche Kirche den sittlichen Geist Jesu zu ihrer Grundlage haben soll, und keine Sittlichkeit ohne Freiheit möglich ist, so schließt sie jeden Zwang von sich aus. Die Pflichterfüllung soll bei ihren Gliedern aus reiner Gesinnung, aus aufrichtiger Gottes- und Menschenliebe hervorgehen und kann von keinem Machthaber geboten werden. Was er aber

gebieten kann, die äußere kirchliche Form, ist, ohne jenen sittlichen Geist, durchaus ohne Werth und Bedeutung.

* * *

Die christliche Kirche kann demnach gedacht werden, als eine sittliche Gesellschaftsordnung, in welcher kein anderer als der heilige Wille Gottes herrschend sein soll, oder als die gesellschaftliche Erscheinung des religiösen (gottergebenen) Lebens. Da aber hiermit ein Ideal aufgestellt wird, das, eben weil es ein Ideal ist, keine vollendete Ausbildung in der Wirklichkeit findet, dem aber eine unendliche Entwicklung der Menschheit zur Vollkommenheit als entsprechend gedacht werden kann, so folgt, daß die Kirche, als Trägerin der Religion Jesu, einer unendlichen Fortbildung fähig ist und daß ihre äußern Formen sich den verschiedenen Facen oder Stadien dieser Entwicklung anschmiegen müssen. Diejenigen, welche in der Kirche etwas Unveränderliches und Stabiles erblicken, beweisen eben dadurch, daß sie keinen Begriff von dem geistigen Wesen des Christenthums und seiner Kirche, als eines Reiches Gottes haben, und müßten folgerichtig die vierte Bitte: Dein Reich komme! aus ihrem Vaterunser ausstreichen. Wie könnte auch die Kirche einer Religion, welche ihrer Grundidee nach die Bestimmung hat, die ganze Menschheit zu umfassen, in enge Glaubensnormen eingeschlossen sein, da ihr doch überhaupt kein theoretisches, sondern ein praktisches Princip, — die Forderung eines heiligen Willens, — zu Grunde liegt? — Nein, die christliche Kirche muß ihrer Bestimmung nach weit und umfangreich genug sein, um alle verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes, welche nicht bloß gleichzeitig, sondern auch in verschiedenen Entwicklungsepochen sich bemerkbar machen, in sich aufzunehmen. Nur die Bösen, die praktisch Ungläubigen, welche ihren Willen dem göttlichen unterzuordnen beharrlich sich weigern, sind von dieser Kirche ausgeschlossen: nicht die Armen am Geiste, welche gewöhnlich den Mangel an Kenntnissen durch Vorurtheile und Irrthümer ersetzen, wenn sie sich nur nicht über die Verbindlichkeit irren, dem Sittengesetze zu gehorchen. — Ob also Diejenigen im Sinne Jesu handeln, welche aus der

christlichen Kirche einen Glaubenszwinger, ein Gefängniß für geknechtete Geister machen, diese Frage läßt sich aus den aufgestellten Prämissen leicht beantworten.

* * *

Es ist allerdings erfreulich, daß man in diesen Tagen einen so starken Nachdruck auf die Forderung legt, daß der germanische Staat, um seiner ganzen Bestimmung zu entsprechen, vor allen Dingen ein christlicher sein müsse. Das kann nicht in dem gewöhnlichen Sinne gemeint sein, denn wir haben ja schon in Europa — mit Ausnahme des türkischen Reichs, lauter christliche Staaten, d. h. solche, deren Bevölkerung der Mehrzahl nach aus Bekennern des Christenthums besteht. Man will vielmehr damit sagen, daß das christliche Element mehr als bisher in den politischen Vorgrund treten und die Staatseinrichtungen durchdringen soll.

Da fragt sich nun zuvörderst: was ist denn vorzugsweise christlich, nicht dem Namen, sondern dem Wesen nach, was gehört denn dazu, um der Richtung des einzelnen Menschengeistes oder des allgemeinen Volksgeistes das Prädicat christlich beizulegen? — Daß diese Frage hier nicht am unrechten Orte angebracht ist, geht schon daraus hervor, daß man über das Wesen des Christenthums, selbst unter den christlichen Theologen, noch keineswegs einig ist, indem von der einen Seite das sittliche, von der andern aber das historische und dogmatische Element hervorgehoben wird und in letzter Beziehung die Meinungen nach unzähligen Richtungen aus einander laufen. Während die eine Partei auf eine vernunftgemäße Auffassung des Christenthums dringt, will die andere von einer solchen Rationalität nichts wissen, sondern spricht von einer unbedingten Glaubenspflicht. Soll nun der christliche Staat die erste oder die zweite Ansicht zu der seinigen machen, soll er das rationale oder irrationale Princip des Christenthums in sich aufnehmen uud geltend zu machen suchen? — Diese Frage beantwortet sich sehr leicht von selbst aus der anerkannten Aufgabe des Staats, die Entwickelung der Vernunft aller Staatsangehörigen möglichst zur Vollendung zu bringen, so daß in

allen Verhältnissen des socialen Lebens ein vernünftiges Denken und Handeln zur Geltung komme. Sollten die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten von dieser allgemeinen Regel ausgenommen sein und eine Sphäre in Anspruch nehmen, die außerhalb der vernünftigen Denkbarkeit liege? Wie könnte doch der Staat, ohne mit seinem Zweck in Widerspruch zu treten, das vernünftige Denken und Handeln in allen Dingen zur allgemeinen Pflicht machen und nur gerade in der höchsten aller Lebensbeziehungen eine Ausnahme von dieser Pflicht statuiren? Das möchte um so bedenklicher sein, als wegen des engen Zusammenhangs der religiösen Sphäre mit den übrigen Lebenskreisen auch nothwendig in diese letztern das irrationale Element eindringen würde, zum großen Nachtheile der theuersten Staatsinteressen, besonders aber der öffentlichen Sittlichkeit, die nicht ohne Vernunft und Freiheit denkbar ist.

Diese Nachtheile treten hervor überall, wo es einer von dem finstern Geiste religiöser Unduldsamkeit influirten Regierung in den Sinn kommt, ihre Frömmigkeit dadurch zu beweisen, daß sie die Gewissen an eine gewisse Glaubensnorm zu binden sucht. Denn das kann nicht anders geschehen, als wenn die Lehrfreiheit beschränkt, das Prüfungsrecht der Vernunft illusorisch und die wissenschaftliche Wahrheit von unwissenschaftlichen Voraussetzungen abhängig gemacht wird. Daher läßt sich die Erscheinung leicht erklären, daß, wenn in einem Staate Glaubenszwang herrscht, auch die übrigen socialen Verhältnisse mit tausend Hemmnissen zu kämpfen haben. Wo die geistige Freiheit nicht anerkannt wird, kann auch die bürgerliche nicht zur Anerkennung kommen. — Ein blindgläubiger Pfaffenfreund, nach dem Zuschnitte Kaiser Ferdinands II. oder König Philipps II., ist immer ein tyrannischer Volksfeind.

Ein Staat also, dem es, etwa wie den Nachfolgern Constantin des Großen, nur darum zu thun ist, ein gewisses Glaubensbekenntniß zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, der vor keiner Gewaltmaßregel zurückbebt, um diese Anerkennung zu erzwingen, der nicht dulden will, daß die Wahrheit den Menschen frei mache, sondern nur kirchliche Sklaven duldet, und gegen den Geist Jesu, die Gerechten, die ihres Glaubens,

d. i. ihrer Ueberzeugung leben, verfolgt, kann nicht auf den Titel eines christlichen Staats, im höhern Sinne des Wortes, Anspruch machen, weil der Geist der Liebe, der das bewegende Princip der Religion Jesu ist und bleibt, allem diesen unduldsamen Treiben fern liegt.

* * *

Wollt ihr also Ernst machen, ihr Staatslenker, mit euerm Vorgeben, die Idee eines christlichen Staats zu realisiren, so arbeitet vor allen Dingen mit Eifer dahin, daß der Geist Jesu Christi, das Princip der christlichen Liebe alle Gesetze und Einrichtungen, alle Regierungs- und Verwaltungszweige des Staats durchdringe; daß die ächte Humanität dessen, der sich mit Vorliebe des Menschen Sohn nannte, mit ihrem Gefolge, dem Frieden, der Duldung, dem Vertrauen, immer weitere Verbreitung finde in der Gesellschaft; daß die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, an die Stelle der Cabinetsjustiz trete und alle diplomatische Ränke verbanne. Eine Staatsregierung, welche in diesem Sinne auf das Prädicat einer christlichen Anspruch macht, wird sich vorzüglich angelegen sein lassen, ihren christlichen Charakter zu zeigen: in Anerkennung der menschlichen Würde auch in dem geringsten ihrer Unterthanen, in Werthschätzung der menschlichen Natur in allem, was ein menschliches Antlitz trägt, und in gerechter Austheilung der Staatswohlthaten ohne Ansehn der Person. Daß Stellen unserer christlichen Urkunden wie Matth. 18, 1—11, 25, 40, Röm. 14, 7, Jac. 2, 1—9, 4, 6, auch für christliche Regenten geschrieben sind, und Regeln ihres Verhaltens gegen die Unterthanen an die Hand geben sollten, kann doch wohl nicht bestritten werden.

Die Vorbedingung, daß die christliche Sittlichkeit im Volksleben Eingang gewinne, ist, daß alle unmoralischen Bestandtheile aus dem Staatsleben entfernt werden, daß die dämonische Willkür sich dem Gesetze unterordne, daß das Gesetz auf christlichen Principien ruhe und daß die Politik sich auch an das Gebot Jesu: „klug zu sein wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben," gebunden erachte. Der christliche Staat muß dahin arbeiten, daß auch die Staats-

pflichten eine religiöse Weihe bekommen, so daß der christliche Unterthan sie eben so gern befolge, als seine Religionspflichten.

Diese Ansicht von einem wahrhaft christlichem Staate spricht auch Luther aus, wenn er in seiner Abhandlung: von der weltlichen Obrigkeit, unter andern sagt: „Welcher nun ein christlicher Fürst sein will, der mus warlich die Meinung ablegen, daß er herrschen und mit Gewalt fahren woll. Denn verflucht und verdammt ist alles Leben, das ihm selbst zu Nuz und zu gut gelebt und gesucht wird; Verflucht alle Werke, die nicht in der Liebe gehen. Denn aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigne Lust, Nutz, Ehre, Gemach und Heil, sondern auf anderer Nuz, Ehre und Heil gerichtet sind von ganzem Herzen. — — Der Fürst denke nicht also: Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie es mir gefält; sondern also: Ich bin des Lands und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen nuz und gut ist: nicht sol ich suchen, wie ich hoch fahre und herrsche, sondern wie sie mit gutem Frieden beschützt und vertheidigt werden: und sol Christum in seine Augen bilden und also sagen: Sieh' Christus der oberste Fürst ist kommen und hat mir gedient; nicht gesucht, wie er Gewalt, Gut und Ehre an mir hätte, sondern hat nur meine Noth angesehen und alles dran gewandt, daß ich Gewalt, Gut, Ehre an ihm und durch ihn hätte. Also will ich auch thun: nicht an meinen Unterthanen das meine suchen, sondern das ihre und will ihnen also dienen mit meinem Amt, sie schützen, verhören und vertheidigen und in allem dahin regieren, daß sie Gut und Nutz davon haben und nicht ich. Daß also ein Fürst in seinem Herzen sich seiner Gewalt und Oberheit äusere und nehme sich an, der Nothdurft seiner Unterthanen und handle darin, als wär es seine eigne Nothdurft."

* * *

Möchten doch alle Staatslenker recht bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Staat, der im vorzüglichen Sinne ein christlicher sein will, nicht auf leere Glaubensformeln, sondern auf christliche Gesinnung das Hauptgewicht zu legen und dahin zu wirken habe, daß der Geist Jesu, der himmlische

Geist der Liebe alle Sphären des öffentlichen und Privatlebens durchdringe. Möchte, wenn von der Nothwendigkeit des Glaubens die Rede ist, immer nur ein solcher Glaube gemeint sein, der die strengste Rechtschaffenheit zur Folge hat, der die Wahrheit, die uns frei machen soll, nicht ausschließt. Es wäre, sollte ich meinen, endlich einmal Zeit, daß die politischen und kirchlichen Machthaber es mit dem sittlichen und ächt religiösen Elemente des Christenthums versuchten, nachdem man es mit dem dogmatischen nicht weit gebracht und nicht selten durch die schneidende Schärfe der Orthodoxie die Staats- und Volksmoral untergraben hat. Seit mehr als tausend Jahren haben die Staats- und Kirchenbehörden ihr Möglichstes gethan, um einen sogenannten einzig wahren und selig machenden Glauben zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und unsäglich Unheil, die Zerrüttung aller menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse, die Vergiftung der Gemüther durch den unversöhnlichsten Religionshaß — das sind häufig genug die Folgen davon gewesen. Ströme von Blut sind geflossen, Provinzen und ganze Reiche verwüstet und entvölkert und Menschen wie wilde Bestien auf einander gehetzt worden. Wenn das die Bedingungen zum Aufbau des christlichen Staats und der christlichen Kirche sind, so müßte die christliche Religion wie der Molochsdienst aus der Hölle und nicht vom Himmel stammen. — Und hat man etwa durch alle diese blutigen Opfer die erstrebte Glaubenseinheit erreicht, singt die gesammte Christenheit, Hand in Hand geschlungen, einerlei Credo? Ach nein, sie trennt sich noch immer in unzählige Parteien und Secten, deren jede einer eignen Glaubensrichtung nachgeht, jede ein anderes Symbol in der Fahne trägt und den Wahn hegt, nur in diesem Zeichen werde sie siegen. Was man erreicht hat, ist das traurige Ergebniß, daß die christliche Tugend aus gar vielen Lebenskreisen verdrängt und die Sünde von dem Glaubensschilde gedeckt und geschützt worden ist. Je strenger die Einschärfungen des Glaubens, die Kirchensatzungen, Kirchendisciplinen, Sabbathsedicte und dergl. sind, desto auffallender treten diese Folgen hervor. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß der römische oder neapolitanische Bandit sich für einen guten Christen hält und

ruhig seinem scheußlichen Gewerbe nachgeht, nachdem er durch eine Messe oder Heiligenadoration den Segen des Himmels auf dasselbe herabgerufen zu haben vermeint. Es ist ganz in der hergebrachten Ordnung, wenn der scheinheilige Frömmler seine feige Niederträchtigkeit mit dem beliebten pietistischen Firniß übertüncht und unter der Firma des reinen Glaubens das allsehende Auge Gottes täuschen zu können wähnt. Eben so wenig kann es uns befremden, wenn die gesinnungsvollen Freunde der Wahrheit noch in diesen Tagen verfolgt und tüchtige, überzeugungstreue Männer aus ihrer Stellung als Volkslehrer verdrängt werden, um charakterlosen Heuchlern, oder leeren klingenden Schellen, tönenden Glaubenstrompeten Platz zu machen.

Wenn dieses die nothwendigen Folgen sind von der Unterordnung des sittlichen Elements unter gewisse Glaubensnormen, nun so sollte man doch einmal die umgekehrte Ordnung versuchen, und man würde bald über den Segen erstaunen, der durch diese Reform, die ganz im Sinne Jesu sein würde, in allen Kreisen des Staats und der Kirche sich verbreiten würde. —

Mit einem Worte also: der christliche Staat ist ein solcher, welcher durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die christliche Gesinnung und das christliche Leben zu befördern und alle seine Angehörigen durch das Band der Liebe zu vereinigen sucht, und jeder Patriot, jeder wahre Christ wird den Staatslenkern zujauchzen, die in diesem Streben begriffen sind. Ist es aber mit dem Gerede von einem christlichen Staate so gemeint, daß ein gewisser dogmatischer Glaube, gewisse kirchliche Einrichtungen, wie sie der Regierung überliefert worden sind, durch Gewaltmittel stabil gemacht werden sollen, so müssen wir unsern Beifall zurückhalten. Denn wir haben Vorbilder genug von solchen christlichen Staaten, unter andern an dem spanisch-christlich-katholischen unter Philipp II. und an dem französischen allerchristlichen unter Karl IX. und Ludwig XIV., die nicht besonders geeignet sind, die Sehnsucht nach einer Nachbildung zu erwecken. Denn Inquisitionsgerichte, Bartholomäusnächte und Dragonaden, wenn auch jetzt im verjüngten Maßstabe, sind die unvermeidlichen Folgen von einer Staatsreligion, die

keine Duldung kennt und nur Fluch hat für die Andersdenkenden. Auch eine, nach Wöllner'schen Religionsedicten zugestutzte und mit der Scheere der geistlichen Censur zugeschnittene Staats- und Kirchenform könnte nur Verwirrung und Unheil in den Staat bringen. Noch weniger kann man jetzt, wo das Bedürfniß der christlichen Freiheit sich so fühlbar macht, ähnliche Bemühungen, durch Glaubens- und Symbolzwang, einen christlichen Staat zu fabriciren, christlich und rechtlich finden und sollte die Berechtigung in historischer Beziehung auch durch hundert Pergamente verbrieft sein; denn jede Staatsreligion, welche den Samen der Zwietracht säet und die Waffen der Verfolgung schärft, ist keine ächt christliche. Was nicht wahrhaft sittlich, wahrhaft menschlich, wahrhaft vernünftig, ist auch nicht wahrhaft christlich; denn Christus ist das Vorbild der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, der Menschensohn, oder der Mustermensch, und der Logos, oder die Mustervernunft.

* * *

Der leidige, aus der alten Feudalverfassung stammende Spruch:

„Du mußt herrschen oder dienen,
Hammer oder Amboß sein!"

hat sich auch in dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat geschichtlich bewährt, obgleich der Inhalt der Kirche etwas Geistiges ist und das Geistige weder weltliche Herrschaft ausüben noch sich derselben unterwerfen soll, nach den Aussprüchen Jesu: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" und „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte was Gottes ist." Aber die römisch-katholische Kirche hat sich nicht an diese Aussprüche gekehrt, sondern, als wenn sie nicht von Jesus, sondern von dem Kriegsgotte Thor abstammte, einen wahren Cyclopenhammer, der gelegentlich auch geistliche Donnerkeile schmiedete, mit starker Faust geführt, und das weiland so mächtige deutsche Reich ist von den wiederholten Schlägen immer mürber und endlich ganz zertrümmert worden. Spanien kann sich von den Wunden, die ihm der Hammer des kirchlichen Fanatismus beigebracht hat, bis heute nicht erholen, und die italienischen

Staaten haben so viele windschiefe Stellen, Brüche und Ritze bekommen, daß keine gesunde Politik darin festen Fuß fassen kann, und mit der öffentlichen Moral zugleich alles Volksglück in die Brüche geht. Jetzt freilich beseufzt die römische Kirche schlimme, von der bösen Aufklärung herbeigeführte Zeiten, die sie genöthigt haben, ihren großen Hammer, dessen Donnerschläge in der ganzen Christenheit wiederhallten, mit einem kleinern zu vertauschen, der indeß immer noch gewichtig genug ist. Sie darf sich damit nicht mehr an die gesalbten Häupter wagen, um ihnen die Kronen abzuschlagen, aber sie bedient sich desselben immer noch erfolgreich genug, um dem gemeinen Volke die Köpfe zu vernageln und die Fratzenbilder des Aberglaubens niet- und nagelfest zu machen. Sie nimmt die Backen nicht mehr so voll, wenn sie die Dictate ihrer Herrschaft ausspricht, sondern sie braucht Kunstgriffe und Winkelzüge, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Aber ihre Ansprüche auf die alte Herrschaft hat sie nicht aufgegeben, und ihre Satelliten, die Jesuiten, versuchen das Mögliche und Unmögliche, um sie, den ungünstigen Verhältnissen zum Trotz, wieder zur Geltung und allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Wenn auch die römische Hierarchie es nicht mehr wagt, Könige und Kaiser mit dem Banne und ihre Länder mit dem Interdicte zu belegen, so belegt sie doch das geistige Gebiet der Wissenschaft damit und ihr Einfluß ist immer noch groß genug, um in gar vieler Beziehung die Majestätsrechte der Regenten zu schmälern, die Staatszwecke zu durchkreuzen und den Aufschwung des Volkslebens niederzuhalten. Weil sie den freien Geist in kirchlicher Beziehung fürchtet, widersetzt sie sich seiner Entwicklung auch in der politischen Sphäre, und ergreift zu diesem Zweck das wirksamste Mittel, ihm gleich beim ersten jugendlichen Auffluge die Flügel zu lähmen. Daher nimmt sie die Aufsicht und Leitung aller Bildungs- und Culturanstalten in Anspruch, und unter dem Beistande der vorerwähnten treuen Leibtrabanten, der Jünger Loyola's, gelingt es ihr nur zu gut, diese Ansprüche durchzusetzen. Damit die Vernunft keine Einsprüche dagegen erhebe, wird sie in den Bann gethan, und dafür der Aberglaube canonisirt und als Gegen-

stand der Verehrung aufgestellt. Von Gewissensfreiheit und Duldung gegen Andersdenkende kann in einem Staate, der von der Kirche beherrscht wird, deswegen keine Rede sein, weil diese ihre Berechtigung auf den Grundsatz gründet, daß außer ihr kein Heil, sondern eitel Unheil und Verdammniß sei. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß alle Staaten, welche unter der Herrschaft der Kirche stehen, auf der Bahn ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind, und daß gerade der Staat, wo die Kirche auch die weltliche Monarchie ist, der Kirchenstaat nämlich, als Muster politischer Nichtswürdigkeit dasteht, und sich durch eine Bevölkerung von Mönchen, Bettlern und Banditen auszeichnet.

* * *

Es muß auf den ersten Blick allerdings befremdend erscheinen, daß die christlichen Monarchen, die doch sonst auf ihre Rechte so eifersüchtig sind, der römischen Kirche und ihrem Repräsentanten, dem Papste, so viele Eingriffe in diese Rechte zugestehen, so viele kirchliche Maßregeln gestatten, welche mit einer weisen Staatskunst unvereinbar sind, da doch in frühern Zeiten unter weit ungünstigeren Verhältnissen gerade die tüchtigsten und kräftigsten Kaiser und Könige die Anmaßungen des Papstes und der Kirche mit aller Kraft bekämpft haben. Das Wort dieses Räthsels liegt in der Furcht vor dem bösen Kobolde der Revolution, der noch immer in den Köpfen der conservativen Staatsmänner spukt; man sieht aber diesen Kobold überall, wo das Streben der Völker nach staatsbürgerlicher Freiheit sich bemerkbar macht. Schon deswegen, weil die Koryphäen der französischen Revolution und ihr Nachfolger Napoleon den Papst so schnöde behandelten, hält die Politik der Restauration es für Pflicht, ihm wieder die alte Ehrfurcht zu beweisen, und seine Sendlinge, die Jesuiten, mit offnen Armen aufzunehmen. Wohl kennt man die entsetzlichen Grundsätze dieser Herrn, wohl fürchtet man ihre Alles unterwühlende List und Schlauheit; aber auch der Teufel ist gefürchtet worden, und dennoch hat man von Bündnissen mit ihm gehört. Die heilige Legion der römischen Pfaffen und besonders die Jesuiten scheinen am besten geeignet,

den Feldzug gegen die böse Aufklärung zu eröffnen, welche das Verbrechen begangen hat, die Drachenzähne zu säen, aus welchen die himmelstürmenden Riesen der Revolution hervorgewachsen waren. Die alten hierarchischen Ideen taugen freilich nicht viel, das gesteht man zu, aber sie sind doch gut, die neuen, aus der Revolution hervorgegangenen viel schlimmeren Ideen und Reformgedanken zu bekämpfen. Das kirchlich-monarchische Princip soll das politisch-monarchische begründen und befestigen helfen; der Staat soll seine festeste Stütze in dem Altare finden und das constitutionelle Leben und Treiben, welches man mit der Ruhe Europa's unverträglich findet, von sich abhalten, oder, wo es schon eingedrungen ist, wieder ausscheiden. Der unbedingte Glaube, welchen die Kirche fordert, soll die Völker zum unbedingten Gehorsam präpariren, die Anbetung der Heiligen und Reliquien sie um so geneigter machen zur abgöttischen Verehrung der aristokratischen Gewalthaber mit ihren mittelalterischen Reliquien. Aber man vergißt dabei, daß nach der Erfahrung der religiöse Fanatismus leicht in den politischen umschlägt, daß der gedankenlose Pöbel oft die Fesseln des alten Aberglaubens sprengt und den Heiligen, den er bisher verehrte, in den Koth zieht, um den neuen Fetisch der Freiheit und Gleichheit anzubeten. Glaubte doch der rohe Haufen in dem Worte Constitution in Spanien eine neue Heilige und in Rußland eine Großfürstin zu erblicken. Das sollten diejenigen Staatslenker bedenken, welche sich der Herrschaft der Kirche unterwerfen, um sich dadurch den Gehorsam der Unterthanen zu sichern. Der kirchliche Sklave, wenn er die Kette bricht, ist noch furchtbarer als der entfesselte politische.

* * *

In der protestantischen Christenheit ist das Verhältniß umgekehrt; hier beherrscht der Staat mehr oder weniger die Kirche und offenbart nicht selten die Tendenz, auch über ihren Inhalt, die Religion, zu gebieten, obgleich der Staatsregent weder Philosoph noch Theolog ist, und noch weniger, wie der Repräsentant der katholischen Kirche, auf die Würde eines unfehlbaren Statthalters Christi Anspruch macht. Die Consistorien,

welche die Unabhängigkeit der Kirche wahren sollten, sind keine Organe derselben, vielmehr ist in der Regel, durch ihre Besetzung mit Hoftheologen, dafür gesorgt, daß sie nichts anders sein können, als Organe des Cultusministers und seiner zufälligen Ansichten. Diesen Ansichten gemäß bildet sich gewöhnlich eine herrschende Pfaffenpartei, welche in ihrem einseitigen Eifer oft so weit geht, dem Regenten als obersten Bischofe zu rathen, den Hirtenstab mit dem Schwerte zu vertauschen und es in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Daß auf diese Art, wenn die Zweifelsknoten, an deren Lösung die sorgfältigste Prüfung arbeiten soll, mit dem Schwerte gelöf't werden, alle Freiheit der Kirche verloren geht, braucht wohl nicht bemerkt zu werden.

In Zeiten der Frivolität, wo eine flache Aufklärung an die Stelle des religiösen Glaubens getreten ist, wird die Kirche betrachtet wie eine Polizeianstalt, unnütz für den Gebildeten, aber brauchbar genug, das dumme Volk im Zaume zu halten; und eben darum, meint man, dürfe ihm nicht die volle Wahrheit gezeigt, sondern es müsse bei seinem alten Glauben gelassen werden, gesetzt auch, dieser Glaube sei weiter nichts als schädlicher Aberglaube. Diese Behauptung hört man selbst oft von den Freunden einer vernunftgemäßen Religionsansicht aussprechen, indem sie sich auf die Erfahrung stützen, daß zu viel Licht blende, ohne eine andere, eben so unleugbare, zu beherzigen, daß Mangel an Licht Irrthümer und Irrwege zur unvermeidlichen Folge hat. — Schlägt dagegen zu einer andern Zeit die Frivolität in Frömmelei und Pietismus um, so verwandelt man die Kirche in eine Zwangsanstalt, in ein Zuchthaus, zur Correction des alten Adams, um ihm die Lust nach vernünftiger Erkenntniß abzugewöhnen. Die Vernunft soll, auf Pfaffengeheiß, die Zwangsjacke des blinden Glaubens anziehen und auf jede freie Bewegung verzichten. Die Religion der Freiheit wird in eine Zuchtruthe verwandelt, die Gott dem Menschen zur Strafe seiner Wißbegier aufgebunden hat, und der Staat glaubt sich berufen, dafür zu sorgen, daß die störrige Vernunft sich dieser Ruthe nicht entziehe.

So ist die protestantische Kirche eine Staatsanstalt geworden,

die der Willkür der Fürsten unterworfen sein soll, und die geduldigen Deutschen haben es sich bisher gefallen lassen. Aber in neuerer Zeit sind ihnen starke Bedenken gegen diese Einrichtung zugleich mit dem Wunsche aufgestiegen, in der Kirche etwas anderes zu sehen, als eine theologische Büreaukratie, wo die religiösen und kirchlichen Fragen in dem gewöhnlichen Instanzenzuge abgemacht werden. Daher die allseitigen kirchlichen Bewegungen, die sich weder durch Polizeiverbote und ministerielle Machtsprüche, noch durch einseitige Conferenz-Entscheidungen hemmen lassen; denn in kirchlichen Angelegenheiten spielt das Gewissen und die Pflicht eine sehr bedeutende Rolle.

* * *

Für die Berechtigung des Staats, die Kirche zu beherrschen, wird gewöhnlich der Grund angeführt, daß die Landeskirche sich ja doch unbestreitbar im Staate befinde, und alles im Staate Befindliche der Staatsregierung unterworfen sei. Diese Prämisse, woraus die Abhängigkeit der Kirche von der Staatsmacht gefolgert wird, bedarf indeß einer bedeutenden Beschränkung. Der Mensch steht allerdings als Bürger und Unterthan unter der Autorität des Staats, aber er geht nicht ganz in den Bürger auf, sondern behält einen bedeutenden Rest seiner freien Wirksamkeit zur eignen Disposition. Es sind dem Staatsbürger viele Kreise der Thätigkeit vorbehalten, worin sich das allgemein Menschliche entwickeln kann, und der Staat darf sich keine Eingriffe in dieselben erlauben, ohne seine Mission zu überschreiten, die nur dahin lautet, diesen Kreisen die äußern Bedingungen ihres Gedeihens zu gewähren. Dahin gehören vorzugsweise die Sphären geistiger Thätigkeit, worin sich Kunst, Wissenschaft, Moral, Religion bewegen und auch die Kirche gehört dahin, wiefern sie zu ihrem Inhalte die Religion hat, und die Form sich immer nach dem Inhalte richten muß. Da aber die Kirche vom Staate den Boden erhält, worauf sie sich bewegt, da sie neben dem Schutze der Staatsmacht auch materieller Mittel zu ihrer Subsistenz bedarf, welche zum Theil der Staat

gewährt, so ist sie dafür Dank und gesetzliche Gegenleistungen schuldig und sie muß in diesen äußern Beziehungen die Staatsmacht über sich erkennen. Die innern Verhältnisse, die geistigen Bewegungen der Kirche hingegen, gehören nicht vor die Jurisdiction des Staats; er kann sie beaufsichtigen, begünstigen und fördern, aber er darf sie nicht hemmen, vorausgesetzt, daß sie keine ungesetzliche staatsgefährliche Richtung annehmen.

* * *

Hiermit ist das richtige Verhältniß zwischen Staat und Kirche, welches nur das der gegenseitigen Anerkennung und Achtung sein kann, angedeutet. Kirche und Staat sind zwei aus demselben sittlichen Lebensproceß des Volks hervorgegangene Organismen, die einander gegenseitig fördern und vervollkommnen, aber nicht beherrschen sollen. Im Staate erhebt sich das sittliche Bewußtsein zu einem Ordner der Weltverhältnisse und in der Kirche zu einem Mittelpunkte der moralischen Weltordnung. Diese Harmonie wird gestört, wenn die Kirche für ein abgesondertes Gefäß heiliger Dogmen, wenn Vernunftwidrigkeit für Frömmigkeit, starre Orthodoxie für Religion und kirchlicher Dienst für Gottesverehrung gilt. Ist die Kirche nur ein Behälter für die Auswüchse des Wunderglaubens, ein Apparat heiliger Magie, so bedarf es einer Priesterkaste, um die magischen Künste zu üben, um den Heiligenschein zu wahren, mit welchen der Wahn die fratzenhaften Zauberformeln umgeben hat. Wirft sich aber der Regent zum Vertheidiger dieser Formeln, der kirchlichen Symbole und Dogmen auf, so kommt er unter die Herrschaft der Priesterschaft, welche sich seiner wie eines Instruments bedient, um die religiöse Freiheit zu unterdrücken. Wenn die Gewalthaber so geneigt sind, die kirchliche Freiheit, wegen ihrer Verwandtschaft mit der politischen, zu beschränken, so bedenken sie nicht, daß die Freiheit nicht unterdrückt werden kann, ohne zugleich der Sittlichkeit, der geistigen Mutter des Volkswohls und Staatsglücks, den Todesstoß zu versetzen.

In der Kirche soll der Geist die Werkzeuge gewinnen,

mit welchen er an dem Aufbau des Reiches Gottes erfolgreich arbeiten kann. Die Staatsregierung hat den Beruf, nicht unmittelbar an dem ewigen, sondern zunächst an dem irdischen Wohle ihrer Schutzbefohlnen zu arbeiten, und da sie nicht einmal im Stande ist, dieses in allen Sphären des socialen Lebens zu schaffen, wie viel weniger kann es ihr gelingen, die unendlich schwierigere Aufgabe, welche das ewige Wohl bezweckt, zu lösen. Diese Mission hat der heilige Geist, — nicht die heilige Geistlichkeit, — welcher von Gott und der göttlichen Vernunft ausgeht, und wovon der religiöse Mensch in seiner reinen Vernunft einen köstlichen Antheil hat. — An keine andere Macht als an den Geist, der uns noch vieles sagen soll, was Christus nicht gesagt hat, hat dieser seine Gemeinde gewiesen und kaum ist etwas so klar im Evangelium, als die Versicherung, daß die Glieder der Gemeinde, wovon Christus das Haupt sein will, gleichberechtigt sind, und daß kein Priesterstand ein Vorrecht in Anspruch zu nehmen hat, da der Geist nicht nach Hofetiquette den Stand, sondern das Herz ansieht. — Nun mag man über die Art und Weise, wie dieser Geist sein Regiment führen soll, debattiren, aber vollberechtigt neben andern Richtungen muß auch die vernunftgemäße Auffassung des Christenthums erklärt werden, weil der göttliche Geist durch kein anderes Organ sich äußern kann, als durch die Vernunft. Verbote, die dieser Auffassung entgegentreten, und die gewaltsame Ausschließung derselben aus der Kirche sind also Sünden gegen den heil. Geist. — Auch Paulus und Luther erklären die Versuche, den Geist zu dämpfen, für unzulässig.

* * *

Jede positive Religion wird von Generation zu Generation durch Ueberlieferung fortgepflanzt, also auch die christliche, und das Medium, wodurch diese Fortpflanzung geschieht, ist eben die Kirche. Aber zwei verschiedene Maximen können bei der Aufnahme der religiösen Ueberlieferung geltend gemacht werden, nach welchen sich die allgemeine christliche Kirche in die katholische und protestantische getrennt hat. Während die

katholische will, daß bei der Aufnahme des überlieferten Christenthums keine Prüfung stattfinde, behält sich die protestantische Kirche diese Prüfung vor, und der Prüfstein, an welchen die prüfende Vernunft die überlieferten Kirchenlehren zu halten hat, soll das Wort Gottes in der heiligen Schrift sein; daher man diese Maxime der Prüfung und Kritik das protestantische Schriftprincip genannt hat.

Welche dieser beiden Maximen die richtige ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden; denn wenn die Prüfung bei der Annahme eines Religionsbekenntnisses ausgeschlossen sein soll, müßte folgerichtig jeder Mensch bei der Religion verharren, in welcher er geboren und erzogen ist, und die Katholiken thäten Unrecht Missionen auszuschicken, oder Protestanten zu ihrer Kirche überzuziehen, weil eine solche Bekehrung oder ein solcher Uebertritt ohne eine prüfende Vergleichung der beiden in Rede stehenden Religionsformen nicht mit Ueberzeugung gethan werden kann.

Aber sowohl die Katholiken als die Protestanten haben sich mancher Verstöße gegen ihre Maxime schuldig gemacht und sind daher in schlimme Inconsequenzen gerathen. Hat nicht die römisch katholische Kirche eine Menge von Instituten, Gebräuchen und Dogmen, z. B. den Primat des römischen Bischofs, die Heiligen- und Reliquienverehrung, das Fegfeuer, die Transsubstantiation, die Messen, das Ablaßwesen, den Rosenkranz u. s. w. in sich aufgenommen, die ihr von der alten ursprünglichen Kirche nicht überliefert worden waren und kann sie etwa diese Zusätze mit ihrer Maxime rechtfertigen oder die Griechen verdammen, die sich wegen des ersten Punktes von ihr abgesondert haben? — Dagegen haben die Protestanten trotz ihres Princips viele alte kirchliche Autoritäten ohne Prüfung anerkannt und eine Kirchenform aufgestellt, die nach der Meinung einer gewissen Partei für alle Ewigkeit gültig sein soll.

Nach der Maxime des Protestantismus soll unsere religiöse Ueberzeugung, unabhängig von menschlicher Autorität, allein durch das in der h. Schrift und in unserer Vernunft niedergelegte Wort Gottes begründet sein. Man nennt diese,

die Berechtigung der protestantischen Kirche enthaltende Grundwahrheit, ihr Princip, und in der That ist darin ihr Lebensprincip, der Grund ihrer Existenz, ausgesprochen. In den sogenannten symbolischen Schriften glaubten nun die Reformatoren den christlichen Glauben dieser Richtschnur gemäß bestimmt zu haben, waren aber schon darin inconsequent, daß sie bei ihrer Protestation gegen die kirchliche Autorität die Lehrbestimmungen der ersten Concilien stehen ließen und auf die Gewähr des h. Augustin das Dogma von der Erbsünde in seiner ganzen Härte ohne strenge Prüfung annahmen. Wir können ihnen deshalb keine Vorwürfe machen, da sie von der Voraussetzung ausgingen, daß diese Lehren mit der h. Schrift übereinstimmten, am wenigsten sind wir gemeint, die hohe Geisteskraft Luthers, mit welcher er die von Jugend auf getragenen Ketten der katholischen Kirche sprengte, zu verkennen, vielmehr müssen wir es natürlich finden, wenn von diesen Ketten noch Spuren und wunde Stellen zurückgeblieben. Aber entschieden müssen wir die Forderung seiner knechtischen Verehrer zurückweisen, daß jedes Mitglied der protestantischen Kirche verpflichtet sei, sich diese Wundenmale oder Stigmen künstlich einzuätzen und sie als die einzigen Erkennungszeichen des Protestantismus festzuhalten, d. h. die Autorität Luthers, der gegen jede menschliche Autorität eiferte, kann und soll keine bindende Kraft für die protestantische Kirche haben. Wie hätte doch auch dieser lichtvolle Glaubensheld gesonnen sein können, ewig bindende Glaubenslehren für die neue Kirche aufzustellen, da er ausdrücklich erklärt: „Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst niemand, auch kein Engel;" und an einer andern Stelle: „Die Augsburg. Confession und Schmalkaldischen Artikel und den Katechismus können wir nicht als strenge Gebote ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Decretales aufwecken, sondern nur als Historie und Geschichte dazu als Bekenntniß unsers Glaubens. Also historische Denkmale, keine bindende Glaubensnorm sollen die symbolischen Schriften für die protestantische Kirche sein. Auch hat dieselbe von ihrer Freiheit dadurch Gebrauch gemacht, daß sie vom Art.

VII. der Augsb. Confession, wo die Zahl der Sacramente auf 3 festgesetzt ist, und von Art. X. (bei der Union der beiden reform. Kirchen) abgegangen ist.

Hiermit ist jedem Symbolzwange das Urtheil gesprochen, wenn die Unzulässigkeit desselben nicht schon aus dem Princip der protestantischen Kirche hervorginge und als eine arge Inconsequenz bezeichnet werden müßte! In unsern Tagen wird diese Inconsequenz um so sichtbarer, je größer die Fortschritte sind, die von den theologischen Wissenschaften, und namentlich von der höhern Kritik, der Hermeneutik und Exegese gemacht worden sind, und also die Antwort auf die Frage: was ist Gottes Wort in der h. Schrift? jetzt ganz anders lauten muß, als zu Luthers Zeiten. Wenn aber die Theologie gegenwärtig auf einem ganz andern größern Fuße steht, als vor 300 Jahren, so ist es eine alberne Forderung der Glaubenseiferer, daß sie die längst abgelegten Kinderschuhe wieder anlege, bevor sie in die protestantische Staatskirche eintrete.

* * *

Die protestantische Kirche verwirft ihrem Princip gemäß nicht allein die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern auch die Untrüglichkeit der kirchlichen Tradition. Nun ist es aber die Kirche allein, welche den Kanon, d. h. die Sammlung der mit dem Gepräge der Aechtheit und Göttlichkeit bezeichneten Urkunden der h. Schrift veranstaltet und die Theorie von der wörtlichen Inspiration derselben durch den göttlichen Geist aufgestellt hat. Will also der Protestantismus seiner Maxime nicht untreu werden, so kann er auch diese ihm überlieferten kirchlichen Bestimmungen nicht ohne Prüfung annehmen; er kann die kirchliche Tradition nicht im Allgemeinen verwerfen und doch in einem besondern Falle als maßgebend zulassen.

Der Kritik muß demnach das Feld frei bleiben; sie muß das Recht geltend machen, ihre Maßstäbe und Gradmesser der historischen Glaubwürdigkeit auch an die sogenannten kanonischen Bücher anzulegen, um so mehr, als dieselben

später entstanden sind, als die Kirche. Von einer Unterscheidung einer christlichen und profanen Kritik darf vernünftigerweise so wenig die Rede sein, als von jenem scholastischen Unterschiede einer christlichen und philosophischen Wahrheit. Wenn man der Kritik den Vorwurf macht, daß sie selbst das alte Ehrwürdige und Heilige nicht achte, so ist dagegen zu bemerken, daß durch kritische Prüfung erst auszumachen sei, was wirklich heilig ist, oder nur dafür ausgegeben wird. Sollen in dieser Beziehung Voraussetzungen gelten, so müssen wir folgerichtig auch heilige Abläße, heilige Inquisitionsgerichte, heilige Reliquien und tausend andere, dem Aberglauben heilige Dinge passiren lassen, und die Kritik darf sie mit ihren profanen Händen nicht antasten.

Diese Inconsequenz wird nicht gehoben, wenn ein machthabender Kirchenpatron die Kritik zwar freizugeben verspricht, aber das Resultat vorschreibt, welches durch die Prüfung gewonnen werden soll. Mit einem solchen Spiele lassen sich bloß Kinder und die kindischgewordene alte Orthodoxie betrügen. Nicht der Ruhm der orthodoxen Christlichkeit, sondern die ewige, freimachende Wahrheit, das ist das Ziel, wonach der ächte Protestant strebt. Aber nur durch Forschen und Prüfen, nicht durch Gebote und Gewaltstreiche ist diese Wahrheit zu erreichen und festzuhalten.

* * *

Diejenige exclusiv rechtgläubige Partei der protestantischen Kirche, welche die Autorität der Reformatoren und die unbedingte Gültigkeit ihrer Bekenntnißschriften festhält und ihr mit dem Reformationsrecht jede Fortbildung, jede Perfectibilität abspricht, steht ganz auf dem Boden der katholischen Kirche, hat mit dieser dieselbe Maxime, dasselbe Princip, nach welchem der christliche Glaube ohne weitere Prüfung so aufgenommen und fortgepflanzt werden soll, wie er von der Kirche überliefert worden ist. Wenn das Christenthum reiner in der protestantischen, als in der katholischen Kirche überliefert wird, so ist das wenigstens nicht das Verdienst der Autoritätsgläubigen, die gewiß eben so bereitwillig den Fe-

tischmus der Hostien-, Bilder- und Reliquienverehrung aufnehmen würden, als sie jetzt dem Fetischmus der Buchstaben- Wort- und Symbolverehrung unbedingt anhangen, wenn jener eben so wie dieser in der Tradition ihrer Kirche enthalten wäre. Da sie die heilige Schrift nach den Grundsätzen ihrer Kirche interpretiren, so können sie sich mit dem Apologeten der katholischen Kirche in keinen Streit einlassen, ohne ihm dasselbe Recht zuzugestehen, und so muß es ewig unentschieden bleiben, auf wessen Seite die Wahrheit steht, um so mehr, je weniger bei der Berufung auf die Autorität die Wahrheit der Behauptung in Frage kommt, sondern nur die Wahrheit des Factums, daß ein Autor oder Meister etwas gesagt und behauptet hat. Wollte der protestantische Orthodox den katholischen auf den Widerspruch aufmerksam machen, in welchem viele Gebräuche und Dogmen der römischen Kirche mit den Aussprüchen und Lehren Jesu stehen, so könnte dieser erwiedern, daß der Widerspruch kein Grund der Verwerfung sein könne, da ja gar viele, auch von der evangelischen Kirche angenommene religiöse Geheimnisse und Glaubenssätze Widersprüche enthielten, und auch der orthodoxe Protestant in widersprechenden Bibelstellen das gleiche Wort Gottes erblickte. Auch der Vorwurf, daß der Katholicismus viele heidnischen und jüdischen Vorstellungen in sich aufgenommen habe, könnte zurückgegeben werden; in sofern ja auch unsere Kirche die jüdischen Opferideen und dämonologischen Vorstellungen nicht aufgegeben, sondern in ihren Glaubensinhalt aufgenommen hat. Wenn endlich von protestantischer Seite geltend gemacht wird, daß die katholische Kirche unmöglich auf den Vorzug, die wahre christliche Kirche zu sein, Anspruch machen könne, weil sie das Gebot Jesu, der allgemeinen Menschenliebe, und selbst die natürlichen Forderungen der Humanität so durchaus verkennt, daß sie stets in blutschnaubender Verfolgungssucht gegen alle außer ihr stehenden Menschen und Christen gewüthet, und alle Marter- und Todeswerkzeuge, — Inquisition, Kerker, Folter, Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Rad, ja selbst Meuchelmord gegen sie in Bewegung gesetzt, und ein Te Deum gesungen hat,

als in einer Mordnacht und in Folge derselben gegen 80000 Hugenotten durch den schändlichsten Verrath hingeschlachtet wurden, so kann auch diese schwere Anklage, wenn auch mit vermindertem Gewicht zurückgegeben werden, indem die protestantische Orthodoxie auch einige Ketzermorde und viele Verfolgungen zu verantworten hat. Wer erschrickt nicht bei den Namen Servet, Olden-Barnevelt, Kanzler Crell, Caspar Peucer? Hat nicht die Orthodoxie der anglicanischen Kirche ein ganzes, durch sie physisch und moralisch zu Grunde gerichtetes Volk, die armen Irländer auf ihrem Gewissen, für welche sie nicht einmal das Mitgefühl hat, das der heidnische Scipio auf den Ruinen von Carthago empfand?

Wie gesagt, der Standpunkt der exclusiven Rechtgläubigkeit ist in jeder Kirche derselbe, und überall sucht sie sich auf demselben zu erhalten, indem sie die Berechtigung keines andern anerkennt und gelegentlich mit den Angriffswaffen der Verfolgung auftritt. Aber freilich ist das Sündenregister der römisch-katholischen Kirche in dieser Beziehung viel größer und schwerer als das der protestantischen, und die Blutflecken auf ihrem Boden sind so groß, daß sie von keiner noch so künstlichen Apologetik rein gewaschen werden können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich den jetzt wieder sehr laut werdenden Advokaten dieser Kirche die Frage vorlegen: Billigt dieselbe noch jetzt die von ihr begangenen entsetzlichen Gräuel oder nicht? im ersten Falle könnte sie, als des christlichen Geistes vollkommen baar, keine christliche, im zweiten aber keine unfehlbare, sondern der Reform bedürftige Kirche sein. Aus diesem Dilemma herauszuhelfen, dürfte selbst der jesuitischen Sophistik nicht gelingen.

Es ist ein unleugbarer Vorzug der protestantischen Kirche, daß sie ihre Fehler eingestehen darf, ohne dadurch genöthigt zu sein, ihre Vorzüge aufzugeben, weil sie sich nicht für das realisirte Ideal einer christlichen Kirche ausgiebt, sondern nur die Tendenz festhält, diesem Ideal näher zu kommen, während die katholische Kirche, welche das vollkommen wirklich gewordene Ideal sein will, genöthigt ist, ihre weltkundigen Gebrechen zu verstecken oder zu bemänteln, und daher oft zu

dem verzweifelten Mittel ihre Zuflucht nimmt, die Geschichte zu verfälschen oder doch zu ignoriren.

* * *

Dagegen meinen aber viele sonst verständige Männer, der rechtliche Bestand und die staatsrechtliche Anerkennung der protestantischen Kirche beruhe auf ihrem ein für allemal fixirten Glaubensinhalt und tausendstimmig hört man von der verbündeten Partei des altgläubigen Pfaffen- und Junkerthums die Behauptung wiederholen, daß jeder in der protestantischen Kirche hervortretende Reformationsversuch, jedes Abweichen vom todten Buchstaben der Symbole ungesetzlich, das Fundament des Protestantismus untergrabend und daher nicht zu dulden, sondern streng zu ahnden sei. — Man muß freilich zugeben, daß jede Reform in sofern etwas ungesetzliches ist, als sie nicht als eine Consequenz der bestehenden Gesetze betrachtet werden kann, sondern immer aus einem freien willkürlichen Entschlusse hervorgeht. Aber sie ist von der Vernunft berechtiget, wenn sie aus einem allgemein gefühlten Bedürfniß hervorgeht, selbst wenn sie nicht in den höhern, sondern in den niedern Regionen des socialen Lebens ihre erste Wurzel schlägt. Wo die Staatskirche nur das als Wahrheit anerkennt, was von ihr formulirt und sanctionirt ist, da ist freilich jeder Fortschritt über die Formularschranken hinaus vor dem Forum der Staatspolizei ungesetzlich, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint das Ankämpfen Luther's und Zwingli's gegen solche formulirte, vom Staate und von der Kirche anerkannten Glaubenslehren, völlig unberechtigt und dasselbe gilt auch von dem größten religiösen Reformator, Jesus Christus*). Wenn das Unwahre, Ungerechte, Fehlerhafte unter dem Schutze des Gesetzes steht, so muß jeder Angriff auf jenes zugleich als eine Verkennung von diesem, also als ungesetzlich erscheinen. Daher kommen

---

*) Diese Ansicht hat besonders der französische Jude J. Salvador in seiner Schrift: Jésus et sa doctrine geltend gemacht, und seine Gründe sind vom Standtpunkte des Staatsgesetzes unwiderlegbar.

in der Geschichte so viele gegen Märtyrer der Wahrheit ausgesprochene und vollzogene Verdammungsurtheile vor, die der Jurist billigen, der Moralist aber als ungerecht verwerfen muß. —

So verhält es sich aber nicht mit dem Reformationsrechte des Protestantismus; dasselbe ist nicht blos vor dem Forum des göttlichen, sondern auch vor dem Richterstuhle des Staatsrechts anerkannt, denn Fortschritt und Reform liegen in seinem Begriffe; er ist nicht allein befugt, sondern auch verpflichtet, sich zu vervollkommnen, weil ewiger Stillstand sein Wesen vernichten würde. Der Protestantismus würde einen Selbstmord an sich begehen, wenn er den Autoritätsglauben ohne fortgesetzte Prüfung in sich aufnehmen und festhalten wollte. —

Die dem Stillstand huldigenden Pseudoprotestanten suchen die Ansicht geltend zu machen, daß der gesetzliche Bestand der protestantischen Kirche wenigstens an das unveränderliche Festhalten der Augsburger Confession gebunden sei, daß sie mit der geringsten Veränderung dieses Bekenntnisses ihren gesetzlichen Boden verliere, und jeder in die Bekenntnißfrage eingreifende Reformversuch eine Untergrabung dieses Bodens sei. Dieser Ansicht ist neulich Credner (in seiner Schrift: die Berechtigung der protestantischen Kirche zum Fortschritt) mit einer Gründlichkeit entgegen getreten, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er hat dieses Vorurtheil nicht blos mit Vernunftgründen, die bekanntlich bei den Buchstabengläubigen nichts fruchten, bestritten, sondern diesen Herrn die authentischen Urkunden so nahe vor ihre blöden Augen gebracht, daß eine Verkennung der Wahrheit gar nicht möglich ist. Ich möchte wissen, was man wohl vorbringen könnte gegen den Beweis, den Credner liefert, daß die im Religionsfrieden von 1555 erwähnte Augsburg. Confessions-Religion nicht die Religionsansicht ist, welche in der Augsburg. Confession ihren Ausdruck gefunden hat, sondern umgekehrt, die Religion, aus welcher jene Auffassung der Bekenntniß frage hervorgegangen ist, die, ohne sich für

die immer und einzig richtige zu halten, in der Augsburg. Confession niedergelegt ist, also daß der oberste Grundsatz, auf welchem die protestantische Kirche beruht, — das Schrift-princip und die Verwerfung jeder andern Autorität, — durch diesen Frieden sicher gestellt sei. Wie wenig die damaligen protestantischen Stände an eine ewige Stabilität ihres Glaubens dachten, geht daraus hervor, daß sie sich für ihre Confessions-Religion, Glauben und Kirchengebrauch, Ordnungen und Ceremonieen, (nicht blos) die sie aufgerichtet, (sondern auch) die sie nachmals aufrichten möchten, Anerkennung und Schutz ausbedungen. Was aber unter dem „nachmals aufrichten zu verstehen sei, geht aus einer Beschwerde hervor, welche diese Stände im J. 1559 beim Kaiser anbrachten, worin sie unter andern sagen, es sei die Religion der Augsburger Confession an ihr selbst frei und expresse in dem Frieden also begriffen, daß von wegen vorhergehend und künftiger Anrichtung derselben mit der Lehre, Ceremoniis, Kirchengebräuchen und Ordnungen kein Stand den andern verhindern, Eintrag thun und verkleinern könne.

Daß die protestantischen Stände nicht für den Wortlauf der Augsburg. Confession, sondern für ihr Princip Anerkennung forderten, geht auch daraus hervor, daß sie sich im J. 1566 des zur reformirten Kirche übergegangenen Kurfürsten von der Pfalz annahmen, indem sie erklärten: es wäre ihr Gemüth, Wille und Meinung gar nicht, den Kurfürsten, Pfalzgrafen oder andere, so in etlichen Artikeln mit ihnen streitig, in Teutscher oder in frembden Nationen in einige Gefahr, viel weniger aus dem Religionsfrieden zu stellen u. s. w.

Wie ganz anders klingt das, als die Sprache, welche noch heute die protestantischen Orthodoxen gegen diejenigen führen, die nicht jeden Artikel der Augsburg. Confession beschwören wollen. Diese Herrn stellen sich demnach nicht allein auf den beschränkten Standpunkt, auf welchem die

Reformatoren von 300 Jahren standen, sondern sie gehen in vieler Beziehung über ihn zurück, und wollen nichts von der Freisinnigkeit wissen, mit welcher jene Glaubenshelden bei der Uebergabe der Augsburg. Confession erklärten: sie hätten dem Kaiser vor der Hand nur den Hauptinhalt ihres Glaubens vorlegen sollen; das hätten sie gethan. Jedoch, da der Mißbräuche in der Kirche gar viele wären, so wollten sie sich durch dieses Versprechen nicht selbst die Hände binden, ihnen weiter entgegen zu arbeiten. Von der ausdrücklichen Erklärung Melanchthon's: „Die Glaubensartikel müssen zum öftern geändert und nach Zeit und Umständen angewendet werden," will man jetzt, wo eine solche Veränderung höchst nöthig ist, nichts wissen.

Wenn die evangelischen Stände kurz vor dem Abschlusse des Religionsfriedens zu Protocoll erklärten: „daß ihnen frei und erlaubt sei, ohne Verfolgung, Beschwerden und Strafen der Religion anzuhangen, so sie Gottes Wort ähnlich und zur Seligkeit dienlich glaubten," so verfolgt manche orthodoxe Staatskirche in diesen Tagen diejenigen als Atheisten und Staatsverbrecher, die von der gleichen Freiheit Gebrauch machen wollen. Die jetzigen Glaubenseiferer meinen auf historischem Boden zu stehen und im Sinne der Gründer unserer Kirche zu handeln, und doch verkennen sie ganz die Absicht derer, welche, indem sie den Passauer Vertrag und den Augsb. Religionsfrieden schlossen, für das Princip der Freiheit gerungen haben. Die Intention, sagt Credner, nach welcher der Westphälische Friede beide aufgefaßt und verstanden wissen will, ist keine andere, als bei aller Achtung vor der Augsb. Confession, doch nicht religiöser Stillstand und Abschluß, sondern Fortschritt auf dem Grunde des christlichen Protestantismus, oder an der Hand des christlich protestantischen Princips, und ich möchte die Obrigkeit und Behörde sehen, welche bei so schlagenden Zeugnissen es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könnten, über das Recht der Protestanten zum Fortschritt den Stab zu brechen. Wo

es gleichwohl geschehen ist, oder noch geschieht, da ist es entweder nur aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Gewissenlosigkeit und Jesuitismus möglich und erklärlich.

Ja, geistiger Fortschritt ist der treibende Gedanke der deutschen Reformation und der ist kein deutscher Protestant, der nicht diesen Gedanken zum treibenden seines Lebens macht. Daß Stillstand auch in dieser Beziehung zugleich Rückschritt ist, beweisen die orthodoxen Hierarchen der Gegenwart eben dadurch, daß ihre Ansichten weit befangener und unduldsamer sind als die der protestantischen Stände vor 300 Jahren.

Es ist hieraus zu ersehen, daß die theologischen Sophisten es wie die Staatssophisten machen; sie pochen auf das historische Recht, sofern es ihren Ansichten günstig ist, wollen aber nichts von demselben wissen, wenn es die Freiheit, das Vernunftrecht und den Fortschritt in Schutz nimmt.

* * *

„Ueber die Seele," sagt Luther, „kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst. Darum, wo weltliche Gewalt sich vermißt, der Seele Gesetze zu geben, so greift sie Gott ins Regiment und verderbt und verführt nur die Seelen. Weil es aber Jedem auf dem Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Macht kein Abbruch geschieht, soll sie auch zufrieden sein und ihres Dinges warten und lassen glauben, so oder so, wie man will und niemand mit Gewalt drängen" (Op. X. S. 453). Ferner äußert sich Luther in Betreff der freien Lehre in einem an die sächsischen Fürsten gerichteten Schreiben v. 21. Aug. 1524 also: „Man lasse diese Leute (die Anhänger Münzers) nur getrost und frisch predigen, was sie können, und wider wen sie wollen; denn es müssen Secten sein und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben; ist aber unserer recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor sonst Jemand fürchten. Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen! Werden Etliche verführt, — wohlan, so gehts nach rechtem Krieges-

lauf; wo ein Streit oder eine Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und verwundet werden, wer aber redlich ficht, wird gekrönt u. s. w."

In demselben Sinne äußert sich dieser große Freiheitskämpfer an einem andern Orte: „Es gilt weder Gebietens noch Verbietens, weder zur Rechten noch zur Linken. — Hier sind wir Herren und leiden kein Gesetz, Gebot, Lehre, noch Verbot. Nur für diese Freiheit und Gewissen schreie ich und schreie getrost, daß mit keinem Rechte den Christen könne einerlei Gesetz laufgelegt werden, weder von Menschen noch von Engeln." Hier, ihr Herren, die ihr so tapfer unter der Fahne der Autorität kämpft, habt ihr eine Autorität, gegen welche auf euerm Standpunkte doch wohl nichts zu sagen ist. Aber ihr respectirt nur solche Autoritäten die in euern Kram passen. Wenn in diesen Tagen Diejenigen, welche darauf dringen, daß mit der evangelischen Freiheit Ernst gemacht werde, unberufene Schreier genannt werden, so müßt ihr folgerichtig auch Luthern mit diesem Vorwurfe belegen, und es mit euern Geistesverwandten von der katholischen Kirche als ein Unglück beklagen, daß es zu seiner Zeit noch keine so gute Polizeianstalten, wie jetzt, gab, welche dem reformatorischen Schreier den Mund hätten stopfen können.

* * *

Der Apostel Paulus war der erste Protestant, denn er protestirte gegen die jüdische Hülle, unter welcher Petrus und die ältern Apostel das Christenthum gefaßt wissen wollten. Aber Petrus gab nach und ließ sich zurecht weisen, während sein angeblicher Nachfolger, der Papst, jede Gegenvorstellungen zurückweiset und nicht aufhört, gegen den Protestantismus zu kämpfen. Auch das kleine Päpstlein, das in jedem glaubenseifrigen Pfaffen steckt, geräth ganz außer sich, wenn es von Protestationen gegen Formen und Hüllen hört, mit welchen der Pfaffengeist die Religion verunstaltete. Und doch müßten wir selbst gegen den Apostel Paulus protestiren, wenn, wie behauptet wird, er Glaubensansichten vorträgt,

die mit den klaren Lehren Jesu im Widerspruch ständen. Wenn der Jünger eine andere Meinung hegt als der Meister, so wird man uns erlauben, uns an den letzteren zu halten, denn der Jünger, sagt Jesus, ist nicht über den Meister.

* * *

„Wir haben," sagt Jachmann, „bis auf die neuste Zeit das logische Räthsel von der protestantischen Freiheit innerhalb der nothwendigen Schranken der Symbole, diesen Löwen im Käfig, anhören müssen; der Oedipus ist erschienen, der es lösen wird. Mögen diejenigen, die die Rolle der Sphinx spielen, sich auch darauf gefaßt machen, ihr Schicksal zu theilen." — In der That, der geistige Oedipus, der das Problem der religiösen Freiheit zu lösen sich anschickt, ist hervorgegangen aus dem erwachten Bewußtsein des gebildeten Volks, welches das allgemeine Recht in Anspruch nimmt, daß der Gerechte überall seines Glaubens leben dürfe und Niemand befugt sei, ihm einen sanctionirten Kirchenglauben aufzuzwingen, der seiner Ueberzeugung widerspricht. Wenn aber die Sphinx der Hierarchie die unbefangene Prüfung und Kritik nicht freigiebt, so muß sie gewärtigen, daß das Schwert der moralischen Kraft den Räthselknoten zerhaue.

* * *

Um zu verhindern, daß die Radicalen, wie man sagt, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, muß man dafür sorgen, daß das Kind mit reinem, und nicht mit solch' unreinem und getrübtem Badewasser umgeben sei, daß jene das gute schöne Wesen selbst nicht mehr sehen, und im raschen Zufahren meinen, daß alles mit einander wegzuschütten sei. — Diese Mahnung spricht Paulus aus, nicht der Apostel, sondern der alte ehrwürdige Heidelberger Doctor und Kirchenrath, der so oft dem religiösen Zeitgeiste an den Puls gefühlt, und der protestantischen Kirche manchen bisher unbeherzigten guten Rath gegeben hat. Er meint aber damit, daß unsere Kirchenhäupter sich endlich entschließen sollten, das Gold der Jesusreligion von seinen Schlacken zu reinigen, d. i. alle

später entstandenen Zusätze und Auswüchse des Christenthums von dessen ursprünglicher apostolischer Gestalt zu scheiden und die alten dogmatischen Spitzfindigkeiten aufzugeben. In der That hat das Taufwasser der christlichen Religion, welches der Menschenwelt eine höhere geistige Weihe geben und sie in ein moralisches Gottesreich verwandeln sollte, diese Wirkung deswegen verfehlt, weil es oft gar zu unrein und durch allerlei Pfaffentrug getrübt war. —

Auch in politischer Beziehung ist der Rath des alten theologischen Nestor nicht übel; denn man kann von Seiten der Staatsregierung das Anstürmen des politischen Radicalismus nicht besser abwehren, als wenn man die alten Mißstände, die er zum Vorwande seines Angriffs auf die bestehende Staatsverfassung macht, nach und nach aufgiebt.

* * *

Die orthodoxen Lenker oder Gubernatoren des Kirchenschiffs verlangen als unerläßliche Bedingung ihrer Mission, daß keine Ebbe und Fluth der Meinungen sei, der Compaß der Wahrheit weder Declination noch Inclination habe, das Barometer und Thermometer des menschlichen Verstandes und Herzens immer einerlei Höhe zeige, und daß der Wind der öffentlichen Meinung stets aus einerlei Loche blase, und nennen diese Stagnation des religiösen Lebens den alleinseligmachenden Glauben, bei welchem indeß das Volksleben auf der Bahn seiner sittlichen Entwicklung nicht von der Stelle kommt.

* * *

So wie es Grundsatz des Großsultans ist, seinen Harem nicht der Tugend, sondern dem Unvermögen seiner Wächter, d. i. schwarzen Verschnittenen, anzuvertrauen, so war es von jeher die Maxime des geistlichen Großsultans zu Rom, die makellose Braut Christi ohne Flecken und Runzeln, wie die katholische Kirche von ihm genannt wird, der geistigen Impotenz im Gebrauche der Vernunft anzuvertrauen, und die geistlichen Unterrichtsanstalten hatten und haben noch heute

unter der Leitung der Jesuiten den Auftrag, das Verstümmelungsgeschäft zur Verhinderung geistiger Zeugungen, zur Bildung hoher lobpreisender Discantstimmen zu übernehmen. Wenn wir sehen, daß hier und da in der protestantischen Kirche derselbe Grundsatz befolgt wird, so können wir uns nur mit der Hoffnung trösten, daß die Procedur, als dem Wesen des Protestantismus entgegen, im Allgemeinen nicht gelingen werde, obgleich es allerdings eine traurige Erscheinung ist, daß so viel hochstehende protestantische Geistliche sich selbst verstümmeln, um das Lied vom alleinseligmachenden Glauben recht laut zu singen oder zu krähen, während sie keiner Werke der christlichen Liebe fähig sind, und ihre moralische Impotenz eingestehen müssen.

* * *

Daß der Glaube, wie sehr sich der christliche Pharisäer auch mit ihm brüstet, und wie stolz er auch den demüthigen Zöllner von sich stößt — ohne die Liebe, also ohne Verträglichkeit, Duldung, Nachsicht und gegenseitigen Beistand, keinen Werth habe, wird selbst in der h. Schrift an mehreren Stellen versichert. Der feurige Paulus, den die Glaubenseiferer gewöhnlich für sich anführen, hat es am schärfsten ausgesprochen, worauf es bei der wahrhaft vernünftigen und sittlichen Entwicklung der Menschen vorzüglich ankommt, wenn er ein liebloses Gemüth mit einem tönenden Erze und einer klingenden Schelle vergleicht.

Solche klingende Schellen, die aus einem harten, ehernen, untheilnehmenden Gemüthe tönen, lassen sich in diesen Tagen in einem großen Chorus vernehmen, aber man kann eben nicht sagen, daß sie eine angenehme Harmonie bildeten; sie tönen wie die Sterbeglocken der christlichen Liebe.

Mag der Kopf noch so voll mit Glaubensformeln gestopft sein, wenn die Glocke des Herzens durch das Pochen der Selbstsucht, durch das Feuer des Hasses einen Riß bekommen hat, so giebt es einen schlechten Klang. Der rechte Glaube ist der, welcher eine christliche Gesinnung zur Folge hat, oder aus der Ueberzeugung von der Verbindlichkeit der

Pflichterfüllung hervorgeht. Aber die Zeloten möchten gern das ganze Christenthum zu einem leeren Geklingel machen; die göttliche Gnade soll für sie und die auserwählten Frömmlinge wie eine Klingelschnur vom Himmel herabhängen, welche die sündige Hand nur zu ergreifen brauche, damit sich die Himmelsthür öffne. —

Glücklicher Weise hat uns Jesus selbst ein Kennzeichen angegeben, woran wir diese Lieblinge des Himmels erkennen können, indem er sagt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Baum aber, der die faulen Früchte der Unduldsamkeit, des Hasses und der Verfolgung trägt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen, wenn auch jedes seiner Blätter mit einer Glaubensformel beschrieben wäre.

* * *

In despotischen Reichen, wo nicht Gesetz und Gerechtigkeit, sondern Gunst und Ungunst mit bestechlichen Händen zu Gericht sitzen, mag wohl oft der Fall vorkommen, daß der begünstigte Dieb oder Räuber begnadiget, und dafür der Beraubte gefesselt und gehängt wird, aber im Reiche Gottes kann wohl eine solche verkehrte Strafgerechtigkeit nicht geübt werden; denn, wie wenig wir auch von den Rathschlüssen Gottes verstehen, so können wir doch mit Gewißheit behaupten, daß er nie solche Maßregeln ergreifen werde, die wir an einem Tyrannen oder Despoten verdammen müssen. Man erzählt viel von den thörichten und unsinnigen Verordnungen des hochweisen Magistrats zu Schildburg, ich habe aber nicht gehört, daß er angeordnet habe, in Zukunft solle der Doctor und Apotheker die Arznei einnehmen, damit der Kranke gesund werde, oder der Schulmeister soll die Prügel bekommen, die der Schuljunge verdient habe, weil er seine Lection nicht gelernt. Ich kann also nicht glauben, daß der Urheber und Regierer der Welt und der moralischen Weltordnung Verfügungen gemacht und Ordonnanzen erlassen habe, die wir selbst den Schildbürgern und Schöppenstädtern nicht zutrauen.

* * *

Wer sich bloß zur reinen Lehre Jesu bekennt, der ist nach dem Ausspruche des Pfaffenthums aller Kirchen und aller Zeiten ein Atheist und schlimmer als der gläubige Verbrecher. Diese Erfahrung haben in unsern Tagen die protestantischen Freunde und die Deutsch-Katholiken gemacht, die man in manchen Staaten fast wie Staatsverbrecher behandelt. Der Ausspruch Jesu: „Wer in meiner Lehre bleibet, der ist mein rechter Jünger," verwandelt sich in dem Munde der Glaubenseiferer etwa in folgenden: Wenn ihr bloß in der Lehre Jesu und nicht zugleich in der Lehre des heiligen Athanasius, des h. Augustinus und Anselmus bleibet, so seid ihr keine Christen, sondern Gottesleugner, welche keine Duldung, am wenigsten Anerkennung verdienen, sondern, wo nicht mit Scheiterhaufen, doch mit Schmähungen, Verdächtigungen, Anklagen und Amtsentsetzungen verfolgt und bestraft werden müssen. Alles zur Ehre Gottes und zum Ruhme der Kirche, wie die Jesuiten sagen.

* * *

Wer bloß zum Nachahmen geschickt ist, heißt ein Pinsel, weil er die Handlungen Anderer nur gleichsam nachmalt oder auch wohl nur nachklext. Man wird demnach Denjenigen, der bloß im gläubigen Nachbeten seine Stärke hat, nicht mit Unrecht einen frommen Pinsel nennen können. Solche Pinsel sind indeß nicht immer weich und sanft, sondern oft verdammt rauh und borstig, ja sie kratzen die fremde Hand, die einen selbständigen Zug thun will, oft blutig. —

Am liebsten malen sie den Teufel und die Teufelsfratzen des Aberglaubens an die Wand der pietistischen Betkapellen. Beim Nachmalen oder Nachbeten kommt es nicht darauf an, wer vorzeichnet oder vorbetet, ob eine Mutterkirche, eine Synode, der Papst, ein Consistorium oder ein ministeriales Religionsedikt, sondern blos auf das gedankenlose Hingeben an eine fremde Autorität. Verständige Väter haben eben keine Freude an einer solchen Pinselschaft ihrer Söhne, die alles selbständige Urtheil ausschließt. Sollen wir uns

Gott etwa unter dem Bilde eines unverständigen Vaters denken. —

* * *

Die sogenannten Frommen im Lande, unter dem Namen Pietisten bekannt, haben es durch ihr albernes Gebahren, besonders durch ihre heimlichen Preßgänge, um Rekruten für die streitende Kirche zu werben, fast dahin gebracht, daß die Frömmigkeit in Verruf gekommen ist, welche sie wie ein Handwerk treiben; und da Klappern zum Handwerk gehört, so dürfen wir uns nicht wundern, daß wir so viel Klappern und Plappern, so viel singende und klingende Schellen hören; denn je leerer das Gefäß, desto mehr tönt es. Durch unaufhörliche Schmeicheleien, Lobpreisungen und Danksagungen, daß sie nicht sind, wie die draußen stehenden Zöllner und Sünder, suchen sie immer höher zu steigen in der Gunst des himmlischen Weltmonarchen, und nebenbei auch wohl in der Gunst der, diese Richtung begünstigenden Gewalthaber. Wie Bettelleute belagern sie, in die Lumpen der Erbsünde, und in den Schmuz feiger Niederträchtigkeit gehüllt, die Himmelsthür mit endlosen Gebeten und Gesängen, um ein reiches Almosen zu erschnappen. Man ist fast versucht, an die mystische Mythologie vom Erzengel Michael und seinen himmlischen Heerscharen den spielenden Gedanken anzuknüpfen, daß der liebe Gott sich entschließen möchte, nach dem von guten Polizeistaaten gegebenen Muster, eine himmlische Gensd'armerie zu errichten, mit dem Auftrage, dem frömmelnden Bettelgesindel auf die Finger zu passen und es wegzujagen von der Himmelsthür, wenn der Lärm zu arg würde. Das pietistische Schmuggelwesen, welches sich anheischig macht, unter dem Mantel der Scheinheiligkeit Contrebande in den Himmel zu bringen, oder denselben mit einer besondern Gnadenleiter zu ersteigen, besteht zwar blos in der Einbildung, ist aber deswegen nicht minder ärgerlich und gefährlich. — Damit soll der wahren Frömmigkeit und dem guten alten Spener'schen Pietismus nicht zu nahe getreten werden.

* * *

Eine neue Art zu tödten ist in neuster Zeit aus dem Schooße des Pietismus oder Mysticismus hervorgegangen, nämlich die eben nicht sehr erbauliche Manier, Jemanden moralisch und selbst physisch todtzubeten. Da ergibt sich nun die criminalistische Frage, ob derjenige, der einen Christenmenschen todtbetet, als ein Todtschläger zu betrachten und zu bestrafen sei. Das Gebet ist freilich etwas Heiliges, aber die Hostie wird auch für heilig erachtet, und doch sind durch sie Vergiftungen verübt worden. Ob man jemanden, wie sonst wohl geschehen, durch weiche Federbetten, oder durch die Glaubensbetten der faulen Vernunft, welche, ohne Hand und Fuß zu rühren, durch das Gebet Berge versetzen will, niederdrückt und erstickt, das ist so ziemlich einerlei. Die moralischen Tödtungen oder Selbstmorde, da die Leute durch vorgespiegelte schwärmerische Ideen wahnsinnig gemacht werden, kommen zu häufig vor, als daß die Medicina forensis nicht darauf aufmerksam werden sollte.

* * *

Fragt man, wie die häufig vorkommende Erscheinung zu erklären sei, daß ein Protestant zur römisch-katholischen Kirche zurücktreten, oder wie J. Heinr. Voß sagt, aus einem Freien ein Unfreier werden könne, so erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß, wie schon gesagt, die starre protestantische Orthodoxie ganz auf katholischem Boden steht, und nur noch ein förmlicher Schritt zu thun ist, um in die alte Kirche zurückzugehen. Jeder Glaube, der nicht seine letzte Wurzel in der Vernunft*) und Sittlichkeit hat, flattert, wie der Faden einer Spinne, in der Luft und sucht einen festen Halt (die Autorität), um sich daran zu knüpfen. Da es

---

*) Nein, wird man sagen, nicht in der Vernunft, sondern in der Offenbarung wurzelt unser Glaube. — Aber wo ist denn diese Offenbarung zu finden? — In der Bibel. — Warum? — Weil die Schriften der Bibel vom göttlichen Geiste inspirirt worden sind. — Woher wißt ihr das? — Das ist von den ältesten Zeiten an feststehende Kirchenlehre gewesen. — Ist denn die Kirche unfehlbar? — Die Autorität der protestantischen Kirche ist nur eine menschliche. Ergo u. s. w.

nun keine menschliche Autorität gibt, die auf Unfehlbarkeit Anspruch macht, als die katholische Kirche, oder vielmehr deren Repräsentant, der Papst, so lassen sich viele schwache Gemüther von der Zuversicht, mit welcher diese Unfehlbarkeit ausgesprochen wird, imponiren und ergreifen dieselbe als einen Nothanker zur Beruhigung ihres geängstigten Gemüths. — In der Regel erklären die frommen Leute, wenn sie den Protestantismus verlassen, vorher ihren moralischen Bankerott, und errichten sofort für die gehoffte Wiederherstellung ihres moralischen Vermögens eine neue Firma, nehmen dann Credit bei der Nationalbank der Gnadenwirkungen, oder bei der Zettelbank des in Roms Verwahrung befindlichen Gnadenschatzes überflüssiger guter Werke und halten sich nun für geborgen. Prüfen sie aber oder Andere den Bestand ihrer Rechnung, so zeigt sich, zwar nicht immer und nothwendig, aber doch häufig genug, soweit sich menschlicher Weise davon reden läßt, daß sie auch zum zweiten Male geistig fallirt haben und die zweite Schuld heißt zwar jetzt anders, ist aber nach wie vor dieselbe. —

* * *

Von dem theologischen Klopffechter, der nach Luthers Tode seinen plumpen Streitkolben so heftig gegen den edeln Melanchthon und Alle, die von christlicher Duldung sprachen, schwang, stammt die berüchtigte Sippschaft der Flätze, welche so viel Zwietracht in die protestantische Kirche gebracht hat, obgleich man Friede und Eintracht hätte erwarten sollen, da durch diese Herrn die bekannte Concordienformel veranlaßt wurde. Aber wir wissen ja, daß die theologischen Flätze nur um Wort und Buchstaben fechten und die christliche Liebe für sie auch nur ein leeres Wort ist. Dieses Geschlecht, das zu Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts auf schwachen Füßen zu stehen schien, ist nicht ausgestorben; es wird vielmehr seit einigen Jahrzehnten an einer starken verbesserten Auflage der Geschichte von den Flätzen gearbeitet, ohne daß man sagen könnte, dieselbe liege in dem Bedürfnisse der Zeit, die in jeder Beziehung dem flätzischen Elemente

nicht sehr günstig ist. Wenn die modernen Flätze auch etwas manierlicher geworden sind, als die alten waren, so ist doch ihre Manier eine solche, daß jeder Verständige sagen muß: „das ist keine Manier!“ Sie zeichnen sich eben nicht durch Geist und Wissenschaftlichkeit aus, aber sie legen ein starkes Gewicht darauf, daß durch Gottes Allmacht auch Esel reden, und profane Propheten (Philosophen) zurechtweisen können. Den Schein der Frömmigkeit vor sich hertragend, vermessen sie sich, die ungläubigen Vernunftfreunde todt beten, und durch den Glauben Wolkenberge vor das geistige Licht setzen zu können. Weil sie nicht blos die kirchlichen, sondern auch die politischen Reformen bekämpfen, so finden sie bei manchen Regierungen viel Gunst. Auch kommt ihnen der jetzt beliebte Rococogeschmack zu statten. Wie in der vornehmen Welt die Gemächer mit altväterischen Geräthen ausstaffirt werden, so setzt man auch den theologischen Rococo der Flätze in die Pfarrhäuser, Kirchen und Consistorien; je eckiger und scharfkantiger, desto besser. Da indessen, wie der weise Salomo spricht, Alles seine Zeit hat, so ist zu hoffen, daß dieser sonderbare Geschmack bald einem bessern Platz machen werde. Denn damit das flätzische Element zur allgemeinen Herrschaft gelange, dazu würde erfordert, daß zuvor der wahrheitsdurstige, nach Gewißheit im Denken und Glauben verlangende Geist im protestantischen Deutschland gedämpft werde, und das ist, trotz aller von der Polizei und Censur gehandhabten Dämpfapparate, unmöglich.

* * *

In der französischen Nationalversammlung v. 1789 erhob sich der Deputirte Rabaud de St. Etienne gegen die religiöse Toleranz, aber freilich nicht in dem Sinne, wie die Ultramontanen, Jesuiten und die mit ihnen auf gleichem Boden stehenden protestantischen Orthodoxen. „Toleranz,“ — sagt er, „ich verlange, daß dies Wort verbannt werde, und dies ungerechte Wort wird verbannt werden, da es uns nur Bürger vorstellt, die des Mitleids würdig sind; als Strafbare, welchen man verzeiht. — Jeder Mensch ist frei in seinen

Meinungen; jeder Bürger hat das Recht, sich frei zu seinem Gottesdienste zu bekennen und niemand kann seiner Religion wegen beunruhigt werden."

Seitdem sind fast 60 Jahre verflossen, und immer noch nicht, selbst in dem aufgeklärten Deutschland nicht, hat sich das allgemeine Menschenrecht, seine religiöse Ueberzeugung frei und offen zu bekennen und ihr in einer entsprechenden Gottesverehrung den gehörigen Ausdruck zu geben, die Anerkennung der politischen und kirchlichen Hierarchen erringen können.

* * *

Um das monarchische Princip zu schützen und aufrecht zu erhalten, ergreifen die Bewahrer und Vertheidiger desselben oft Maßregeln, welche dem Principe der Humanität nicht immer angemessen sind. Aber es ist bedenklich, diese Maßregeln auf die religiöse Freiheit auszudehnen und sich Eingriffe in ein Gebiet zu erlauben, das sich Gott allein vorbehalten hat. Hier tritt dem monarchischen Princip ein allgemein anerkanntes höheres Princip entgegen, da doch die Majestät Gottes noch höher ist, als die allerhöchste weltliche Majestät und Hoheit.

* * *

Um zu beweisen, daß es nur Einen seligmachenden Glauben geben könne, legt man ein starkes Gewicht darauf, daß die in der h. Schrift enthaltene göttliche Offenbarung doch etwas unwandelbares und unveränderliches sei. — Freilich ist sie das; aber die Auffassung derselben ist unendlich verschieden, sowohl nach den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Menschen, als nach der Culturstufe der verschiedenen Zeitalter. So ist auch das Firmament mit seinen Lichterscheinungen eine recht anschauliche Offenbarung Gottes; aber wie verschieden gestaltet es sich nach der Stellung des Beobachters, wie ganz anders erscheint es, wenn sich das Auge mit optischen Kunstmitteln bewaffnet, welcher ungeheure Unterschied, wenn der Verfasser der Genesis, oder ein Astronom des 19. Jahrhunderts sein Urtheil darüber ausspricht! Denken wir uns die Religion als das himmlische Firmament, welches sich um

den menschlichen Geist wölbt, so ergeben sich die Folgerungen verschiedener Ansichten von selbst mit Nothwendigkeit.

* * *

Tschudi, in seinen Reiseskizzen über Peru, erzählt, daß der letzte Vicekönig Castel Fuerte, ungeachtet der Strenge des Inquisitionstribunals von Lima, sich nicht gescheut, in Beisein seines Beichtvaters Religionsansichten auszusprechen, die dieser dem h. Gericht anzeigen zu müssen glaubte. Der Vicekönig war auch in der That vor dasselbe citirt, erschien aber an der Spitze seiner Leibgarde mit zwei Kanonen und Infanterie, und erklärte den Richtern, daß er zwar bereit sei, mit ihnen zu sprechen, daß aber das Geschäft in 60 Minuten abgethan sein müsse, widrigenfalls der Commandant der Truppen den Inquisitionspalast in Grund schießen werde. Ohne sich darauf einzulassen, bekomplimentirten die Inquisitoren nach kurzer Berathung den Vicekönig mit größter Höflichkeit zur Thür hinaus.

Hätten alle Gewalthaber die Anmaßungen der Hierarchie immer so energisch zurückgewiesen, wie dieser Vicekönig, so würden die katholischen, und theilweise auch die protestantischen Regierungen, nicht noch heute ihre anmaßenden Eingriffe dulden und in vieler Beziehung die Executoren ihrer intoleranten Maßregeln machen müssen. Nachdem aber die hierarchischen Institute in unsern Staaten sich einmal festgestellt haben, ist es nicht wohlgethan, daß die weltliche Macht sie gleichsam mit Kanonen beschieße; denn die Verschanzungen des Aberglaubens, in welche sie sich eingegraben haben, sind noch zu stark. Das hat unter andern der Kaiser Joseph II. erfahren, der mit all seiner Macht nichts gegen die Bollwerke des Ultramontanismus ausrichten konnte. Das beste ist, sie auszuhungern und ihnen alle Zufuhr abzuschneiden. Wenn die freie Wissenschaft mit ihren Hülfstruppen sie fortwährend blockirt hält, so werden sie bald zur Uebergabe gezwungen werden.

* * *

Warum die großen Schriftgelehrten, die sich berufen glauben, am Aufbau der christlichen Kirche zu arbeiten, von

jeher ein so großes Gewicht auf den sogenannten christlichen Glauben gelegt, und so wenig auf echt christliche Gesinnungen und Handlungen gegeben haben, da ja doch dieser Bau nicht durch fromme Wünsche, sondern allein durch rühriges Händeanlegen gefördert werden kann? — Weil es für die Arbeiter, die an diesem großen Tempelbau Gottes arbeiten sollen, leichter ist, einen alten Handwerksgruß zu lernen und zu lehren, als über den göttlichen Plan nachzusinnen, und darnach mit Eifer zu arbeiten. Daß man aber noch in diesen Tagen, wo man gelernt hat, das Wesen von der Form zu unterscheiden, und wo die lebendige That mehr gilt, als das todte Wort, die treuen Arbeiter, die den Handwerksgruß nicht nachsagen wollen, weil er manche Albernheit enthält, wegjagt und als untauglich verschreit, das werden die Bauherren einst zu verantworten haben. —

* * *

Nach dem Berichte des Dr. Eduard Selberg (Reise nach Java) ist bei den Chinesen die Arzneikunde in ein stereotypes System gebracht, von welchem keine Abweichung erlaubt ist. Der chinesische Arzt ist demnach verpflichtet, nach einem medicinischen Codex zu handeln, welcher vor Jahrtausenden durch einen ihrer Kaiser, Schi-nong, festgesetzt sein soll. Handelt der Arzt genau nach den hier vorgezeichneten Regeln, so ist er ein guter Arzt, der Kranke mag dabei zu Grunde gehen oder nicht; weicht er jedoch hiervon ab, so ist er des Todes schuldig, wenn der Kranke stirbt.

Das ist eine unsinnige Einrichtung, wird jeder Vernünftige sagen. — Freilich, — aber erheben wir uns nicht zu stolz über die guten Chinesen: denn bei uns besteht in Beziehung auf die moralische Heilkunde ein ähnliches stereotyp gewordenes System. Die Religion kann betrachtet werden als eine allgemeine moralische Heilmittellehre, die aber ein sorgfältiges Studium und bei ihrer Anwendung fortgesetzte Prüfung fordert. Da hat sich aber die Kirche, wie jener chinesische Kaiser, herausgenommen, diese zum Theil mißverstandene Lehre zu codificiren und in ein stehendes System

zu bringen. Endlich sind die Hierarchen der Kirche so weit gegangen, aus dieser Heillehre ein Receptbuch zu machen, und den Seelenärzten aufzugeben, nach demselben ohne alle weitere Prüfung und Beurtheilung zu dispensiren. In der katholischen Kirche hält man sich vorzüglich an äußere sympathetische Zaubermittel, Seelenmessen, Ablässe, Reliquienverehrung, Wundermedaillen, Gnadenpfennige und dergl., mit denen der Kranke sich nur zu befassen und zu behängen hat, um gesund zu werden. Dagegen ist in der protestantischen Kirche der Gebrauch innerlicher Mittel vorgeschrieben, von denen man indeß eine eben so wunderbare Heilung durch den bloßen Glauben an ihre Wirksamkeit erwartet. Vor Allem wird gefordert, daß der Kranke recht schlecht und niederträchtig von seiner Constitution oder Natur denke und ihr alle Kraft, zu seiner Heilung mitzuwirken, absspreche. Dagegen soll er Alles erwarten von der bittern Arzenei, die einst ein von Gott gesendeter Seelenarzt für ihn eingenommen, und von den schmerzhaften Operationen, denen sich derselbe unterworfen hat. Und wenn er etwa ohne diesen Glauben doch gesund wird, so soll er doch nicht für kirchlich gesund erklärt werden; er soll ein religiöser Pariah sein und ausgeschlossen bleiben von der Gesellschaft der Reinen.

Der Seelenarzt, der sich nicht nach diesen feststehenden Vorschriften, die man Bekenntnisse oder Symbole nennt, richtet, oder gar nach einer rationellen moralischen Therapie verfährt, wird zwar nicht mit dem Tode bestraft, aber die Praxis wird ihm gelegt und es hilft ihm nichts, wenn er sich auch auf noch so viele Tausende berufen könnte, die nach seiner Methode gesund geworden sind.

Das hohe kirchliche Medicinalcollegium hat, wie der Kaiser Schi-nong, ein- für allemal erklärt, daß es gar nicht auf das einfache Gesundsein oder Gesundwerden ankomme, sondern daß jeder Mensch sich für einen dem Tode verfallenen Seelenkranken erkläre und sich methodisch behandeln lasse; ob er bei dieser Behandlung methodice gesund wird, oder methodice stirbt, das ist einerlei.

* * *

Wir verbieten nicht, Wahrheit zu verbreiten, sagt ein weises Cultusministerium oder eine gelehrte Studiencommission; nur die Ausbreitung des Irrthums soll beschränkt werden. Das klingt in der Theorie sehr gut, nur Schade, daß die Praxis ihre Schwierigkeiten hat. Denn es ist schlechterdings unmöglich, Wahrheit mitzutheilen, ohne die Möglichkeit zuzugeben, daß auch der Irrthum mit unterlaufe. Der Irrthum folgt der Wahrheit, wie der Schatten dem Licht. Und wer soll die Function haben, die Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden und jener den officiellen Stempel aufzudrücken? Etwa die Censur und Polizei? Dann müßt ihr sie zuvörderst für infallibel erklären. Da aber der Staat und der Staatsregent selbst nicht unfehlbar sind, so haben sie auch nicht das Recht und Vermögen, eines ihrer Institute für unfehlbar zu erklären. — Wir protestiren gegen das angebliche Regale des Staats, die Wahrheit auszuprägen, um ihr nur unter dem herrschaftlichen Stempel Umlauf zu gestatten, obgleich wir dieses Regale in Ansehung des Goldes und Silbers bereitwillig anerkennen.

* * *

Die Klage, daß die kühne Kritik, die aus den modernen Philosophenschulen hervorgegangen ist, zuweit gehe und nicht heilend, sondern zerstörend wirke, mag gerecht sein; aber auf der andern Seite ist zu bedenken, daß ohne das scharfe Messer der Kritik mancher alte Schaden nicht geheilt, d. h. mancher theoretische und practische Irrthum nicht weggeschafft werden kann. Mancher Wunde ist nicht anders beizukommen, als durch einen kühnen Schnitt. Nun kann freilich der Operateur auch zu tief schneiden; aber wenn gar nicht geschnitten wird, ist Gefahr vorhanden, daß der Organismus durch Brand und Fäulniß zu Grunde gehe. Das gilt auch von einem politischen und kirchlichen Organismus. Mangel an Bewegung und träge Ruhe sind allen Organismen, auch moralischen, schädlich. Aus der Stagnation der Säfte bilden sich oft böse Geschwüre, welche, wenn man sie fortwuchern läßt, nach und nach den ganzen Körper umziehen.

Das gilt auch von manchem sonst kräftigen christlichen Staatskörper. Viele geschickte Aerzte und Chirurgen stehen um sein Ruhebett herum und sind zur Hülfe bereit; aber die Censur und Polizei verbieten, den Kranken anzurühren, damit er in seiner Ruhe nicht gestört werde. Man erlaubt nicht, die faulen, eiternden Stellen zu sondiren, und am wenigsten sollen sie ausgeschnitten werden; denn durch jenes wird ein übler Geruch verbreitet, und dieses thut doch gar zu wehe; und überdieß würden die bisherigen Pfleger in übeln Ruf kommen, daß sie das Uebel so weit haben kommen lassen. Darum lieber den Schaden zugedeckt und sich damit getröstet, daß was nicht gesehen wird, auch nicht ist. Aber der böse Geruch dringt durch die Decken hindurch und endlich wird man doch zu einer Desperationscur genöthigt sein.

* * *

Die Religionsform ist kein Lehengut, welches von Seiten des Staates an die Christengemeine in Gnaden conferirt oder verliehen wird, mit der beschwerenden Bedingung, daß nichts davon veräußert, nichts daran verändert werden dürfe. Es besteht dagegen für die Religion und christliche Kirche ein höherer Lehnshof, als der Staat, die ewige Wahrheit, deren Ausspruch sich zu unterwerfen, der religiöse Mensch in seinem Gewissen sich gedrungen fühlt. Wir sind verpflichtet, die religiösen Erkenntnisse, die aus den ewig wirksamen Offenbarungen Gottes in der Menschenwelt, d. i. aus der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeistes und aus der damit verbundenen höhern wissenschaftlichen Bildung hervorgehen, aufzunehmen und nach dieser erkannten Wahrheitsnorm das zu beseitigen, was in dem uns aufgegangenen Lichte als Irrthum, Vorurtheil und Wahn erscheint. Dieser Berechtigung der Geistesmacht gegenüber kann die Staatsmacht unmöglich das Recht haben, einer nothwendigen Reform des religiösen Lebens mit ihrem Veto entgegen zu treten, um die entstellenden Zuthaten des Christenthums festzu-

halten, bloß aus dem Grunde, weil sie von unsern Vorfahren überliefert worden sind.

* * *

Es soll weder eine orthodoxe Politik, noch eine orthodoxe Theologie geben, weil der Mensch nur immer im Fortschreiten zum Bessern begriffen ist und niemals das rechte, ewiggültige Wissen, Glauben und Handeln ergriffen hat; wie auch der Apostel Paulus gesteht. Mit dem erhaltenden Princip muß immer das reformatorische Hand in Hand gehen; die Formen des Staats und der Kirche müssen biegsam und elastisch sein, um sich dem Inhalte, dem bedürftigen Volksleben anzuschließen und mit den Elementen der Cultur zu harmoniren.

Wenn der christliche Staat verabsäumt, die Aufgaben der Zeit auf dem Wege der Reformen zu lösen, so darf man sich nicht wundern, wenn die Natur, die ihre Zwecke nicht ungestraft durchkreuzen läßt, einen gewaltsamen Weg einschlägt; man darf dem rastlos schaffenden Weltgeiste keine Vorwürfe machen, wenn er den Samen einer bessern Zukunft, den die stabile Politik verdumpfen läßt, in eine Fluth von Thränen und Blut wirft, um wenigstens der kommenden Zeit die glückliche Ernte der Staats- und Religionswohlthaten möglich zu machen, wie denn die Gegenwart zum Theil solche Früchte genießt, die in Religions- und Revolutionskriegen gesäet wurden.

* * *

Es haben sich seit einigen Jahren religiöse und kirchliche Bewegungen gezeigt, über welche man in neuerer Zeit hinweg zu sein glaubte. Man hat mehr als einmal gesagt, daß im 19. Jahrh. die politischen Ideen an die Stelle der religiösen getreten wären, welche im 16. und 17. Jahrh. die Triebfedern so vieler wichtigen Weltbegebenheiten gewesen sind. Man hielt die gegenwärtige Generation für zu kaltsinnig in Glaubenssachen, zu sehr beschäftiget mit materiellen Interessen, als daß man die geringste Begeisterung für religiöse Ideen von

ihr hätte erwarten sollen und dennoch hat sich eine solche begeisterte Stimmung in Deutschland gezeigt. Mit welcher Ungunst dieselbe auch von vielen Regierungen angesehen wird, so kann sich der Patriot nur darüber freuen, denn gesetzt auch, daß die religiöse Bewegung eine falsche Richtung eingeschlagen hätte, so wird doch so viel dadurch bewiesen, daß in der deutschen Nation das Interesse für Religion noch lebendig ist. Weder in Frankreich, wo der vornehme und gemeine Pöbel in den Fesseln des Romanismus schmachtet, während die Gebildeten einen unverhüllten Materialismus und Atheismus zur Schau tragen, noch in England, wo alle Religion in den eisernen Formen der Episcopalkirche mit ihren 39 Artikeln erstarrt liegt, — ist eine solche Bewegung vor der Hand möglich; aber darin kann kein Grund liegen, daß wir uns diese französische oder englische Gleichgültigkeit und Lauheit für Religionsfragen wünschen sollten.

Die in Frage stehenden Bewegungen wurden veranlaßt durch die Rückschritte, welche sowohl die protestantischen als die katholischen Kirchenbehörden in der religiösen Aufklärung gemacht hatten und wozu sie alle, ihnen untergebenen Kirchenglieder nöthigen wollten. Aber auch hier zeigte sich der Antagonismus der Natur, der immer das Beste thun muß, um die Menschheit vorwärts zu bringen auf der Bahn ihrer Entwicklung. Die Versuche, den Stillstand zu fixiren und den religiösen Zeitgeist zum Rückgange zu bringen, schlugen in ihr Gegentheil um, und die Gegenwart forderte ihr Recht zu Neuerungen und Reformen oft sehr ungestüm.

Wenn der Weltgeist eine gewisse Reform menschlicher Zustände beschlossen hat, und, wie das gewöhnlich der Fall ist, die Gewalthaber sich derselben widersetzen, so weiß er es so zu veranstalten, daß gerade aus diesem Widerstreben ein Impuls zur Förderung der reformatorischen Bewegung hervorgeht; was nicht von oben herab geschieht, wird von unten herauf, d. h. von der aus dem Schooße des Volks hervorgehenden Kraft bewirkt. Ob die gegenwärtige Reformbewegung ihr Ziel erreichen werde, weiß ich nicht, aber soviel

ist gewiß, daß dadurch wenigstens ein Anlauf zu diesem Ziele gewonnen ist und daß die Gegenwart ein Recht zu diesen Reformen hat, — freilich kein im Corpus juris, im kanonischen, oder Landrecht geschriebenes, sondern ein Recht, das in einem höheren Codex enthalten ist, nach welchem sich die großen Weltbegebenheiten richten müssen.

Nach den bestehenden Gesetzen ist jede Reform ungesetzlich, besonders, wenn sie nicht von der Staatsregierung, sondern von dem Volke in Anregung gebracht wird. Die, von dieser Seite ausgehenden Versuche zu politischen Reformen werden daher als revolutionair zurückgewiesen. Aber die religiösen Angelegenheiten sind aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten als die politischen. Hier machen sich höhere Gesetze uud Pflichten geltend als die Staatsgesetze und Unterthanenpflichten sind, aus dem einfachen Grunde, weil die religiöse Ueberzeugung nicht geboten, nicht durch Gesetz und Edict eingeschärft werden kann, sondern ein Ergebniß der innern Freiheit, eine Sache des Gewissens ist Hat man bisher die Religion oder die äußere Religions- und Kirchenform an unveränderliche Gesetze gebunden, so war das ein Mißgriff, eine Ueberschreitung der Befugniß, welche den Staats- oder Kirchenbehörden zusteht. Die innere Bewegung des religiösen Geistes soll frei sein, und sind also Gesetze vorhanden, welche diese Bewegung hemmen, so stehen sie im Widerspruch mit den höhern Gesetzen, welche im Reiche Gottes ewige Gültigkeit haben. Tritt nun im Fortschritte der Cultur das Bedürfniß einer freiern Bewegung ein, so sträubt sich der religiöse Geist gegen die bisher getragenen Fesseln und dringt auf eine Reform der bestehenden religiösen und kirchlichen Verhältnisse. Geht der Staat auf dies Verlangen ein, so erhält die Reform die gesetzliche Sanction und wird ohne politische Erschütterung auf friedlichem Wege eingeführt. Stemmt sich aber die Regierung dagegen, so mag sie wohl die bestehenden Gesetze für sich haben, aber sie handelt gegen ein höheres Gesetz der göttlichen Weltordnung, nach welchem jedem moralischen Bedürfnisse der Menschheit Ge-

nüge geschehen soll, und die Macht dieses Bedürfnisses ist oft so groß, daß der Drang nach Verbesserung über alle Hindernisse hinwegstürmt und sich auf eine tumultuarische Weise geltend macht.

Die Geschichte liefert den Beweis, wie verderblich und vergeblich es ist, wenn die weltlichen oder geistlichen Behörden, auf die bestehenden Gesetze gestützt, gegen neue religiöse Ideen und die daraus hervorgehenden Reformbewegungen kämpfen; man denke nur an die den Protestanten im Schmalkaldischen und 30jährigen Kriege zugedachte Ausrottung. Und doch hatten die mächtigen Feinde und Verfolger der Luther'schen Reformation die alten ehrwürdigen Reichs- und Kirchengesetze für sich; vom Standpunkte ihres formalen Rechts mußte ihnen jene Kirchenreform eben so revolutionair erscheinen, als die jetzigen Reformversuche es in den Augen kalter Publicisten sind, obgleich diesen kein Bauernlärm zur Rechtfertigung ihrer Anklage zu statten kommt. Jede Reform verliert den Proceß, wenn sie ihre Rechte vor einer Juristenfacultät nachweisen soll; sie hat ihre Berechtigung nur in dem tiefgefühlten Bedürfnisse ihrer Nothwendigkeit und wird formal rechtskräftig nur dann, wenn sie gelingt. Bis dahin muß sie auf Anfeindung, Verläumdung und Verdächtigung, also auf Kampf mit offenen und versteckten Feinden gefaßt sein. Ihre schlimmsten Feinde sind aber nicht jene Finsterlinge und Stillstandsmänner, welche die verbrauchten Waffen der Autorität führen, sondern jene loyalen, kalten, ordnungsliebenden gelehrten Herrn, die mit tiefer Verachtung auf das vielleicht ungelehrte volksthümliche Element der Reform herabsehen und wie die jüdischen Aristokraten (Joh. 7, 48 ff.) sagen: Glaubet auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an ihn? sondern das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht, d. i. muß mit dem Bann belegt und excommunicirt werden. — „Forsche und siehe, aus Galiläa (außerhalb des Kreises der Schul- und Kirchengelehrsamkeit) steht kein Prophet auf." Vor diesen kalten Kritikern hat die religiöse Begeisterung kein Recht, und es wird ihnen um so leichter, sie zu verkleinern, je weniger dieselbe ihre Schritte nach Zirkel und Win-

kelmaß abmißt, und je leichter sie sich daher Uebereilungen und Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt. —

* * *

Die deutsche Begeisterung hat überhaupt ein eignes Schicksal. Wenn wir Deutsche einmal zufällig in Enthusiasmus gerathen und einige Funken eines erwärmten und erleuchteten Nationalgeistes umhersprühen, so fehlt es niemals an Leuten, welche Wasser herbeitragen und die ungewöhnliche Hitze durch die kalten Umschläge des Spottes zu mäßigen suchen. — Kommt es dem Deutschen einmal in den Sinn, sich seiner Nationalität zu erinnern, seine Emancipation von Rom oder einer andern ausländischen Macht zu verlangen und überhaupt sich den alten philisterhaften Michel aus den Gliedern zu schütteln, so finden die politischen und literarischen Notabilitäten das lächerlich und meinen, daß so etwas einem Volke übel anstehe, welches von dem Schicksale bestimmt sei, in dem alten ausgefahrnen Gleise der Gewohnheit seinen Führern mit schlotterlicher Bequemlichkeit nachzuschleichen.

Kurz überall findet die deutsche Begeisterung Anstoß: bei der Polizei, der Censur, der Kritik, der nüchternen Verständigkeit und besonders bei dem christlichen Pharisäerthume. Wenn der nüchterne Verstand zu Gerichte sitzt über die, seinen Horizont überschreitende Begeisterung, so darf man sich nicht wundern, wenn sein Urtheil sich in den Worten des Landpflegers Festus ausdrückt: „Paulus, du rasest" (Apostelg. 26, 24). Ja der Enthusiasmus für Tänzerinnen und Sängerinnen, für Geiger und Pfeifer und selbst der Fanatismus, der sich bei Wallfahrten und Reliquienausstellungen offenbart, findet mehr Gnade vor den Augen dieser spießbürgerlichen Gemeinheit und hochgelahrten Verständigkeit, als die Begeisterung für Religion und Vaterland.

Dieses Schicksal hat nun auch die Begeisterung gehabt, die sich in den jetzigen religiösen Bewegungen manifestirt, namentlich sind die Bestrebungen der protestantischen Freunde und der Deutschkatholiken die Zielscheibe des Spottes, der Schmähung, der Verdächtigung gewesen. Der philosophische

Dünkel hat diese neue Begeisterung nicht mit seiner Logik vereinigen können und viele falsche Schlußfolgen darin entdeckt, während die Hofpublicisten sie an ihrer politischen Krämerelle gemessen und bald zu lang, bald zu kurz gefunden haben. Eine Menge kritisches Scheidewasser ist von der Journalistik verbraucht worden, um die soliden Bestandtheile von den flüchtigen auszuscheiden, und nach der Meinung kunstverständiger Scheidekünstler ist nichts Solides übrig geblieben.

So ist es nun auch wirklich gelungen, das Interesse, mit welchem diese Bewegungen anfangs aufgenommen wurden, zu schwächen und besonders die Erwartung herabzuspannen, die man von der Mission der Deutsch-Katholiken hegte. Ich gebe zu, daß diese sich mancher Fehlgriffe und Uebereilungen schuldig gemacht, daß sie hier und da zu pomphaft, mit zu hohen Versprechungen aufgetreten sind, daß die Begeisterung für ihre Tendenzen oft übertrieben und forcirt war; aber das Alles liegt in der Natur der Sache; wenn eine neue Bahn eingeschlagen wird, ist die Bewegung immer schwankend und unstät und kleine Verirrungen sind unvermeidlich. Nichts ist für den Menschen schwerer als das rechte Maß zu halten, und am wenigsten ist der Begeisterung zuzumuthen, immer Wage und Richtscheit bei sich zu führen und den Kreis ihrer Bewegung mit dem Zirkel abzustecken. Wäre es denn ein Wunder, wenn der Deutsch-Katholicismus eben so schnell wieder verschwände, als er entstanden ist? Mit welchen scheelen Augen ist er doch fast von der sämmtlichen politischen, kirchlichen und literarischen Aristokratie angesehen, mit welchem hämischen Grinsen in den höhern Regionen des socialen Lebens angefeindet und hin und her gestoßen worden. Man hat ihm ja an vielen Orten den zu seiner Subsistenz nöthigen nährenden Boden versagt und seine Anhänger der kostbarsten Bürgerrechte verlustig erklärt. Fast überall ist er mit dem Interdicte belegt und moralisch ausgehungert worden, indem man ihm den öffentlichen Gottesdienst und seinen Weihen die bürgerliche Anerkennung versagte. Die katholischen Staaten schlossen sich gegen ihn ab wie gegen Pest und Cholera, und erklärten seine Absagung von Rom für ein Staatsverbrechen, als ob noch immer wie im Mittelalter

der Papst der Statthalter Gottes und oberste Lehnsherr aller weltlichen Monarchen wäre. Auch die protestantischen Staatslenker freuten sich nicht über den von den Deutsch-Katholiken dem Papst hingeworfenen Absagebrief und die auftauchende Möglichkeit, von Rom in Ansehung ihrer katholischen Unterthanen unabhängig zu werden. Die Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, eine Consequenz des beliebten Stabilitätsprincips, geht so weit, daß man auch den alten Rost der Ketten verehrt, mit welchen Rom das katholische Deutschland umschlungen hält nnd ängstlich die etwa schadhaft gewordenen Glieder derselben durch Concordate ausbessern läßt. Die Furcht vor Fortschritten ist so groß, daß die katholische Staatskirche sich scheut, aus dem Kerker zu schreiten, in welchem sie die römische Hierarchie gefangen hält, und auch der Staat die theilweise Gefangenschaft duldet, in welcher seine Majestätsrechte, besonders rücksichtlich des Volksunterrichts, gehalten werden. Man hat freilich Beispiele von vieljährigen Gefangenen, die ihren Kerker nicht verlassen wollten, denn der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an die Gefangenschaft. Aus dieser Erfahrung ist auch der Haß der protestantischen Orthodoxen gegen die Lichtfreunde und die Deutsch-Katholiken erklärlich, denn sie wollen nicht, daß die symbolischen Ketten des Bekenntnisses und der Autorität gebrochen werden, an welche sie sich einmal gewöhnt haben.

Dennoch möchten wir nicht dem Urtheile hochweiser Politiker beistimmen, daß diese religiöse Bewegung alle Bedeutung verloren habe und bald in ihr ursprüngliches Nichts zurücksinken werde. Möglich, daß es noch einmal gelingen werde, sie mit Gewalt zu unterdrücken; aber dann wird die Reaction so heftig werden, daß sie nach einem ewigen Naturgesetze in nächster Zukunft mit verstärkter Kraft wieder auftauchen und dann um so sicherer und schneller ihr Ziel erreichen wird.

Wie jetzt die Sachen stehen, kann sich ein großer Theil deutscher Christen in seiner Kirchengemeinschaft nicht befriediget fühlen. Ein schneidender, das Gewissen verletzender Gegensatz besteht zwischen dem sanctionirten Autoritätsglauben und der auf freie Prüfung gegründeten religiösen Ueberzeugung, die sich

gerade in dem bessern Theil der Nation ausgebildet hat; der denkende Christ wendet sich ab von einem Gottesdienste, der seine religiösen Bedürfnisse nicht befriediget, wo ihm statt einer Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, ein aus den Lappen des Buchstabenglaubens zusammengeflickter Götze, ein aus vergilbten Pergamenten gebildeter Fetisch geboten wird. Wer kann es einem freisinnigen Menschen verdenken, wenn er nicht nach einer Formel, die er für unwahr hält, beten und fromme Heuchelei treiben will? Wie können christliche Behörden, die berufen sind, das sittliche Leben zu befördern, doch auf den Gedanken gerathen, dadurch die Religion zu heben, daß sie das Gewissen belasten und Heuchler bilden? Geräth nicht das Gewissen, wie ein empfindliches Barometer, durch eine einzige Wolke des Unrechts in Vibration? — und jetzt sucht eine lichtscheue Partei den ganzen kirchlichen Himmel mit schwarzen Gewitterwolken zu überziehen, damit die Sonne des göttlichen Logos, d. i. der ewigen Vernunft und Wahrheit, nicht herabscheine und ihre Truggewebe beleuchte. Es sollte unerlaubt sein, eine Reform zu verlangen, und an die Stelle der bisherigen Formverehrung eine wahre Gottesverehrung zu setzen? Wenn der Streithandel zwischen Denen, die den gährenden Most des Geistes auf die alten, und ihren Gegnern, die ihn auf neue Schläuche gefüllt wissen wollen, vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung kommt, so ist die Entscheidung leicht vorauszusehen, da schon Jesus mit seinem Urtheil vorangegangen ist. Die Spaltung kann nicht anders beseitigt werden, als dadurch, daß man dem kirchlichen Bekenntnisse eine Fassung gibt, die weit genug ist, alle Parteien zu umfassen, was die Deutsch-Katholiken gethan, wenigstens den Versuch dazu gemacht, sich aber eben dadurch den unversöhnlichen Haß der alten Symbolgläubigen zugezogen haben.

Wenn die kirchliche Form dem Höhenpunkte der Entwickelung des religiösen Lebens nicht mehr entspricht, dann zeigt sich das Bedürfniß einer kirchlichen Reform, und die Staatsregierung hat um so weniger das Recht, den auftauchenden Reformtendenzen feindlich entgegenzutreten, je ent-

fernter das religiöse Leben allen Eingriffen des Staats liegen, und seiner ruhigen Entwickelung überlassen bleiben soll. — Darum erschrecke man nicht, wenn jetzt andere Ansprüche an die Kirche gemacht werden, als vor 300 Jahren, wenn Versuche hervortreten, das Reformationswerk zu vollenden, welches unvollendet zu lassen, Luther kurz vor seinem Tode schmerzlich beklagte. Man verkennt offenbar den Beruf des Christenthums, Weltreligion zu werden, wenn man keine Christen ohne Parteinamen, sondern nur Katholiken, Lutheraner und Reformirte anerkennen will. Aber wenn, wie wir gewiß hoffen können, unsere tägliche Bitte: „Dein Reich komme!" endlich Erhörung findet, so wird unter Gottes Beistande das ewige Weltgesetz, das im Christenthume waltet, über das beschränkte Staatsgesetz gewiß den Sieg davon tragen.

Allgemeine Anmerkung zu den politisch-kirchlichen Plänklern.

Ich bin überzeugt, daß die in dieser Abtheilung vorgetragenen religiösen und kirchlichen Ansichten großen Anstoß bei den orthodoxen Glaubenseiferern erregen werden, und daß der mit dem Ballaste von Citaten und Beweisstellen beladene zackige Dreschwagen der Autorität in Bewegung gesetzt werden wird, um meine Gründe und den Berg von dogmatischen Widersprüchen, worauf sie fußen, zu zermalmen. Das kann Ihnen, meine geehrten Herrn, freilich nicht verwehrt werden. Nur möchte ich Sie erinnern, daß Gründe nicht durch Machtsprüche, also auch nicht durch mächtige Autoritäten widerlegt werden; und demnach ersuche ich Sie, gefälligst zu Hause zu bleiben mit dem beliebten, stereotyp gewordenen Argumente gegen die Hervorhebung von Ungereimtheiten und Widersprüchen in gewissen Dogmen, daß nämlich die göttliche Weisheit in den Augen der gefallenen menschlichen Vernunft oft wie Thorheit erscheine, oder

wie ein Recensent von Schraders Antipietisten sich ausdrückt, daß die göttliche Thorheit weiser sei, denn die Menschen sind. Denn sehen Sie, meine Herrn, wenn Congruenz mit den Gesetzen der Vernunft nicht mehr das Kennzeichen der Wahrheit, und Widerspruch nicht mehr das Kriterium der Falschheit sein soll, dann hört aller Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit auf, und der Ablaßkäufer, der Reliquienverehrer, der Feuer- und Fetischanbeter, kurz jeder Anhänger irgend eines Aberglaubens ist in seinem guten Rechte. — Sein oder Nichtsein, das ist auch hier die Frage. Ein Dogma, welches das Sein und zugleich das Nichtsein von einem Gegenstande behauptet oder demselben widersprechende Prädicate beilegt, ist so gewiß falsch, als auch die göttliche Allmacht und Weisheit nicht machen kann, daß etwas zugleich sei und auch nicht sei. Mögen also auch hundert Doctoren einer modernen Sorbonne auftreten und ihr Anathema gegen die rationalistischen Folgerungen aus diesem logischen Grundsatze aussprechen; sie bewirken dadurch nichts anderes, als daß sie ihre lächerliche Blöße zeigen. Die Theologie hat doch hoffentlich keine andere Logik, als die andern Wissenschaften? — Das gebe ich zu bedenken, um Ihnen unnütze Bemühungen zu ersparen.

Der literarischen Pränkler

vierter Streifzug,

auf dem Felde des Privatlebens nach seinen socialen Verhältnissen.

Der freie sittliche Wille soll das Leben und die socialen Verhältnisse der Menschen gestalten; aber da dieser Wille ein schwacher, oft unsittlicher, mehr auf Zerstörung, als auf Gestaltung, ausgehender ist, da die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, noch nicht eingedrungen ist in unsere gesellschaftlichen Kreise, so muß die Natur mit ihrer zwingenden Gewalt dabei das Beste thun. Man kann wohl sagen, daß der Magen mehr als das Herz und Gemüth beigetragen hat zur Entwicklung und Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens. Es hat wohl Philosophen gegeben, welche meinten, unser Geschlecht würde weit schnellere Fortschritte auf der Bahn seiner Vervollkommnung machen wenn wir keinen Magen hätten und nicht für die Befriedigung desselben sorgen müßten, sondern von der Luft leben könnten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es der göttlichen Allmacht möglich gewesen wäre, diesen unsern Planeten und die darauf wohnenden Menschen so einzurichten, daß sie mit jedem Athemzuge auch den zur Unterhaltung ihres Leibes nöthigen Nahrungsstoff

einnähmen; ob es aber dann besser auf der Erde aussehen würde, ob unser gesellschaftliches Leben sich schöner würde gestaltet haben, das bezweifle ich stark. Um uns davon zu überzeugen, welche große Rolle unser Magen in dieser Beziehung spielt, dürfen wir nur einen kurzen Gang durch unsere Felder oder durch die Straßen unserer Stadt machen und uns die Frage vorlegen, wie es wohl aussehen würde, wenn der Mensch keinen Magen hätte. Wo würden dann die schönen Weizen- und Kornfelder, die reizenden Weinberge, Obst- und Gemüsegärten bleiben; wohin würden die duftenden Bäcker- und Gewürzläden, die unterhaltenden Familien- und Wirthstafeln geschwunden, was würde aus allen Gewerben, mit ihrem goldnen Boden, und aus dem weltverbindenden Handel und Verkehr geworden sein? Aber, wird man vielleicht sagen, desto weiter würden wir es in unserer geistigen Entwickelung gebracht haben, desto sorgfältiger würden die Menschen die geistigen Interessen cultivirt haben. Wie? sind nicht alle unsere Erfindungen Kinder des Bedürfnisses, und sind nicht die dringendsten Bedürfnisse auf den Magen gegründet? — Muß nicht unser Denken, Wollen und Thun sich an einem Stoffe entwickeln und bilden, und liegen nicht im Hunger die stärksten Antriebe, die uns von der Erde gebotenen Stoffe zu bilden, umzubilden und zu verarbeiten? Wenn also der Hunger der beste Lehrmeister der Menschen gewesen ist und noch ist, wenn alle Künste ihre Entstehung seiner Schule verdanken, und wenn durch diese Künste die schönste Harmonie in das bürgerliche Leben kommt, so kann nicht gezweifelt werden, daß das beste und dauerhafteste Band, durch welches die menschliche Gesellschaft umschlungen und in ihrem Bestande erhalten wird, in letzter Instanz aus dem Magen hervorgeht.

* * *

Wenn wir in die Werkstatt des Handwerkers oder mechanischen Künstlers, in das Atelier des Malers und Bildhauers, oder auch in die Studierstube des Gelehrten einen beobachtenden Blick werfen, so müssen wir die Anstrengungen

bewundern, welche in verschiedenartiger Beziehung verwendet werden, um ein Werk zu vollenden, welches seiner Schönheit, Vollkommenheit oder Brauchbarkeit wegen auf Beifall Anspruch machen kann. Fragen wir aber diese Künstler: „wo ist denn die Werkstatt, in welcher ihr an eurer eignen Vollkommenheit, an der schönen Erscheinung der Menschheit in eurer Person, an der klassischen Kunstform eures Lebens arbeitet, so werden uns diese guten Leute mit großen Augen ansehen, und die meisten werden unsere Frage gar nicht einmal verstehen. Bei gar vielen wird der Kenner ausrufen müssen: sein Kunstwerk ist ein Meisterstück, aber der Künstler ist ein Lump. Die schönen und mechanischen Künste werden geübt und zu einem hohen Grad von Vollkommenheit getrieben; aber die Lebenskunst wird von den meisten Menschen vernachläßiget. Nicht etwas Tüchtiges zu sein, sondern etwas Tüchtiges zu besitzen, dahin geht das Streben der Meisten, die Stolzen und Ehrgeizigen wollen nicht das Ideal der sittlichen Vollkommenheit in sich ausprägen, oder den großen Orden der Menschheit auf der Brust tragen, sondern sie suchen ihre Ehre allein darin, sich vom Staate einen hohen Amts- oder Ehrentitel aufprägen zu lassen, und einen unverdienten Verdienstorden auf dem Rocke zu führen. Nur nach glänzenden Farben greifen sie, um ihr Lebensgemälde auszuschmücken und die schlechte Zeichnung zu bedecken; von den nöthigen Schattirungen und Schlagschatten wollen sie aber gar nichts wissen. Auf ihren Körper wenden sie noch die meiste Sorgfalt, aber nur was seine geschmackvolle Nahrung und Bedeckung betrifft; seine eigenthümliche Schönheit, Stärke Gewandtheit durch sittliche Gesinnungen und Uebung zu vermehren, seine Gesundheit durch Mäßigkeit und gehörige Diät zu stärken, das ist ihre geringste Sorge; im Gegentheil verunstalten und schwächen sie oft recht mit Bedacht ihren leiblichen Organismus durch Leidenschaften, schändliche Ausschweifungen und raffinirte Ueppigkeit; denn, wie gesagt, ihr Ehrgeiz ist nicht darauf gesetzt, ein schönes, vollkommenes Wesen an Leib und Geist zu sein, oder eine schöne gute That zu thun, sondern nur in schönen glänzenden Umgebungen zu

leben, und wenn es hoch kommt, ein Werk zu vollenden, das auf dem Markte des Lebens Nachfrage hat. Auch in unsern Tagen würde Diogenes, wenn er zurückkehrte, Veranlassung haben, eine Laterne anzuzünden, um einen Menschen zu suchen.

Noch immer muß gar häufig das Kleid den Mann machen; auch in gebildeten Gesellschaften geht das Urtheil über eine Persönlichkeit von ihrer äußern Hülle aus und eine Vernachlässigung des Anzugs wird streng gerügt. Mag das Gesicht des gesellschaftlichen Gastes gebleicht, von Leidenschaften durchfurcht und verbraucht sein, wenn nur der Stoff seiner Kleider nicht verschossen und abgetragen ist; mag sein Herz schief sitzen, seine Gesinnung zweideutig sein, wenn nur der Rock nicht schief zugeknöpft ist und der Stein des Fingerrings keine Zweifel über seine Aechtheit zuläßt; mögen die Gedanken und Ideen in seinem Kopfe noch so ungeordnet und verworren sein, wer fragt danach, wenn nur die Haare wohlgekämmt und wohlgekräuselt sind; mag das Gewissen noch so weit sein, der Charakter noch so viel versteckte Falten schlagen, wenn nur der Frack oder das Corset keine ungehörigen Falten schlägt und das Schnürleibchen eng anschließt. — — So geht die Schätzung des Menschen gewöhnlich mehr von seinem Aeußern, als von seinem Innern, mehr von dem, was er nicht ist, als von dem, was er ist, wozu er sich gemacht hat, aus, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die meisten Menschen mehr nach äußeren gefälligen, als nach inneren Vorzügen streben und sich abmühen, einen schönen Schein vor sich hinzutragen. Am besten ist es noch, wenn dieser Schein ein leerer ist und unter der glänzenden Hülle keine schmutzige Sittenlosigkeit, hinter dem Bombaste des aufgeblasenen Stolzes keine feige Niederträchtigkeit steckt.

* * *

Sehr viele Menschen, selbst aus den höheren und höchsten Ständen, thun nicht allein nichts, um ihre Persönlichkeit zu veredeln, oder ihr Leben zu verschönern und zu vervollkommnen, sondern sie setzen sich ordentlich hin und studiren mit

allem Fleiße die Kunst, ihr Leben zu verunstalten und zu verhunzen. Jeder, der darauf denkt, eine Intrigue, einen Betrug, eine Ungerechtigkeit durchzuführen, sich einen unerlaubten Gewinn zu verschaffen, von einem verbotenen Baume zu naschen, ist ein solcher Studirender, und den meisten gelingt es nur gar zu gut, sich selbst immer verächtlicher und niederträchtiger zu machen und ihr moralisches Ich vor dem Forum des Gewissens an den Pranger zu stellen. Aber schon mit der Huldigung der gewöhnlichen Modethorheiten kann man es weit bringen in jener traurigen Kunst. Man betrachte nur das Treiben in einer ansehnlichen Residenzstadt; — mit welcher raffinirten Sorgfalt denkt man daselbst auf Mittel, das natürliche Leben mit seinen schönen Formen in's Häßliche umzubilden, die deutsche Natürlichkeit und Ehrlichkeit in's Französische, Englische, Russische oder gar in's steife Chinesische zu übersetzen, um den Forderungen der exclusiven Gesellschaft zu genügen. Welche künstliche Vorbereitungen werden nicht gemacht, um die hohe Dame, die Langeweile, die mit langer Schleppe von einem Salon zum andern geht und Visitenkarten abgibt, gehörig zu empfangen und zu bewirthen; wie rennen, bücken und schmiegen sich nicht die guten Leute, um Eckel, Ueberdruß, Kopf- und Magenweh, Katzenjammer und vielen andern Jammer zu erstreben! Steigern nicht manche ihr tragisches Talent, sich und Anderen Wehe zu bereiten, zu einer solchen Virtuosität, daß sie mit dem Knalleffect eines Pistolenschusses oder mit einer Kelchvergiftuug vom Lebenstheater abtreten? — Alle aber fügen sich mit der größten Bereitwilligkeit unter den Strafcoder der Mode und in die Poliermühle des vornehmen Anstandes, und lassen sich binden, schnüren, schniegeln, bügeln und abreiben, so lange und vollständig, bis kaum der Schatten von einem natürlichen Menschen und von einem moralischen Charakter gar nichts übrig bleibt.

* * *
*

Daß der sinnliche Mensch das Angenehme dem Guten so oft vorzieht, daß er gern einen Griff nach der verbotenen

Lust thut und die kleinen Kläffer der Schooßsünden, welche den sittlichen Ernst wie schäckernde Hunde anbellen, mit Vorliebe hegt und pflegt, wissen unsere Theologen aus dem Diebsgriffe unserer Stammmutter nach dem verbotenen Apfel sehr erbaulich zu erklären; aber wie soll man es sich erklären, daß so viele kluge und verständige Menschen sich so erstaunlich abmühen, ihr Elend zu schaffen, und wenn sie im Ueberflusse sitzen, nicht ihr tägliches Brot, sondern ihre tägliche Noth zu verdienen, daß sie das Bild ihres Lebens so entsetzlich verklexen und versudeln? Das mögen mir die Psychologen erklären.

Freilich hat der Mensch nicht immer freie Hand bei der Bildung seines Lebens. Der Philosoph hat gut reden, wird man sagen; aber in der wirklichen Welt wird das Gewebe seiner Abstractionen vom ersten rauhen Lufthauch zerrissen. Kann sich der Weltmensch etwa hinsetzen wie ein Bildhauer oder Maler, um nach einem ihm vorschwebenden Ideale sein Leben und Alles was dazu gehört, d. i. seinen Leib und Geist, seine Umgebungen, seine Bedürfnisse und Genüsse nach den Regeln der Kunst zu gestalten und zu ordnen? Wie viele unberufene Hände, Meisel und Pinsel greifen ein in diese Bildung, und wenn sie dadurch verpfuscht wird, so ist es nicht immer seine Schuld. Da ist z. B. das Schicksal, welches gewöhnlich einen scharfen Hammer führt und oft mit einem Schlage das Gebilde zermalmt, woran wir Jahre lang gearbeitet hatten. Da ist ferner die Natur, sonst eine gute, hülfreiche Künstlerin, die sich aber auch zuweilen in häßlichen Zerrbildern gefällt und schlechte Späße macht, indem sie uns krumme Beine, schiefe Nasen, unförmliche Dorsal- oder Pectoral-Ueberbeine ansetzt und unser Haus mit tausend Krankheiten heimsucht. Endlich, wer weiß nicht, wie störend oft Freunde und Feinde, Vorgesetzte und Untergebene, getreue Nachbarn und Hausgenossen uns in's Handwerk greifen und durch ihr beigefügtes Machwerk unser Leben zu verunstalten suchen.

Dagegen läßt sich freilich nichts sagen; aber darin beweiset sich eben der Meister, daß er mit Beharrlichkeit die

Schwierigkeiten überwindet. Gelang es doch dem beharrlichen Demosthenes durch Kieselsteine den Naturfehler seiner Sprache zu vertreiben. Sollten wir weniger Beharrlichkeit haben als die Spinne, welche zum zehnten Mal zu spinnen anfängt, wenn ihr Netz auch neunmal zerrissen worden ist? Der ächte Lebenskünstler soll sich über die Neckereien des Schicksals hinwegsetzen, darin besteht eben die Meisterschaft der Lebenskunst. — Und dann, was andere auch beginnen mögen, um uns die Lust zu fernerer Arbeit zu verleiden, — so ist es in der Regel ein Kinderspiel gegen das, was wir, umfangen von unsern Irrthümern, Vorurtheilen, Begierden und Leidenschaften, in dieser Beziehung selbst thun, verderben und versudeln. Wenn dein Leib auf krummen oder lahmen Beinen steht, guter Bruder, so bist du doch vermögend, deinen Charakter aufrecht und gerade zu stellen und deinem Verstande zu verbieten, lahme Urtheile oder hinkende Schlüsse zu bilden; wenn dein Rücken eine unbequeme Zulage trägt oder gekrümmt ist, so brauchst du doch andern nichts nachzutragen oder krumme Wege einzuschlagen; wenn dein Auge schielt, so kannst du doch dem schielenden Neid wehren und das Auge deines Geistes darf zu dem Glück deines Nächsten nicht scheel sehen. — Hast du nur erst die dämonische Gewalt deiner bösen Begierden gebunden, so wirst du auch mit den dämonischen Mächten des Schicksals fertig werden; der freie Geist ist größer und mächtiger als das Schicksal. Das äußere Leben mag der Gewalt fremder Mächte preisgegeben sein; aber der Mensch hat auch ein inneres Leben, dessen er, als freier Geist, immer mächtig ist, um es nach dem Ideale des Schönen und Guten zu bilden, und diese Bildung wird um so mehr gelingen, je unabhängiger er sich von den künstlichen Bedürfnissen der Civilisation gemacht hat.

* * *

Wenn das Schicksal uns mehr schwarze als heitere Farben zu unserm Lebensbilde liefert, so müssen wir uns damit trösten, daß auch ein Nachtstück seine eigenthümliche Schönheit

hat, und daß schwarze Tinten zu jedem Gemälde nothwendig sind. Durch die Schlagschatten des Schmerzes heben sich die Gestalten der Freude um so glänzender hervor. In der Zeichnung und Farbenmischung zeigt sich besonders der Meister, und diejenigen Bilder, die auf goldnem Grund oder mit den grellsten Farben gemalt sind, können nicht immer für die schönsten gehalten werden. Freilich ist die Ausübung der Lebenskunst mit Anstrengung, Mühe und Arbeit verbunden und der sinnliche Trieb ist nicht darauf, sondern auf Genuß und Vergnügen gerichtet. Aber durch die Mitwirkung der Phantasie wird auch das Gefühl gewonnen; die Begeisterung für das schöne Ideal, das wir zu realisiren hoffen, macht es uns leicht, den sinnlichen Genuß aufzugeben und selbst die schwerste Arbeit zu übernehmen.

* * *

Die wichtigste Aufgabe, welche der Mensch bei der beabsichtigten Bildung seines Lebens zu lösen hat, besteht in der Unterhaltung der Harmonie, die in seiner Gemüthswelt herrschen soll. So wie in einer Haushaltung kein Wohlstand zu finden ist, wenn die Mitglieder desselben einander in den Haaren liegen oder besondere Zwecke verfolgen, so ist auch in der innern Oekonomie unsers Gemüths kein friedlicher Zustand möglich, wenn die verschiedenen Behörden desselben den gemeinsamen Richtpunkt ihres Strebens verlieren und eine Seelenkraft sich auf Kosten der andern geltend macht. Den meisten Skandal verursachen die Begierden, Affecte und Leidenschaften. Wenn die Vernunft wie eine strenge Hausfrau einmal auf den Gedanken kommt, Revision zu halten, mein Gott, welche Unordnung und Verwirrung, welche heillose Schliche, Veruntreuungen und Unterschleife wird sie gewahr! Und wenn nun zur Frage kommt, wer das Unheil angestiftet habe, so ist es die saubere Sippschaft von Suchten, diese ungezogenen Kinder der Selbstsucht, welche an allen Aergernissen schuld sind! Da ist z. B. die unersättliche Habsucht, die schwindelnde Ehrsucht oder Herrschsucht und andere nicht minder böse Suchten, welche den Frieden gestört haben. Da

sind ferner der gallige Neid, die bleiche Mißgunst, welche sich wohl selbst den eignen Genuß versagen, wofern sie nur den fremden verbittern können; da ist der Hochmuth, welcher sich aufspreizt wie ein Truthahn und vor dem Spiegel der Eitelkeit gravitätisch auf und ab schreitet, die eigne eingebildete Würde bewundernd. Nicht zu gedenken des Geizes, der Krämpfe bekommt, wenn von Geben die Rede ist, und der wilden Brut der Affecten, welche den ärgerlichsten Unfug anstiften.

Die gute Vernunft liest wohl diesen lästigen Hausgenossen die Moral und hält scharfe Strafpredigten, braucht auch wohl ihr Hausrecht, indem sie die wilden Rangen fortzujagen sich anschickt.

Leider muß sie aber erfahren, daß alles Moralisiren nicht sonderlich anschlägt und wenn auch die Brut zur Vorderthür hinausgeworfen worden ist, so findet sie doch leicht ein Hinterpförtchen, durch welche sie mit Hülfe der Sinnlichkeit wieder ins Haus schlüpfet.

Was ist da zu machen? Sollte es nicht möglich sein, diese bösen Kinder des alten Adams zu bilden, zu veredeln und ihrem Streben eine unschädliche Richtung zu geben? Dazu bietet sich eine treffliche Gouvernante dar in der Phantasie, wenn es der Vernunft gelingt, sie für ihre Dienste zu gewinnen. Als Verbündete der Sinnlichkeit ist freilich nicht viel Gutes von ihr zu erwarten; aber warum sollte sie nicht ebenso bereitwillig in die Dienste der Vernunft treten, wenn diese sie freundschaftlich um ihre Unterstützung anspricht und nicht mehr so stolz wie gewöhnlich auf sie herabsieht. Von der Vernunft gehoben, gleicht die Phantasie dem menschenbildenden Prometheus: sie holt das Feuer der göttlichen Begeisterung vom Himmel herab, um daran die sinnlichen Triebe und Begierden rein zu brennen von den irdischen Schlacken. Die Ehrsucht z. B. durch dieses Feuer gegangen, denkt nicht mehr daran, in Gnaden zu stehen bei den Herrn der Erde, sondern sie strebt höher nach der Gnade des Herrn über Himmel und Erde. — Die Selbstsucht, vom Ideal der Phantasie gehoben, blickt nicht auf das vergängliche, sondern auf das unvergängliche ewige Selbst, das nicht von den Wellen des Zeitstroms gebrochen und getrübt

wird. Der Geiz anstatt Geld zu zählen und Kasten zu füllen, zählt die flüchtigen Stunden der Zeit, und sucht die Räume des Bewußtseins mit dem Golde des Guten anzufüllen; der Neid und die Eifersucht verwandeln sich in dieser Kunstschule in einen edeln Wetteifer im Guten; der Zorn oder der Haß hat keinen andern Gegenstand als das Böse und die Liebe kommt zur Erkenntniß, daß ihr Ideal, die höchste Schönheit auf Erden nicht zu finden ist, sondern in höhern Regionen wohnt. —

Auf diese Art wird selbst die Sinnlichkeit für die Zwecke der Vernunft gewonnen und bereitwillig gemacht für diese Zwecke zu arbeiten.

* * *

Warum sollte sich der verständige, gefühlvolle Mensch nicht eben so für das Ideal eines schönen Lebens, für das Musterbild eines vollkommenen Menschen begeistern können, wie sich der Künstler für sein Kunstideal begeistert; warum sollte jener nicht eben so emsig an der Realisirung der Lebenskunst arbeiten können, als dieser unaufhörlich bemüht ist, die ihm vorschwebende Idee wirklich zu machen? Hält uns doch das Christenthum den wirklich gewordenen Urtypus sittlicher Vollkommenheit, den, der göttlichen Idee vollkommen entsprechenden Menschen in Jesu Christo vor, und wenn unsere Anschauung betrachtend bei diesem Ideale verweilt, wenn wir die von ihm ausgehenden Meisterwinke beherzigen, so müßte ja, sollte man meinen, in uns diejenige Begeisterung entstehen, die großer Dinge fähig macht, und uns antreibt, die Mühe nicht zu scheuen, die erforderlich ist, wenn wir unser Leben jenem schönen großen Ideale gemäß ausbilden wollen. Warum doch — so kann man fragen — giebt es nur so wenig ächte Lebenskünstler, und dagegen so viel Pfuscher, die ihr Lebensgemälde versudeln? Weil die Lehrer der Religion, welche in ihrem praktischen Theil eine göttliche Lebenskunst sein soll — ihren Zuhörern unverständliche, widersprechende Dogmen für Religion verkaufen und jenes erhabene Ideal, das wir in Jesu verehren sollen, mit dem siebenfachen Schleier des Geheimnisses bedecken. Nur die Vorstel-

lung des Schönen und Erhabenen wirkt Begeisterung, wie soll sich aber der Lebenskünstler für die Idee der Menschheit, das Ideal eines vollkommenen Menschen begeistern, wenn der Religionslehrer ihm die Menschheit, als in einem Zustande tiefer Versunkenheit befindlich, darstellt, wenn der natürliche Mensch der Mittelpunkt aller Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit sein soll? Ein Ideal der Schönheit, nicht der Häßlichkeit müßt ihr dem Menschen vorstellen, ihr Volkslehrer, wenn er als Lebenskünstler auftreten und sich ausbilden soll. — Es giebt nicht bloß eine sinnliche, sondern auch eine sittliche Schönheit, und selbst aus jener soll die Heiligkeit der ewigen hervorleuchten. Die wahre Schönheit, deren Ideal begeistern soll, kann keinem andern Geiste als dem der Sittlichkeit und Wahrheit dienen, die sie als Grazie begleitet. Denn alle drei sind Ausflüsse des einen Gottes und können darum auch nicht feindlich mit einander hadern.

* * *

Wenn die Menschen sich nur halb so viel Mühe gäben gut zu sein, als sie jetzt darauf verwenden, gut zu scheinen, so würden wir uns eben nicht über den Mangel des Guten in der Welt zu beklagen haben. Mein Gott, wie muß sich einer abmühen und abhärmen, um bei dem Mangel an der gehörigen Substanz, den Schein zu erwecken und festzuhalten, daß er ein ehrlicher, rechtschaffener und zuverlässiger Mann sei. Da muß er sich z. B. hinsetzen und sich eine Menge schöner moralischer Sentenzen und Redensarten einprägen, um sie bei schicklicher Gelegenheit an den Mann zu bringen; er muß immer ängstlich über seinen Mund, seine Augen und alle Züge seines Gesichts wachen, damit sich der innere Schalk nicht dadurch verrathe, und wenn er auch frühmorgens vor seinem Spiegel diese Gesichtszüge zurecht legt, er kann sie doch nicht mit Haarnadeln feststecken, und da hat bei nachlassender Wachsamkeit oft der Teufel sein Spiel, daß sie bei leidenschaftlichen Affectionen auseinander gehen, und der wahre Charakter sich auf dem Gesicht ausprägt. Wie sorgfältig muß er die Vorhänge und Gardinen nicht bloß seines Wohnzimmers, sondern

auch seines Herzens geschlossen halten, damit man nicht zur Unzeit hineinsehe und wahrnehme, was darin vorgeht; und in vielen Fällen ist doch alle Vorsicht vergeblich; denn wie leicht erspäht ein neugieriges Auge eine verrätherische Ritze, durch welche der alte Adam in seiner Blöße entdeckt wird. Muß nicht ein solcher Mann immer einige gute, reine Schafpelze in Bereitschaft halten, um damit den innern Wolf oder Fuchs zu verhüllen und in ein gutes geduldiges Schaf zu travestiren? muß er sich nicht durch tausend andere Künste und Verkleidungen, wo nicht unsichtbar, doch unkenntlich zu machen suchen, wenn er nach seiner Gewohnheit auf verbotenen Wegen zu gehen beabsichtiget? Kurz, der Scheingute hat alle Hände voll zu thun, wenn er den Schein retten will, und könnte es viel bequemer haben, wenn er sich entschlösse, wirklich gut zu werden. Dann brauchte er alle die vielen Künste der Verstellung nicht zu lernen und zu treiben und könnte sich sans gêne gehen lassen, wie die gute Natur ihn treibt; er könnte das Gute con amore thun, das er jetzt des Anstands halber, wie eine Zwangsarbeit verrichtet. Wenn der rechtliche Mann auf manchen Vortheil Verzicht leistet, den der schlaue Betrüger verfolgt, so sind, wie die Erfahrung lehrt, solche Vortheile nur scheinbar und schlagen gar bald in ihr Gegentheil über, denn sowohl im öffentlichen als im Privatleben bewährt sich der Satz, daß Ehrlichkeit die höchste Klugheit, und daß alles verloren, wenn der Credit zum Henker ist. —

* * *

Da indessen kein Mensch weder leiblich, noch geistig oder sittlich das ist, was er nach der göttlichen Idee sein sollte, so darf man es nicht zu streng rügen, wenn seine Eitelkeit ihn antreibt, seine Mängel zu verstecken und zu verhüllen. Selbst der Wohlstand und Geschmack fordert eine gewisse gefällige Form der Kleidung und wir dürfen selbst den überflüssigen Schmuck nicht verwerfen, da ja ein unwiderstehlicher Naturzug selbst den Wilden antreibt, seinen Leib zu schmücken und in Ermanglung anderer Schmuckstoffe zu bemalen oder zu tättowiren. Je mehr der Mensch in der Civilisation steigt, desto mehr Fleiß

verwendet er auf diesen Schmuck. Wir sprechen demnach kein Verdammungsurtheil über die feinen Toilettenkünste, mit deren Hülfe die Blößen und Defecte des Leibes verhüllt und sinnreich restaurirt werden. Welcher Unbefangene kann etwas dagegen haben, wenn hier ein flacher Busen künstlich gehoben, eine schmale Hüfte gepolstert, eine breite Taille geschnürt, dort ein Kahlkopf mit gefälligen Locken geschmückt, oder ein kurzes Bein durch einen hohen Kothurn gestützt und ein dürrer Schenkel, eine hohle Wade wattirt wird? Es wird dadurch freilich ein falscher Schein erregt, aber die Erregung eines schönen Scheins ist ja verdienstlich, und wollten wir einen solchen Schein verdammen, so müßten wir die schönen Künste sammt und sonders verbannen. Aber selbst die Moral hat nichts gegen diesen Schein, sondern verlangt in ihrem Kapitel von den Pflichten des Anstandes ausdrücklich, daß wir im Umgange mit Andern alles Anstößige vermeiden und uns schöner gefälliger Formen befleißigen sollen. Sind doch die in der Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielenden Complimente im Grunde nichts weiter, als leere Formen: und doch werden sie selbst von dem gründlichen Kant in seiner pragmatischen Anthropologie vertheidiget und ihr Nutzen nachgewiesen. — Wer könnte es auch in einer Gesellschaft ohne Complimente, diese Ableiter der Grobheit aushalten? Ohne sie würde in den meisten Fällen der wahrheitsliebende Mann ein grober Esel heißen und nach der Thür gewiesen werden.

* * *

Wenn es zugegeben wird, daß ein gewisser Schmuck des Körpers und des Betragens zulässig und selbst nothwendig ist, so muß ein ähnlicher Schmuck auch in Beziehung der Eigenschaften des Gemüths und Charakters zulässig sein. Es wird verzeihlich, ja in gewissen Fällen selbst nothwendig sein, daß der Mensch der Gesellschaft auch in geistiger und moralischer Beziehung seine Toilette mache, und je vornehmer die Gesellschaft ist, zu welcher er gehört, desto sorgfältiger wird diese moralische Putzkunst zu betreiben sein. Das Einfachste würde freilich sein, daß man sich die Tugenden, deren Schein man erregen will, in der Wirklichkeit aneignete; aber man kann sich

nun einmal nicht von dem Vorurtheile frei machen, daß es leichter sei, auch fortgesetzt etwas zu scheinen, als wirklich zu sein. Die Meisten wollen lieber täglich und stündlich an ihrem Lebensbilde mit Pastell- oder Wasserfarben, die sie nach Belieben wieder auslöschen können, arbeiten, als es ein für allemal in stehenden Oelfarben fertigen; lieber ihrem Charakter eine schöne freundliche Maske vorbinden, als ihm die schönen, festen Züge geben, die Liebe und Zutrauen einflößen. Diese moralische Schönfärberei ist auch insofern zu entschuldigen, als die Gesellschaft der höhern Lebensregionen mehr auf äußern Schein, denn auf innern Gehalt sieht und die ungeschliffenen Diamanten bei ihr nicht beliebt sind, am wenigsten wenn sie schneiden und stechen.

* * *

Wir würden uns in einer Gesellschaft, wo jeder Theilnehmer in seinem wahren ungeschmückten moralischen Charakter aufträte, eben so wenig gefallen, als wenn jeder seine körperlichen Gebrechen unverhüllt zur Schau trüge; Streit, Haß und Feindschaft würden in dem supponirten Falle in dem vornehmsten Salon immer so tumultuarisch auftreten, wie in einer Dorfschenke, wenn der Brantweinsgeist die Schranken der Ruhe durchbrochen hat. Es ist daher nicht zu tadeln, wenn die vornehmen Herren und Damen, bevor sie sich in Gesellschaften begeben, nicht bloß äußerlich in Ansehung ihres Leibes, sondern auch innerlich in Bezug auf den Geist ihre Toilette machen, eine gewisse moralische Kosmetik üben. Warum auch, frage ich, sollten anständige Weltmenschen nicht eben so gut ihren Seelenstaat, ihren Geistesputz und Charakterschmuck haben, als den gewöhnlichen materiellen? warum sollen sie nicht in dem Costüme von Menschenfreunden, Patrioten, guten uneigennützigen Bürgern, zärtlichen Vätern und Gatten u. s. w. auftreten, oder, um als schöne Geister zu glänzen, die schönsten und sinnigsten Sentenzen und Maximen aus den Dichtern und Philosophen aller Nationen ihrem Gedächtniß einprägen, um sie in gesellschaftlichen Kreisen an den Mann zu bringen? — Ob sie damit ihres Herzens Gesinnung aussprechen, danach

wird so wenig gefragt als bei einem Schauspieler, dem gewiß um so größerer Beifall zu Theil wird, je mehr seine Kunst dem Scheine das Ansehn der Wahrheit zu geben weiß. Kommt der feine Weltmann wieder nach Hause, so kann man nichts dagegen haben, wenn er mit seiner Perrücke, Brust- und Schenkelwatte auch die Frisuren und Wattirungen seines Geistes und Charakters ablegt, um sie nicht durch alltäglichen Hausgebrauch abzunutzen und auch in moralischer Beziehung den Schlafrock anzieht. Man muß schon zufrieden sein, wenn die Freundlichkeit nicht in bösartiges Grinsen umschlägt und die Sammetpfötchen sich nicht in scharfe Katzenkrallen verwandeln.

* * *

Die moralische Kosmetik steht zwar unter dem Namen der Heuchelei bei den Moralisten nicht in dem besten Rufe, weil man ihr den Zweck unterlegt, andere durch falschen Schein zu betrügen, um dadurch eigennützige Zwecke zu erreichen. Aber wer wird immer das Schlimmste denken? Sollte die Heuchelei in den meisten Fällen nicht den Zweck haben, die Gesellschaft durch den schönen Schein zu vergnügen? Hießen Heuchler (ὑποκριται) nicht ursprünglich Schauspieler, die doch keinen andern Zweck haben, als ihr Publicum durch ihre Kunst zu vergnügen, zu erbauen, zu belehren, ästhetisch zu bilden? Kann man nicht in hohen, glänzenden Gesellschaften eine theatralische Vorstellung oder Repräsentation erblicken, wo jeder Theilnehmer gleichsam eine Gastrolle übernommen hat und nach bestem Vermögen durchzuführen sucht? Die Rollen von guten Vätern und Söhnen, guten Müttern und Töchtern, treuen Ehemännern und Ehefrauen werden ganz vorzüglich ausgeführt; in manchen hohen Kreisen sind auch die Rollen von Heiligen, von Betbrüdern und Betschwestern beliebt, und die Garderobe der alten Dogmatik muß das Costüme liefern. Bei einiger Welterfahrung weiß man recht gut, daß man sich gegenseitig täuscht, aber man will ja eben angenehm getäuscht sein, man will keine prosaische, sondern eine ästhetische Wahrheit, und diese

erhält man, wenn der Heuchler oder gesellschaftliche Acteur seine Rolle gut ausführt.

* * *

Wer sich nicht ganz auf die Haltbarkeit seiner moralischen Toilette verlassen kann, thut wohl, ihr von Zeit zu Zeit nachzuhelfen, oder durch Andere nachhelfen zu lassen. Das erste geschieht durch Selbstlob, das zweite durch Schmeichelei. Ich erkläre mich deutlicher. Wenn es erlaubt ist, in einer Gesellschaft die Haare zu streichen, den Bart zu zwicken, die Cravate zu steifen, an den Manschetten zu zupfen, mit der Uhrkette oder den Handringen zu spielen, so muß es auch zulässig sein, unsere wahren oder falschen geistigen Vorzüge und angenommenen Charaktere hervorzuheben und in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Die Kunst, wodurch dies bewerkstelliget wird, zeigt sich aber in der feinen, scheinbar absichtslosen Manier, wie man diese Nachhülfen des moralischen Costümes, des angelegten geistigen Schmucks anbringt, so daß auf den ersten Anblick das Selbstlob oft aussieht wie Selbsttadel.

Da aber die Großen und Vornehmen ihren Anzug großentheils durch ihre dienstbaren Geister besorgen lassen, so ist es ganz in der Ordnung, wenn sie auch in der Gesellschaft ihre Gehülfen und Beistände haben, welche dafür sorgen, daß ihr moralischer Anzug und Schmuck sich nicht derangiere, sondern sich immer von der besten Seite zeige. Ein Großer braucht sich mit seinem Selbstlobe nicht sehr anzustrengen, da er immer einen geschmeidigen Diener oder Clienten zur Seite haben kann, der diese Mühe übernimmt und die vortheilhaftesten Eigenschaften seines Patrons herauszustreichen versteht. Man nennt solche Personen Schmeichler, und aufrichtig gesagt, sie stehen nicht in dem besten Rufe; aber sie sind doch nothwendige Requisite bei der gesellschaftlichen Repräsentation, etwa wie der Einbläser (Souffleur) bei einem Theater. Wenn die Schneider, Putzmacherinnen, Juweliere Haarkräusler, Modehändler nothwendig sind, um einen materiellen Anzug und Schmuck zu liefern, so sind auch die

Schmeichler anzuerkennen, welche den Beruf haben, für den moralischen Aufputz ihrer Patrone Sorge zu tragen. Sie stellen gleichsam den Chor der alten Tragödie vor, indem sie den Ruhm und Preis des Helden aussprechen. Je größer und vornehmer der Mensch ist, desto mehr muß er darauf bedacht sein, sich mit Anstand in der Gesellschaft zu präsentiren, und da zu diesem Anstande auch ein gewisser geistiger oder moralischer Anputz und Schmuck gehört, so muß man auch diejenigen zulassen, die ihm dabei behülflich sind. Freilich betreiben die Schmeichler ihr Geschäft oft ziemlich ungeschickt; sie verunstalten den Charakter, indem sie ihn verschönern wollen; aber die Mode, diese Schmeichlerin, der äußern Form nach, macht es eben so. Auch machen die vornehmen Patrone ihren Schmeichlern ihr Geschäft oft blutsauer, indem sie in ihrer vornehmen Gedankenlosigkeit alle Augenblicke den schönen Schein wieder zerstören, den jene zu erregen und auf sie zu werfen bemüht waren. Da trifft es sich denn auch in allegorischer Beziehung, daß die künstliche Perrücke schief, die hohe Brust auf den Magen, die falsche Wade auf das Schienbein, die Schenkelwatte auf das Knie zu sitzen kommt. In diesem Falle ist der pflichttreuste Schmeichler zu bedauern. Wenn die Sottisen des gnädigen Herrn zu groß sind, so ist jedes Mäntelchen, welches die Schmeichelei ihm umzuhängen bemüht ist, zu kurz; bald guckt ein Eselsohr, bald ein Hasenherz, bald ein Fuchsschwanz hervor. Das sollten wir bedenken, und Mitleiden mit den armen Schmeichlern haben. Selbst wenn sie in ihren Lobhudeleien das Maß überschreiten, und, wie man sagt, ihrem Patron das geschwungene Rauchfaß in das Gesicht schlagen, müssen wir unser Urtheil zurückhalten und erst fragen, ob er es nicht so haben will. Wie manche Damen dickaufgetragene Schminke lieben, so wollen auch die Großen starke Weihrauchdüfte, weil ihre Nasen von Jugend auf daran gewöhnt sind.

Auf einige Schnörkel mehr oder weniger kommt es überhaupt bei diesen moralischen Putzkünsten nicht an; sie sind einmal nothwendige Modeartikel und werden so lange gesucht

und angewendet werden, als der schöne Schein ein nothwendiges Erforderniß der guten Lebensart ist.

* * *

Es ist eine sonderbare Eigenthümlichkeit der Menschen, daß auf einer gewissen Stufe der Civilisation ihre Blicke mehr auf die Ferne, als auf die Nähe gerichtet sind, daß sie das Naheliegende verachten, um das Ferne zu suchen, das Nothwendige verabsäumen, um das Mögliche zu verfolgen, nicht auf die Vortheile sehen, die sie besitzen, sondern die ihnen fehlen, nicht die eignen, sondern die fremden Fehler — oder, wie Jesus es ausdrückt, nicht den Balken im eignen, sondern den Splitter im fremden Auge sehen, nicht vor der eignen, sondern vor fremden Thüren kehren; man könnte auch noch hinzusetzen und damit viele kirchliche Erscheinungen erklären, daß sie nicht durch eignes, sondern durch fremdes Verdienst selig werden wollen. Es hat dieses Streben nach dem Entfernten zwar seinen Grund in der Vernunft, die niemals mit dem Gegebenen zufrieden ist, sondern immer weiter und höher strebt, ist aber keineswegs vernünftig; denn nach den Maximen der Vernunft soll der Mensch das gegebene oder naheliegende Gute benutzen, um das fernliegende Bessere zu erreichen, er soll keine Stufe überspringen, die zu einer höhern Vollkommenheit führt.

Es giebt eine Art politischer Himmelsstürmer — man nennt sie Radicale, welche eine bessere Zukunft — das goldene Zeitalter, welches schon so manche Phantasie erhitzt hat, herbei führen wollen; aber weit entfernt, die Verbesserung bei sich selbst anzufangen, glauben sie sich wohl befähiget, nicht allein den Regenten der Erde, sondern auch dem höchsten Regierer des Himmels mit Rath und That an die Hand zu gehen, wie die Sache so eiligst und schleunigst als möglich zu machen sei. Wird ihr Rath nicht gehört, so werden sie wohl böse und wären im Stande, wenn man sie gewähren ließe, mit Schwertern, Spießen und Stangen auszuziehen, um die Zeit der Verheißung einzuholen, und die Feinde, die sich ihrem Einzuge widersetzen, auf's Haupt zu schlagen.

Diese Herrn tadeln alle Maßregeln der Regierung und behaupten zuversichtlich, daß es nicht eher besser werden könne in der Welt, als wenn durch eine glückliche Revolution sie selbst an das Ruder des Staats oder auf die Minister- und Staatsrathsbänke gelangen würden. Erst dann, meinen sie, werde die schöne Zeit der allgemeinen Freiheit und Gleichheit erscheinen. Fragt man nun genauer nach, wie es mit der moralischen Freiheit dieser Weltverbesserer steht, wie sie sich selbst, ihre Familien, ihr Hauswesen regieren, wie sie ihre Einnahmen und Ausgaben regeln, was sie zum Besten ihres Wohnorts thun, ach, da erhält man gewöhnlich sehr unbefriedigende Antworten, und es erhebt sich die weitere Frage, wie mag einer, der seinem eigenen Hause nicht wohl vorstehen kann, sich die Fähigkeit zutrauen, die politischen Verhältnisse zu verbessern? Nein, wer nicht bei Wenigem getreu ist, kann niemals befähigt sein, über Vieles gesetzt zu werden. Darum, meine lieben Freunde, ist es am besten gethan, jeder von uns fange die Weltverbesserung bei sich selbst, bei der Welt seines Herzens und Gemüths an; dann wird er auch sicherlich ein guter Familienvater, ein guter Bürger, ein guter Staatsunterthan sein, und wenn er das Talent und die Gelegenheit dazu hat, auch wohl als politischer und kirchlicher Reformator eine Rolle zu spielen hoffen können.

* * *

Auf der andern Seite ist es aber unmöglich, daß der im Staate lebende Mensch, wenn er nicht ganz verdummt und verdumpft ist, sich allein auf seine vier Pfähle beschränken und keinen Antheil an dem, was außer ihm ist und geschieht, nehmen sollte. Wenn es im Hause meines Nachbars brennt, kann ich mich nicht damit begnügen, das Feuer auf meinem Heerde zu löschen; wenn mein Wohnort von Räubern und Dieben, oder von Wasserfluthen, oder das ganze Land von einem feindlichen Ueberfalle bedroht wird, muß ich fragen, welche Vorkehrungen dagegen getroffen worden sind. Durch gar zu viele seine Freiheit beschränkende Umstände wird der civilisirte Mensch daran erinnert, daß er sich in einer bürger-

lichen Gesellschaft befindet, zu viele Leistungen werden von ihm gefordert, als daß er nicht zuweilen fragen sollte, ob diese Beschränkungen durchaus nothwendig seien, ob diese Leistungen nicht vermindert werden könnten. Zu viele disharmonische Accorde, welche die großen Capellmeisterinnen, Politik und Diplomatik, in's große Völkerconzert bringen, klingen in sein Ohr, als daß er sich mit der Versicherung seiner Vorgesetzten: die Schuld der Mißtöne liege bloß an seinem unmusikalischen Ohre, begnügen könnte. Er sieht so manches, was ihm wie ein Mangel, ein Mißstand, ein Mißbrauch vorkömmt und er glaubt das Recht zu haben, wenigstens zu fragen, ob denn das nicht anders, nicht besser sein könnte, und wenn man ihm darauf erwiedert, „das verstehst du nicht, dein beschränkter Unterthanenverstand kann den Zusammenhang des künstlichen Staatsorganismus nicht fassen," möchte er sich doch bei allem Zugeständniß seiner kurzen Begriffe, eine kleine Belehrung erbitten, und er kann bei dem besten Willen einen Anflug von Unzufriedenheit nicht hindern, wenn seine Vorgesetzten sich nicht bewogen fühlen, ihm dieselbe zu geben. Die Unzufriedenheit aber ist eine schlimme Sache, sie steckt an wie der Schnupfen und wenn man dem Unterthan auch von obrigkeitswegen den lauten Ausdruck derselben verbieten kann, so kann man ihm doch nicht gebieten: du sollst von obrigkeitswegen zufrieden sein und dich glücklich fühlen. Die Gebote der Natur sind stärker, als die Gebote der regierenden Herrn, und an der unwiderstehlichen Macht des erwachten Volksbewußtseins brechen sich endlich die Gewaltmaßregeln der engherzigen Staatspolizei.

* * *

Passivität und Activität sind Gegensätze, die sich gegenseitig bedingen und fordern. Die Forderung, daß der Unterthan nur ein passiver Staatsbürger sein soll, kann nur so lange durchgesetzt werden, als in ihm das Bewußtsein des Staatsbürgerthums noch nicht erwacht, als noch ein dumpfer Sklavensinn, ein kurzsichtiger philisterhafter Egoismus in ihm herrschend ist. So wie er über die Mittel und Zwecke

des Staatslebens nachzudenken anfängt, macht sich auch in ihm die Forderung geltend, ein activer Staatsbürger zu sein; die Frage wird laut: „was wird mir dafür, daß ich so lange und so viel, angeblich für das allgemeine Beste, gearbeitet, gebuckelt, gegeben und geopfert habe; ich möchte nun auch wissen, welcher Theil von diesem allgemeinen Besten mir zu gute käme?" — Wenn er nun von diesem geforderten Antheil nichts gewahr wird, wenn er sich ausgeschlossen glaubt von den Staatswohlthaten, welche den mehr Begünstigten zu Theil werden, so drängt sich ihm wieder die Frage auf, wer denn die Vertheilung gemacht habe, ob sie nicht zweckmäßiger gemacht werden könne, ob er und Seinesgleichen nicht billiger Weise auch dabei gehört und ihre Meinung berücksichtiget werden sollten? — Was heißt das anders, als der früher blindgehorchende Unterthan will nicht mehr rechtloser, passiver Staatsbürger, sondern actives, an den öffentlichen Angelegenheiten theilnehmendes Staatsglied sein und dafür erkannt werden. Wie gesagt, es hilft nichts, wenn man den Unterthan anweiset, daß seine Zufriedenheit auf seine vier Pfähle zu beschränken sei; er wird bei einem gewissen Grade von Bildung unvermeidlich daraus hervor und zur Theilnahme zunächst an seinen Gemeinde- und dann auch an den Staatsangelegenheiten getrieben. Auch im Staate, sowie in der Kirche will der Einzelne nicht isolirt dastehen, nicht bloß Spieß- oder Pfahlbürger sein, der seinen stillen Weg, unbekümmert um das Ganze, mit gekrümmtem Nacken durchwandelt und das Allgemeine, als eine fremde Macht, draußen liegen läßt, um das er sich nicht zu bekümmern hat, wenn sie ihm nur Raum zum Broderwerbe gibt. Er will sich nicht mehr gläubig abspeisen lassen mit einem Himmelsbrode, das ihm in der Kirche verheißen wird, wenn er einst in die allgemeine Heimath der Geister zurückgekehrt sein wird; er will Garantieen für diese Hoffnung, denn die Hoffnung hat ihn schon so oft betrogen. Nein, schon auf Erden will er den Anfang des seligen Lebens sehen, er will thätiges Mitglied in dem Organismus des allgemeinen Lebens sein, damit seine Gestaltung auch ihm zu gute komme. Mit einem

Worte: er dringt darauf, ein activer Staatsbürger zu sein und will sich unter das Panier der politischen Freiheit stellen, welches aufzurichten, um welches sich zu schaaren die jetzige Menschheit so viele Anstrengungen macht. Aber dabei kommen mancherlei Mißverständnisse und Selbsttäuschungen vor.

* * *

So bereitwillig wir auch die Fortschritte, welche die europäische Menschheit und vorzüglich auch Deutschland in politischer Beziehung gemacht hat, anerkennen, müssen wir doch zugleich gestehen, daß die politische Gesinnung, womit sich viele von der gebildeten Volksklasse brüsten, nur von Außen angenommen, künstlich angebildet, und nichts weniger als aus dem innersten Bewußtsein hervorgegangen ist. Man verlangt Theilnahme an den öffentlichen Interessen, aber nur in so weit, als dabei die Privatinteressen nicht beeinträchtiget werden. Der Egoismus steht bei den Meisten noch zu sehr in dem Vorgrunde, als daß ihnen ein unbefangener, vorurtheilsfreier Blick auf das Ganze, das Allgemeine gestattet wäre. Man fordert die Abstellung der noch vorhandenen Mißstände im Staatsleben, aber das soll ja nicht auf Kosten des eignen Privatvortheils geschehen. Man will mitwirken bei allgemeinen Angelegenheiten, aber die Privatgeschäfte sollen diesen vorgehen. Das politische Treiben ist bei Vielen blos ein zeitverkürzendes Gelüste, ohne sittlichen Ernst, ohne kräftigen Willen. Haben doch manche Regierungen die Theilnahme der Unterthanen an den Gemeinde-, den Provinzial- und selbst unter den nöthigen Beschränkungen an den Staatsangelegenheiten gestattet, und so sehr man anfangs über diese Zugeständnisse jubelte, ist es bald dahin gekommen, daß die Berechtigten dieselben als eine Last betrachtet haben, der sie sich auf alle Weise zu entziehen suchten. Man will neue Rechte; wenn aber, wie in der Natur der Sache liegt, das neue Recht auch eine neue Pflicht mit sich führt, so strebt man, diese auf alle Weise von sich abzuwälzen. Man verlangt die Form eines freien Staatslebens, ohne zu fragen, ob das Volk auch dafür befähigt sei. Ist die Befähigung da,

wird sich die Form dafür auch wohl finden. Will man nicht mehr gegängelt und geführt sein, so lerne man zuvörderst mit festem Schritte aufrecht gehen. Freilich muß die Regierung die Versuche dazu gestatten und die Leitbänder nach und nach lockerer und länger machen, wenn der Unterthan die nöthige Selbständigkeit, das Vermögen, sich selbst zu helfen gewinnen soll. Aber durch ein Papier, das man eine Verfassung nennt, wird dieses Vermögen nicht verliehen. Damit ein Staat eine gute Verfassung erhalte, hat das Volk eben so viel zu thun, als die Regierung; beide Wirksamkeiten bedingen sich gegenseitig. Die sittliche Freiheit muß die Grundlage der politischen sein; der Staatsbürger muß für diese erst die gehörige Haltung gewonnen haben, wenn ihm deren Zugeständnisse frommen sollen. Man muß die Freiheit erst verdienen und erwerben, bevor man sie genießen kann. Zu der Bewegung, die zu diesem Erwerb erforderlich ist, muß die Regierung freilich den nöthigen Spielraum gewähren, sie muß eine Gymnastik der lebendigen Volkskräfte gestatten; aber bevor die Befähigung zur politischen Freiheit durch die Arbeit der Geister errungen ist, kann dieselbe nicht von der Regierung gleichsam auf dem Präsentirteller herumgereicht werden, weil der Genuß von Rechten die Ausübung von Pflichten mit sich führt, und der Mensch zu diesen befähigt sein muß. Die Regierung kann viel thun, aber man muß nicht Alles von ihr erwarten. Nach allen geschichtlichen Erfahrungen läßt sich wohl im Allgemeinen die Behauptung rechtfertigen, daß, im Durchschnitt genommen, immer das Volk seiner Regierung, und umgekehrt, die Regierung des Volkes würdig ist. Wie könnte es auch anders sein, da ja doch die Regierungsorgane aus dem Volke hervorgehen und Producte der in demselben bisher entwickelten Cultur und Civilisation sind, welche ihrerseits wieder als die Resultate des socialen Lebens betrachtet werden können.

* * *

Unter Civilisation versteht man nicht bloß Bildung überhaupt, sondern besonders diejenige Bildung, welche aus dem

Bürger= oder Staatsthume (Civität) hervorgeht, da hingegen mit dem Namen „Cultur" die Bildung ohne Rücksicht auf diesen Ursprung bezeichnet wird. Ohne alle gesellschaftlichen Verhältnisse ist für den Menschen keine Bildung zu erzielen; da aber alle besonderen Gesellschaften ihren Halt und ihre feste Grundlage in der großen Staatsgesellschaft finden, so wird in dieser immer die Hauptbedingung aller Bildung zu suchen und dieselbe mit Recht Civilisation zu nennen sein. Jene mißverstandene, auch in unsern Tagen noch begünstigte Religiosität, welche das gesellschaftliche Element von sich ausschließt, muß also als eine Feindin der Bildung und Humanität bezeichnet werden.

Bei aller Abhängigkeit der Civilisation von den Staatsformen, behauptet sie jedoch in gewisser Beziehung auch einen selbständigen Charakter und wirkt ihrerseits wieder auf die Ausbildung jener Formen zurück. Es findet hier eine gegenseitige Wechselbeziehung statt, so daß es in vielen Fällen gleichbedeutend ist, ob man sagt: dieses Volk ist schlecht civilisirt, weil seine Staatsverfassung im Argen liegt, oder seine staatlichen Einrichtungen sind schlecht, weil seine Civilisation eine barbarische, eine halbe, eine verdorbene ist. — Der praktische Staatsmann kann sich bei diesem Verhältniß so benehmen, als wenn alle Civilisation von seinen weisen Maßregeln und politischen Einrichtungen abhängig wäre, und der Volkslehrer und Volksfreund mag, ohne Widerspruch zu befürchten, seinem Publikum sagen, daß die öffentlichen Anstalten sich in dem Maße vervollkommnen würden, als es selbst besser und gebildeter zu sein sich bestrebte. Nur, wenn höhere Wesen und keine Menschen, die auf der zeitigen Stufe der jedesmaligen Civilisation stehen, den Staat regierten, würde kein solches Wechselverhältniß zu statuiren sein. Wenn dasselbe aufhört, wenn der Staat sich z. B. beharrlich weigert, der aus innerer Volkskraft sich herausbildenden Civilisation zu folgen, dann treten die bedenklichsten Reibungen und Zerwürfnisse ein, die leicht zu einer Umwälzung der bestehenden Staatseinrichtungen führen können.

* * *

Vergleichen wir unsere gegenwärtige Civilisation mit der vergangener Jahrhunderte, so können wir in gar vieler Beziehung, namentlich in Allem, was Wissenschaft, Kunst, Geschmack, Lebensgenuß, Gewerbthätigkeit, Handel und Verkehr betrifft, wohl stolz darauf sein. Wird aber die Frage gestellt, ob das allgemeine nationale Wohlsein auch in demselben Grade zugenommen habe, so müssen wir beschämt die Augen niederschlagen und gestehen, daß unserer gerühmten Civilisation noch viele Gebrechen anhaften. Mit Klagen über diese Schattenseiten ist es freilich nicht gethan, aber die Erkenntniß derselben ist doch nothwendig, wenn dahin gewirkt werden soll, das Fehlerhafte zu verbessern und die erkannten Mängel zu ergänzen.

Die Quelle, woraus diese neuen Uebel fließen, ist eine alte, schon im Paradiese von unsern ersten Eltern zu Tage geförderte; es ist der egoistische Stolz, die sich aufblähende Selbstsucht, welche zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels, ihres Wohllebens, ihres Geldhungers das Wohlsein der Familien, des Vaterlandes und alle höhere Anliegen der Menschheit in den Staub tritt. Die gesetzlichen Gränzen, welche diese Selbstsucht beschränken sollen, werden von den Gränzwächtern nicht selten als Mittel zur Befriedigung der eignen Ehr- und Habsucht gemißbraucht. Die Schule, durch deren Disciplin die böse Wurzel ausgerottet werden soll, dient häufig dazu, sie weiter zu verpflanzen; so früh als möglich wird die Jugend, wie auf den höchsten Lebenszweck, dahin geleitet, reiches Vermögen, als das Mittel für reichen Genuß, zu erstreben. Aeußere Ehre gilt im gewöhnlichen Course mehr als Tugend; Lebensart mehr als sittliches Leben, Vorrecht mehr als Recht, schöner Schein mehr als mißbeliebige Wahrheit, Titel mehr als Verdienst und der begüterte Schurke mehr als der arme Biedermann. Man beutet die Schachte der Geschichte aus, wie eine Goldmine, um das bestehende Unrecht dadurch zu begründen, wenn auch das fruchtbare Feld des natürlichen Rechts darüber verschüttet werden sollte; man nimmt die Ehrfurcht vor dem Alter mit besonderm Nachdruck für alte Mißbräuche und Vorurtheile in Anspruch,

während das neue Bedürfniß, sei es auch noch so dringend, unbefriedigt zurückgewiesen wird.

Diese Charakteristik kommt freilich nicht ausschließlich der Neuzeit zu; denn die Klagen über die Selbstsucht sind so alt als die Menschheit, und die Geldgier ist eine Krankheit, woran jede Civilisation leidet. Das charakteristische Neue, was zu dem bekannten Alten hinzugekommen ist, besteht in dem besondern Kunstfleiße, dem sinnreichen Raffinement, womit die Laster der Selbstsucht ausgebildet und ausstaffirt werden; es ist der bedenkliche Umstand, daß zu dem Dienste des thierischen Lebens das Wissen des Bessern, die Erkenntniß des ewig Wahren getreten ist, ohne bedeutenden praktischen Einfluß gewinnen zu können, indem alle geistige Bildung zu Beförderung materieller Interessen, alle wissenschaftliche und Kunstthätigkeit fast ausschließlich zur Verfeinerung sinnlicher Genüsse verwendet werden. Die moderne Civilisation hat demnach eine gefälligere Form als die alte, aber die moralische Grundlage, auf welcher sie ruhen sollte, ist eben dadurch nicht stärker und breiter geworden; ja sie ist in manchen Gesellschaftskreisen ganz geschwunden. Die Mittel herbeizuschaffen, um das Leben glänzender und bequemer zu machen, das ist fast die wichtigste Aufgabe, welche die Menschen beschäftiget, und die Geistesbildung hat für sie nur in sofern Werth, als dadurch die Lösung derselben erleichtert werden kann. Nicht sowohl durch religiöse Ideen, oder durch philosophische Speculation ist die Bildung gesteigert worden, sondern durch die Idee eines unendlich erweiterten Besitzes, durch fortwährendes Speculiren auf neue Mittel des Genusses, der sich mit dem Titel des guten Geschmacks brüstet. Der unmäßige Luxus rollt wie eine Schneelavine aus den Höhen des socialen Lebens in dessen äußerste Tiefen hinab und zerstört nicht nur die Saatfelder des bürgerlichen Wohlstandes, sondern auch die spärlichen Pflanzungen der Sittlichkeit. Man erkennt das Uebel, seufzt darüber, aber nur wenige haben den Muth, es durch That und Beispiel zu bekämpfen; denn das Behängen mit den kostbaren Flit-

tern des Luxus und der Mode gilt für ein Zeichen der Bildung.

* * *

So lange man einen Ehrenpunkt darein setzt, jede Forderung des tyrannischen Luxus zu befriedigen, gehört mehr Charakterstärke dazu, als die gegenwärtige Generation zu entwickeln fähig ist, um sich den Forderungen der Vernunft gemäß zu beschränken. Das ist aber eben der Fehler unserer Civilisation, daß Charakterstärke nicht unter die Vorzüge gehört, auf welche wir stolz zu sein Ursache haben. Von den drei Säulen, welche den Ausbau der Humanität tragen sollen, ich meine die schöne Trias: Weisheit, Schönheit und Stärke, scheint die letztere am wenigsten beachtet zu werden, und so ist es kein Wunder, wenn die rechte Symetrie in unserm socialen Leben vermißt wird. Der jüngsten Zeit kann nachgerühmt werden, daß sie bei ihrem Reichthum an Wissenschaft und Kunst auch einen Ueberfluß an Weisheit und Schönheit habe; aber mit der Stärke sieht es nicht sonderlich aus. — Wenn ich sage, daß wir uns nicht über den Mangel an Weisheit und Schönheit zu beklagen haben, so ist das freilich nicht mit pedantischer Begriffsstrenge zu nehmen. In dieser Zeit, wo die Surrogate so gesucht sind, müssen wir schon zufrieden sein, wenn statt der praktischen Weisheit, Wissen und Gelehrsamkeit, und anstatt der Schönheit, Zierlichkeit, Eleganz und Politur als Ersatzmittel geboten werden; aber für die mangelnde Stärke will sich kein passendes Surrogat finden, denn der freche Hoch- und Uebermuth, der sich wohl zuweilen dafür ausgeben möchte, zeigt sich trotz seines Pochens nur zu bald in seiner Hohlheit und Nichtigkeit.

Wie gesagt, mit unserer Stärke ist es ein mißliches Ding; wir sind entweder zu fein und elegant, oder von der vielen Arbeit, die zum Fortkommen erforderlich ist, zu abgenutzt, um stark sein zu können. Fragen wir nach starken Leibern, starken Willen, starken Grundsätzen, oder auch nur nach starken Gebäuden und Geräthen, so ist die Musterung

bald abgethan; aber die lange Reihe unserer Schwächen ist nicht so bald durchlaufen. Die moderne Civilisation fürchtet für ihre fein gezirkelten Ordnungskreise fast mehr von dem festen Fußtritt der Stärke, als von den leisen Schlichen der Niederträchtigkeit. Unsere häuslichen und socialen Einrichtungen sind so fein abgeschliffen, so gut centralisirt, so künstlich verschlungen, daß jeder starke Angriff sie leicht verwirren und zerstören könnte. Darum scheuen die Vorsteher der gesellschaftlichen Institute sich so sehr vor einem starken Willen, darum erschrickt die Staatspolizei so heftig, wenn ein kräftiger Charakter, oder eine gründliche Kritik sich diesen symmetrisch geordneten Kreisen naht, etwa so wie Archimedes für seine geometrischen Figuren zitterte, als der römische Soldat ihnen zu nahe trat. — Wie sich jetzt die Ansichten in den höchsten Sphären der Gesellschaft gebildet haben, darf in der Charakteristik eines brauchbaren Subjects, ein kräftiger Wille, selbständiges Urtheil, unbeugsame Rechtlichkeit, rücksichtslose Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue nicht vorkommen. Wie würde doch auch von kräftigen, selbständigen Charakteren die glatte Fügsamkeit zu hoffen sein, welche sowohl von den staatlichen, als von den kirchlichen Behörden verlangt wird, während beide jede Prüfung ihrer Anordnung als ein Zeichen des Ungehorsams verdammen? — Die Eingänge oder Portale zur Fürstengunst sind so niedrig gebaut, daß ein gerader Mann nicht hindurch kommen kann und der gekrümmte Rücken des frommen Heuchlers und Schmeichlers ihm überall zuvorkommt.

Die Ritter von der traurigen Gestalt, welche für die politischen und kirchlichen Erbmeinungen streiten, erfreuen sich bei diesem Kampfe des schützenden Panzers der Censur, welcher ihren Gegnern versagt wird, und da ihr Gewissen bei der Staatskirche assecurirt ist, so machen sie sich kein Bedenken daraus, die Ueberzeugungstreue zu verfolgen, welche den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Herrschaften so verhaßt ist. Die jesuitische Politik sucht jede geniale Kraft fern zu halten und duldet nur die kalte, berechnende Klugheit. Wenn sich aber gar eine starke Begeisterung bemerkbar macht, so

geräth die Polizei in Angst und Schrecken, wie bei den Vorzeichen eines Erdbebens, und der Resonanzboden des Staats wird mit Dämpfapparaten belegt.

* * *

Man behauptet, daß unsere Civilisation sich gegenwärtig in einem Uebergangspunkte, unser sociales Leben in einer Krisis befinde, und daß, wenn diese glücklich überstanden sei, ein ungewöhnlicher Aufschwung in allen Lebensverhältnissen stattfinden werde. Wenn sich der Menschen- und Vaterlandsfreund an dieser Hoffnung erhebt, so arbeitet dagegen eine starke einflußreiche Partei dahin, daß in der jungen Generation wo möglich jede Anlage zu einem selbständigen Charakter unterdrückt und somit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft getäuscht werde. Welche Kunstgriffe die Jesuiten anwenden, um den Jugendunterricht in ihre Gewalt zu bekommen und die Schulen zu geistigen Verstümmelungsanstalten zu machen, und wie sehr ihnen meistentheils ihre Kniffe gelingen, ist bekannt genug. — Aber auch in solchen Staaten, wo sonst die größte Freisinnigkeit herrschte, ist man darauf bedacht, die Schuldisciplin so einzurichten, daß der Geist der Prüfung niedergehalten und den jungen Gemüthern unbedingte Ehrfurcht vor der einmal geltenden Autorität eingeprägt werde. — Damit kein widerspenstiger Wille sich erzeuge, wird der Wille überhaupt durch starke Beschränkungen frühzeitig gebrochen; damit kein selbständiges Urtheil aufkomme, wird den Schülern nicht allein das Beten, sondern auch das Nachbeten des philosophischen und religiösen Unterrichts zur Pflicht gemacht, und nebenbei wird große Sorge getragen, daß die elastische Geisteskraft niedergedrückt und gebunden gehalten werde durch den lastenden Apparat diverser Gelehrsamkeit, deren Form das Gedächtniß um so hartnäckiger festhalten muß, je weniger ihr geistiger Einfluß auf das Leben verstanden wird. Damit der Geist sich nicht etwa an der Religion erhebe, wird der junge Mensch belehrt, daß die erste Religionspflicht darin bestehe, recht niederträchtig von

sich selbst zu denken und sich ja keinen freien Willen, keine angestammte Würde, keine selbständige Kraft zuzutrauen, sondern Alles gläubig von der himmlischen Gnade zu erwarten. Diese Gnade aber, sagt der pietistische Lehrer weiter, könne allein gewonnen werden durch Verzichtleistung auf eignes Verdienst, durch trübselige Geberdung, sklavisches Krümmen und Kriechen, wortreiche Complimente, Lobpreisungen und Schmeicheleien, die dem lieben Gott stunden- und tagelang vorgesagt, vorgewinselt, vorgesungen und vorgelesen werden müssen.

Wenn trotz dieser Disciplin ein vorübergehendes Aufsprudeln der jugendlichen Kraft in geselligen Vereinen sich zeigt, so wird diese Uebereilung wie ein Verbrechen durch Entziehung jeder Aussicht auf eine künftige Anstellung bestraft. Manche Staatseducationsräthe sind selbst vor dem Gedanken nicht erschrocken, aus unsern Universitäten, den alten Pflegerinnen geistiger Freiheit, literarische Raspel- oder Haspelhäuser zu machen, wo das vorgeschriebene Arbeitspensum unter polizeilicher Aufsicht regelmäßig abgeraspelt oder gehaspelt werden soll; denn man denkt dabei an keinen andern Zweck, als gehorsame und gläubige Unterthanen oder brauchbare, d. h. geschmeidige Beamten zu bilden. Die Aussicht auf die vielen Staatsprüfungen wird ebenfalls als ein wirksames Mittel befunden, das Hervorsprudeln des jugendlichen Uebermuths zu verhindern und die Geister in den Kreis der vorgeschriebenen Brodstudien zu bannen. So sind manche Schulen zu geistigen Verkrümmungsanstalten gemacht worden und von den höchsten Schulephoren sind besondere Anweisungen ausgegangen, wie die gerade Logik, der gerade Charakter, die gerade oder gesunde Vernunft und überhaupt der gerade natürliche Mensch so gebogen oder biegsam gemacht werden könne, daß er in alle Lagen des engen Polizeistaates passe. — „In den Schwefel- und andern Höhlen," sagt Jean Paul, „erstickt man, wenn man sich bückt; in Gerichts- und andern Höfen aber, wenn man sich aufrichtet." — Freilich, der sanfte Zephyr der Fürstl. Gnade fächelt das gebogne

Rohr, aber der Gewittersturm der höchsten Ungnade zerschmettert oft die starke Eiche.

* * *

Sonst erfreute sich wenigstens die weibliche Jugend einer glücklichen Dispensation von jener strengen Schuldressur, wodurch die leibliche und geistige Gesundheit so oft gefährdet wird; man gestattete den heranwachsenden Jungfrauen auch ohne Gelehrsamkeit brave Hausmütter zu werden. Jetzt aber müssen sie zuvor durch literarische Impfanstalten oder Treibhäuser, höhere Töchterschulen genannt, hindurchgehen, wo sie nicht allein in den sieben freien Künsten wohl unterrichtet, sondern in die Geheimnisse der Metrik, Mythologie und Literaturgeschichte eingeweiht werden. Auf diese Art erhält die Gesellschaft zwar viele kenntnißreiche Weiber, ob aber auch gute Hausfrauen und Mütter, das ist eine andere Frage. Die Hände, welche nur Schreibfedern zu halten gewohnt sind, verstehen sich gewöhnlich schlecht auf die Springfedern der Wirthschaft und Kinderzucht.

* * *

Es ist nicht zu leugnen: die Zustände unsers öffentlichen und Familienlebens sind mehr auf Eleganz als auf Stärke, mehr auf Ausbildung der Intelligenz, als des Gemüths, mehr auf Geschmeidigkeit und Fügsamkeit, denn auf Charakterfestigkeit berechnet. Man hat sich auch schon an diese moralische Steppe unserer Civilisation so gewöhnt, daß, wenn ausnahmsweise einmal Männerstolz vor Königsthronen anderswo, als in Schillers Liede zur Erscheinung kommt, alle Welt wie über ein Meerwunder in Erstaunen geräth und nicht selten eine Majestätsbeleidigung darin erblickt.

* * *

Auf den ersten Blick muß es allerdings Verwunderung erregen, daß die moderne Civilisation bei allen Fortschritten, die sie in mancher Beziehung gemacht hat, doch in vielen,

und gerade in den wichtigsten, ihren moralischen Kern betreffenden Stücken unter der Höhe zurückgeblieben ist, welche schon die griechische Civilisation vor mehr als 2000 Jahren erreicht hatte, da wir doch den Vorzug voraus haben, eine Religion zu besitzen, deren Geist gerade auf die Bildung jenes moralischen Kerns gerichtet ist. Aber unser Erstaunen vermindert sich, wenn wir bedenken, was das Priester- und Pfaffenthum aus dieser Religion gemacht hat. War sie denn vor der Reformation etwas anderes, als ein Mittel zur Befriedigung aller Gelüste der Päpste und der römischen Geistlichkeit, eine Pflanzschule zur Pflege, Bildung und Unterhaltung des schädlichsten Aberglaubens, der wie ein Vampyr auf dem Volke lag und sein Herzblut aussaugte? Das ist zwar nach der Reformation besser geworden, aber noch immer sind die kirchlichen und socialen Verhältnisse von dem Geiste Christi nicht durchdrungen und viele angebliche Verkündiger des Christenthums wehren sich gegen diesen Geist, als sei er nicht vom Himmel, sondern aus der Hölle gestiegen. Man durchgehe doch die verschiedenen anerkannten Staatskirchen: in welcher erkennt man denn auch nur den Anfang zu einem durch das Band der Liebe verbundenen Gottesreiche, was die Kirche nach Jesu Absicht doch sein sollte? Von alten Satzungen, aber nicht von ewigen Sittengesetzen, vom reinen Glauben, aber nicht vom reinen Leben ist die Rede und oft wird die Unduldsamkeit als Religionspflicht empfohlen. Von unbegreiflichen Geheimnissen wird viel gesprochen, aber von dem Geheimniß eines seligen, gottwohlgefälligen Lebens hat man keine Ahnung; der äußere Gottesdienst wird empfohlen, aber man vergißt, daß in sittlicher Gesinnung, in einem rechtschaffenen Lebenswandel allein die ächte Gottesverehrung sich zeige und nicht selten wird der Grundsatz, daß der rechte Glaube in Werken der Liebe thätig sein müsse, als Ketzerei verdammt. So ist die Religion für die meisten Menschen eine Art von geistigen Schmucks geworden, den sie bei Gelegenheit anlegen, ohne davon im täglichen Leben Gebrauch zu machen, und viele Geistliche sind nichts weiter als Festtagsmaschinen, die alle Sonn- und Feiertage aufgezogen

werden, um wie Spieluhren das bekannte Lied von dem alleinseligmachenden Glauben ertönen zu lassen.

Wie schnell würden sich die Gebrechen verlieren, an welchen unsere Civilisation leidet, wenn sie eben so vom christlichen Geiste durchdrungen wäre, als sie jetzt von todten kirchlichen Formen durchdrungen ist, wenn unsere Geistlichen und Volkslehrer eben so stark für ein sittliches Leben eiferten, als sie jetzt für den blinden Glauben streiten, die kindliche Liebe mehr empfehlen wollten als die knechtische Furcht. Aber die heftigen Glaubenseiferer haben den rechten Glauben selbst nicht: den Glauben nämlich, daß es in keinem Verhältnisse unter keiner Bedingung für den Menschen besser sei, das Böse zu wählen statt des Guten; seine Pflicht zu verletzen, anstatt sie zu erfüllen; lieblos zu handeln anstatt seine Liebe auch durch schwere Opfer zu bethätigen. Man dringt auf den Glauben an Symbole und Dogmen, aber nicht auf den Glauben an das in Jesu dargestellte Symbol der sittlichen Vollkommenheit und an das vornehmste Gebot, welches er uns gegeben hat, weil man selbst nicht daran glaubt, sondern ein ganz anderes Gesetz als das der Liebe befolgt. Die Behörden der christlichen Kirche und des christlichen Staats zeigen sich sehr eifrig für das Wort Gottes und seine Gebote, aber sie überhören es, wenn Jesus ihnen zuruft: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe habet zu einander!“ Denn wenn sie es beherzigten so würden die Institute der Kirche und des Staats mehr vom Geiste der Liebe durchdrungen sein, als sie es jetzt sind. Man würde die hartherzige Strenge von sich thun und nicht mehr so ängstlich wie bisher darauf sehen, daß die religiöse und kirchliche Uniform genau nach der Schablone der Symbole zugeschnitten sei, sondern diese Uniform in dem Mantel der christlichen Liebe finden.

Glücklicher Weise ist jetzt eine Zeit gekommen, wo diese Wahrheiten zwar nicht in die Herzen der höchsten Staats- und Kirchenbehörden, aber doch in das Bewußtsein der gebildeten Volksklasse eingedrungen ist, und es sind Männer aufgestan-

den, welche an die Vertheidigung und Verbreitung des ächten christlichen Geistes Gut und Blut zu setzen bereit sind. So läßt sich mit Grund erwarten, daß die jetzige kritische Zeitepoche glücklich vorübergehen und unsere Civilisation einen neuen kräftigen Aufschwung gewinnen werde. Mag dieselbe noch so viele Schattenseiten haben, unsere Cultur noch so oberflächlich, schwach und gehaltlos sein; in den Tiefen des Lebens treibt doch der Geist des Volks instinktartig sein Wesen kräftig und gewaltig und drängt vorwärts über die Hindernisse hinweg, die ihm vom Unverstande seiner anmaßlichen Lenker und Regierer in den Weg geworfen werden.

* * *

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit unserer Civilisation ist das starke Hervortreten von Gegensätzen, durch deren scharfe Spitzen oft sehr bedenkliche Conflicte im socialen Leben veranlaßt werden. Von den Gegensätzen und extremen Richtungen, die sich in politischer, religiöser und kirchlicher Beziehung zeigen, ist schon gesprochen worden; hier mögen noch einige Bemerkungen folgen über den Gegensatz von Reichthum und Armuth, welcher gegenwärtig in der Gesellschaft vorzüglich scharf und schneidend hervortritt und für dessen Ausgleichung die Staatskunst bisher noch kein Mittel gefunden hat.

* * *

Es ist eine nothwendige Folge der ungleichen Befähigung der Menschen, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft Herrschende und Dienende, Genießende und Arbeitende, Reiche und Arme giebt; und das ist kein Unglück, im Gegentheil läßt sich in diesen Gegensätzen das feste Band nachweisen, welches das sociale Leben durch gegenseitige Dienstleistungen fester zusammenhält als das, nicht immer ausreichende Band der Liebe. Aber anders muß sich das Urtheil gestalten, wenn jene Gegensätze zu scharf und schneidend zusammenstoßen, wenn der Reichthum mit seinem glänzenden Gefolge sich zu stark auf der einen Seite, in der Klasse der glücklich Genie-

ßenden brüstet, während die arbeitende Klasse, von allem Besitz ausgeschlossen, zu ewiger Arbeit und Dienstbarkeit verdammt ist.

Das Bedenkliche bei diesem Verhältniß liegt besonders darin, daß dem zur ununterbrochenen Arbeit verdammten Besitzlosen alle Mittel der Bildung fehlen und daß er endlich auch die Empfänglichkeit dazu verliert, so daß keine erhebende Idee, keine begeisternde Lehre der Religion und Moral Zugang zu seinem verdüsterten Gemüth findet, und er fast gänzlich von den Vortheilen der Civilisation ausgeschlossen erscheint. Freilich wird dem Armen auch das Evangelium gepredigt; aber er muß wenigstens einige Stunden sorgenfreier Muße zum Anhören dieser Predigt haben; seine Subsistenz darf nicht von dem Sumpfe des Elends durchsickert sein, wenn der Saame des göttlichen Worts einen gedeihlichen Boden finden und Wurzel fassen soll.

Wenn der Besitzlose von den Wohlthaten des socialen Lebens größtentheils ausgeschlossen, und den dämonischen Mächten des Elends hingegeben ist, so verwandelt sich unter den, mit Gold gefüllten Händen des Reichen die Bildung gewöhnlich in sittenverderbenden Luxus; der Ueberfluß an Glücksgütern hat die Erschlaffung der Weichlichkeit und die Thorheiten oder Laster der Ueppigkeit zu seinem Gefolge. Wie in animalischen ist auch in socialen Körpertheilen die Vollsaftigkeit eben so gefährlich als die Kraftlosigkeit: beide führen zur Auflösung der Lebensbedingungen. Die vom Reichthum genährten Künste des ausschweifenden Luxus, welche das Leben verschönern sollen, arbeiten nur zu häufig an dessen Verunstaltung. Wo die Extreme von Reichthum und Armuth sich begegnen, gleicht der Boden des socialen Lebens auf der einen Seite einer dürren Wüste, wo der Wanderer umsonst nach Labung lechzt, auf der andern aber einer von Giftkraut überwucherten Vegetation, welche, wie in Batavia, tödtliche Ausdünstungen aushaucht. Dort in der nahrungslosen Steppe bilden sich Buschklepper und Räuber: hier in den Hesperidengärten des goldenen Ueberflusses wälzen sich Sybariten, welche über die Härte ihrer Rosenbetten

wimmern und sie mit den Seufzern ihrer Sklaven anzuschwellen kein Bedenken tragen.

* * *

Weit auffallender als in Deutschland sind die Gegensätze von Reichthum in England und Frankreich hervorgetreten, und die Revolutionen, wodurch letzteres bewegt und umgestaltet wurde, haben keine Resultate herbeigeführt, die dem Proletariat besonders günstig gewesen wären. Nur die wohlhabende Bürgerklasse, die sogenannte bourgeoisie, hat diese Katastrophen und namentlich die v. 1830 ausgebeutet, obgleich die kräftigen Arme der Arbeiter besonders thätig dabei gewesen waren. Es war daher natürlich, daß aus den getäuschten Erwartungen ein tiefer Groll hervorging und Wurzel faßte in den Gemüthern der arbeitenden Klasse, die sich nun im Gegensatz zu jenen Begünstigten das Volk (le peuple) nannte und daß dieses Volk einer Doctrin horchte, welche die Persönlichkeit des Eigenthums bekämpfte. Diese Doctrin ist unter dem Namen des Communismus bekannt genug, und hat auch in Deutschland einzelne Proselyten gewonnen, im Ganzen aber an der kalten prüfenden Vernunft der Deutschen starken Widerstand gefunden.

* * *

Der Communismus, oder die Lehre von dem gemeinsamen Besitz aller aus dem socialen Leben hervorgehenden Güter, kann als eine Folge des im französischen Boden so tief gewurzelten Freiheitsprincips betrachtet werden. Denn wenn alle Glieder der Staatsgesellschaft ganz gleiche Ansprüche auf die Vortheile der Civilisation haben sollen und in der exclusiven Persönlichkeit des Eigenthums einerseits und dem Mangel alles Besitzes andrerseits ein nicht zu bewältigendes Hinderniß liegt, jene Forderung geltend zu machen, so ist der Schluß bald gemacht, daß, um die Aufgabe der Civilisation in ihrer größten Allgemeinheit zu realisiren, jener exclusive Charakter des Eigenthums, die Persönlichkeit nämlich, wegfallen und aller Besitz gemeinschaftlich sein müsse.

Man vergaß bei dieser voreiligen Folgerung, daß das persönliche Eigenthum die Grundlage aller bürgerlichen Verhältnisse, die stärkste Triebfeder der menschlichen Regsamkeit und Thätigkeit und somit ein unentbehrliches Band zum Zusammenhalten der Gesellschaft sei. Man übersah die Unmöglichkeit, die Lehren des Communismus praktisch auszuführen, und ihre Resultate festzuhalten ohne die Gesellschaft in einen fortwährenden Zustand der Anarchie und Zerrüttung zu stürzen.

Gleichwohl liegt etwas Wahres in den Prämissen, woraus der Communismus jenen vorschnellen Schluß gegen die Persönlichkeit des Eigenthums gezogen hat. So lange das Eigenthum persönlich ist, läßt sich der Mißbrauch nicht verhüten, daß kolossale Reichthümer sich neben schauderhafter Armuth aufthürmen, daß, während die Begüterten die Glücksgaben schwelgend mißbrauchen, die Besitzlosen vom Gebrauch derselben ausgeschlossen sind und sonach der materiellen Mittel zu ihrer Cultur und Ausbildung entbehren. Die schönen Blüten der Humanität, auf deren Duft sie doch als Menschen berechtiget sind, können sich auf dem sterilen Boden ihrer Subsistenz nicht entfalten; die nebenstehenden Schmarotzerpflanzen des Reichthums haben ihn ausgesogen.

Wie sind diese Widersprüche auszugleichen? Lassen sich nicht solche sociale Verhältnisse denken, unter welchen das Eigenthum wenigstens theilweise seinen persönlichen Charakter verlieren würde? Sollten nicht solche Formen der Staatsverwaltung möglich sein, nach welchen das persönliche Eigenthum erhalten und doch das Hinderniß beseitigt werden könnte, wodurch die Bildung der arbeitenden Klasse aufgehalten wird? Ist die starre Ausschließlichkeit des Besitzes ein solches Hinderniß, so hat ja der Staat die Macht, diese Starrheit, wenigstens zum Theil flüssig zu machen.

Das persönliche Eigenthum soll zwar dem Staate heilig sein; das hindert ihn indeß nicht, in gewissen Fällen starke Eingriffe in dasselbe zu thun und z. B. das ganze Vermögen eines armen Steuerrestanten oder eines Staatsverbrechers in Anspruch zu nehmen. Wenigstens hat noch niemand dem Staate das Recht abgesprochen, Steuern und Abgaben zu erheben, in

Zeiten der Noth gezwungene Anleihen zu machen, Kriegssteuern auszuschreiben, den Münz- und Zinsfuß zu verändern, was nicht ohne beträchtliche Eingriffe in das persönliche Eigenthum geschehen kann.

* * *

In dem Staatsvermögen, und im kleinen Maßstabe auch in dem Communal- und Corporationsvermögen, haben wir theilweise schon, was der Communismus will: ein Eigenthum, dem die Kategorie der Privatpersönlichkeit fehlt, an welchem also alle zur Gesellschaft gehörigen Glieder ihren verhältnißmäßigen Antheil haben. Auch sollen grundsätzlich die Staatswohlthaten Allen zu gute kommen, aber in der Wirklichkeit wird freilich das richtige Verhältniß nicht immer beobachtet. Die Vornehmen und Reichen nehmen gewöhnlich das Beste für sich in Anspruch. Für den hülflosen Armen steht im besten Falle ein Armenhaus, oder eine Correctionsanstalt offen und er hat sich vorzüglich der polizeilichen Aufsicht zu erfreuen.

Indeß hat sich in neuerer Zeit diese vernachlässigte Klasse so unangenehm bemerkbar gemacht und der Gesellschaft solche Verlegenheiten bereitet, daß sie von Seiten des Staats nicht länger ignorirt werden kann. Es wird ferner nicht ungestraft erlaubt sein, die unruhige Bewegung, zu welcher sie in den Fabrikdistricten von der Presse des Hungers getrieben wird, der Bücherpresse, deren Sündenregister ohnehin schon groß genug ist, auf Rechnung zu schreiben. Schon fängt man an, ernstlich darüber nachzudenken, durch welche Mittel es gelingen könne, in die starken Hände der hungernden Proletarier verdientes Brod zu legen, damit sie nicht endlich aus Verzweiflung zu Steinen greifen, um damit gegen das verschlossene Gold und den goldenen Frieden anzustürmen. Schon jetzt zeigt es sich, daß die Gesetze, welche das Eigenthum schützen sollen, unzureichend sind, wenn die Noth der Armuth zu Eingriffen in dasselbe drängt.

* * *

Das Problem, welches der Staat in Beziehung auf den Pauperismus zu lösen hat, ist freilich nicht leicht. Die Schwierigkeit liegt darin, das rechte Maß zu finden bei der Leitung der bürgerlichen Verhältnisse, damit auf der einen Seite die individuelle Freiheit nicht verletzt und auf der andern dem Nachtheil gesteuert werde, der aus ihrem Mißbrauche für die schwächere Volksklasse hervorgehen könnte. Ein plumpes Zufahren und Eingreifen in die industriellen Verhältnisse, in die freie Bewegung des Verkehr's könnte leicht das Uebel schlimmer machen. Der Staat wird demnach der wachsenden Verarmung mehr indiret als direct entgegen zu wirken haben; er wird namentlich Maßregeln ergreifen, um zu verhindern, daß nicht fortgesetzt ein beträchtlicher Theil der arbeitenden Klasse zum Proletariat hinabsinke, und in dieser Beziehung ist gar Manches zu thun, besonders durch Einführung eines rationalen Steuersystems, durch Sorge für die Wohlfeilheit der nothwendigsten Nahrungsmittel, Verminderung oder Aufhebung der Sporteln bei den gerichtlichen Verhandlungen der ärmern Klasse, durch Creditanstalten u. dergl. In den meisten Staaten sind die Reichen bei den Staatsabgaben zu wenig in Anspruch genommen, und die größte Last ruht immer noch auf den Schultern der arbeitenden Klassen. Träte hier das umgekehrte Verhältniß ein, käme noch dazu eine weise Oeconomie bei Verwendung des Staatsvermögens, eine Verminderung unnützer Ausgaben, Beschränkung des Militairluxus, eine Vereinfachung der mit so vielen büreaukratischen Centralisationsknoten durchschlungenen Verwaltung, die jetzt so viele zwecklose Paradeschritte thun muß, so würde der Staat wahrscheinlich die Geldmittel gewinnen, die nöthig sind, um den müssigen Händen der Armen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Wenn die zu diesem Zwecke in Vorschlag gebrachten großartigen, unter die Aufsicht der Regierungen zu stellenden Auswanderungen und Colonialanlagen, auch dem Uebel nicht gründlich abhelfen könnten, so würden sie doch gewiß zur Verminderung desselben beitragen; so wie auch Erweiterung der Handelsverbindungen und Lösung der Ketten, welche der Verkehr trägt, viel Erleichterung bringen würden. Auch durch Armencolonien sind erfreuliche Resultate

zu Tage gefördert worden, wie z. B. die neuste erst 1840 vom Bürgermeister Schützenberger in Straßburg zu Ostwalt angelegte, beweiset, welche auf 400 Colonisten berechnet ist und nach den neuesten Nachrichten i. J. 1843 46,415 Franken Einnahme bei 27,193 Fr. Ausgabe hatte. Die vielen unbebauten Leeden, auf welche ein Reisender in Deutschland so häufig trifft, müssen ihm unwillkürlich die Frage entlocken: warum sind diese Flächen nicht urbar gemacht? wie viele besitzlose Arme könnten hier ein kleines Eigenthum erhalten? Ohne von der Armuth und den Folgen der Armuth in Anspruch genommen zu werden kommt der Staat nun einmal nicht weg. Wenn er keine Arbeitshäuser zur Beschäftigung müssiger Hände anlegt, so muß er die Gefängnisse und Correctionshäuser vermehren, um die aus dem Proletariat hervorgegangenen Verbrecher aufzunehmen; wenn er keine tüchtigen Schulmeister anstellt, um die ersten Keime des Verbrechens zu ersticken, so muß er desto mehr Zuchtmeister haben, um das Verbrechen zu bestrafen; und wenn er, wie etwa in Neapel, beides nicht thut, so muß er sich Räubern und Banditen preisgegeben sehen.

* * *

Es läßt sich leicht begreifen, warum die Angelegenheiten der niedern besitzlosen Volksklasse bei den Staatsbehörden bisher nicht die volle Beherzigung gefunden haben, die sie verdienen. Alle Personen, welche bei der Staatsverwaltung und Volksvertretung eine Stimme haben, gehören zu der Klasse der glücklichen Besitzer, die sich eben nicht beeilen zum Besten der Besitzlosen Opfer zu bringen. Die Proletarier haben keine berufenen Vertreter in den Ständesälen und auch die Intelligenz, welche aus politischen Gründen, oder aus Motiven der Humanität sich ihrer annehmen könnte, wird nicht zugelassen, wenn sie nicht zufällig an einer bestimmten Würde oder an dem gesetzlich vorgeschriebenen Besitze haftet. Die besitzlosen Arbeiter haben keine politischen Rechte, und wenn sie etwa eine Klage laut werden lassen, so hat die löbliche Polizei nichts eiligeres zu thun, als diesen Schmerzenslaut als ein Erzeugniß des revolutionairen Muthwillens, zu dämpfen. Daher haben bis-

her auch gute, wohlwollende Regenten wenig zur Verbesserung der armen arbeitenden Klasse thun können, sie blieb ihrem Gesichtskreise entrückt und mußte zufrieden sein, wenn ihr zuweilen ein Almosen zugeworfen wurde. Auf dem Stande der Nichtbesitzer lastet eine Art politischen Fluchs, ein staatsrechtlicher Bann, der selbst in Frankreich den mächtigen Zauberworten der Freiheit und Gleichheit nicht weichen wollte, sie sind und bleiben von den Wohlthaten der Civilisation ausgeschlossen. Louis Philipp konnte es höchstens zu dem Titel eines Bürgerkönigs bringen; von einem Bauernkönig erzählt die polnische Geschichte, aber ein Volkskönig im ganzen Sinne des Worts, d. i. ein Regent, der seine Sorgfalt bis in die untersten Schichten der Gesellschaft eindringen läßt, ist eine seltene Erscheinung.

* * *

Von der Vernachlässigung des gemeinen Volks sprechen gar viele öffentliche Einrichtungen in allen civilisirten Ländern. Während für die höhern Unterrichts- und Kunstanstalten, und selbst für Histrionen, Sänger und Tänzer Millionen verwendet werden, liegt der Volksunterricht, in gar vieler Beziehung, im Argen und kann um so weniger durch die Entwickelung productiver Kräfte zur Verminderung des Proletariats beitragen, als die Lehrer oft selbst dazu gehören. Denn nicht bloß im Nähr-, sondern auch im Lehrstande giebt es ein Proletariat, welches man das gelehrte oder literarische nennen könnte, und zu welchem man alle diejenigen rechnen kann, welche für ihre Geistes- oder respective Federarbeit keinen entsprechenden Lohn finden. Diese Ehrenmitglieder des Proletariats, welche in einem Dorfschulmeister mit 40 bis 50 Thlr. jährlicher Besoldung ihr scharfgeprägtes Urbild haben, sind oft schlimmer daran als die gemeinen, weil sie nicht bloß durch die Fesseln der Noth, sondern auch an die des Anstandes gebunden sind. Je niedriger die Stellung eines Mannes im socialen Leben und auf der politischen oder kirchlichen Beamtenleiter ist, desto mehr Frohndienste werden von ihm verlangt, und doch wundert man sich, daß das Proletariat sich täglich vermehrt, ohne sich besonders

über die Folgen dieser Vermehrung zu beunruhigen. Wo wäre das beliebte Bevormundungssystem mehr an seiner Stelle, als wo es in Bezug auf die armen, verwahrlosten Landeskinder von einer väterlichen Regierung geübt würde? nur müßte es nicht in dem Sinne seine Anwendung finden, daß ein satter Mund sich vor den hungernden an den Tisch drängt, der zur Empfangnahme der Staatswohlthaten gedeckt ist.

* * *

Doch kann der Staat nicht Alles thun, um der in bedenklicher Progression sich ausbreitenden Verarmung zu begegnen. Jeder Patriot muß sich aufgefordert fühlen, in dieser Beziehung nach seinen Kräften mitzuwirken und in seinem besondern Lebenskreise nach Mitteln zu suchen, wodurch das Uebel, wenn auch nicht beseitiget, doch gelindert werden könnte. Wirklich fängt man auch an, nach dieser Richtung thätig zu sein und an vielen Orten regt sich die schöne Humanität zum Besten der armen leidenden Brüder. Es bilden sich hier und da Vereine zur Hebung der arbeitenden Klasse, zur Erziehung verwahrloster Kinder, zur Pflege armer Kranken u. s. w. und wenn diese philanthropischen Vereine auch den rechten Weg noch nicht gefunden haben, um dem Uebel zu begegnen, so ist doch mancher Noth im Einzelnen abgeholfen worden und man ist selbst durch die Fehlgriffe reicher an Erfahrungen geworden, so daß sich für die Zukunft bessere Resultate versprechen lassen. Da jeder Verein zur Beförderung eines gemeinnützigen Zweckes in der Vereinskasse ein gemeinschaftliches Eigenthum hat, so wird auch hiermit die Idee, welche dem Communismus zum Grunde liegt, in gewisser Beziehung realisirt, das Eigenthum hat in einer solchen Gemeinschaft wenigstens zum Theil seinen persönlichen Charakter verloren, und wenn der Verein zum Besten der Armen gestiftet ist, so haben diese somit ein gemeinschaftliches Eigenthum, von welchem jedem sein gemessener Antheil zukommt. Da nun der große Staatsverein, wie schon gesagt, auch ein gemeinschaftliches Eigenthum darbietet, welches allen Klassen der Gesellschaft zu gute kommt, so sind die Forderungen des Com-

munismus schon in soweit realisirt, als sie nach dem Stande unserer Civilisation realisirt werden können, und er wird sich um so williger in die nothwendigen Schranken des socialen Lebens fügen, je mehrere Hände sich ausstrecken, um dem Proletariat unter die Arme zu greifen. Ja, in Associationen, nach größerm oder kleinerm Maßstabe liegt die einzige Antwort auf die wichtigste Frage der Gegenwart, weil in der freien Einigung der Gesellschaftsglieder durch Sittlichkeit gemeinsam wird, was eben so individuelles Eigenthum der Einzelnen ist.

* * *

Der schwelgende Reiche hat allerdings die volle Befugniß, dem hungernden und im Elend schmachtenden Armen zu sagen: „Wenn ich auch meine Hand vor deiner Noth verschließe, so hast du doch kein Recht in mein Eigenthum zu greifen und wenn du es thust, so hast du das Gesetz mit seiner ganzen Strenge zu fürchten." — Aber es ist eine schlimme Sache, wenn das bürgerliche Gesetz mit dem alten Naturgesetze: „Noth hat kein Gebot!" zusammenstößt und es nun darauf ankommt, welches Gesetz das mächtigere sei. In den meisten Fällen wird das Gesetz der Natur, dem der unwiderstehliche Trieb der Selbsterhaltung zum Grunde liegt, die Oberhand behalten und alle Schreckmittel, mit welchen das bürgerliche Gesetz ausgerüstet ist, werden in einem Verzweifelungskampfe um Leben oder Tod nichts ausrichten, wie die Erfahrung aller Staaten beweiset. Die Verbrechen gegen das Eigenthum sind trotz aller polizeilichen Anstrengung nicht auszurotten, so lange die fruchtbare Quelle derselben, bodenlose Armuth, nicht verstopft und abgegraben wird.

Es liegt eine dämonische Macht in dem Gedanken: „Ich habe doch auch ein Recht zu leben," besonders wenn er sich in dem harten und eben nicht hellen Kopfe eines armen Proletariers, der den Boden der Subsistenz unter seinen Füßen schwinden sieht, geltend macht; und wie muß diese Macht verstärkt werden, wenn das Recht zu leben nicht bloß von ihm selbst, sondern auch von einer hungernden

Familie, von einem geliebten Weibe mit ihren jammernden Kindern in Anspruch genommen wird. Im heillosen Dilemma, entweder dieses Recht aufzugeben und den mächtigen Naturtrieb zu unterdrücken, oder zur Behauptung desselben einen verbotenen Griff in fremdes Eigenthum zu thun, zwischen dessen scharfen Gegensätzen sich die Dialektik eines rohen Naturmenschen hin und her bewegt, wird sein Entschluß in hundert Fällen gegen einen bei der zweiten dieser Alternative stehen bleiben, d. h. er wird anstatt das Recht zu leben aufzugeben und ein ehrlicher Mann zu bleiben, lieber ein Verbrecher werden, um es zu behaupten, besonders wenn das heroische Bewußtsein hinzukommt, aus Liebe zu theuern Angehörigen, den Sturm zu wagen gegen eine bürgerliche Ordnung, die ihn von ihren Wohlthaten ausgeschlossen hat. Wenn also den Bewahrern dieser Ordnung ernstlich darum zu thun ist, eine fruchtbare Quelle von Verbrechen zu verstopfen und das Eigenthum der Staatsangehörigen zu schützen, so werden sie mehr als bisher darauf bedacht sein müssen, solche Auswege zu eröffnen, auf welche der Arme jener furchtbaren Dialektik überhoben ist. —

* * *

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß das Gebot: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, kein Fluch sondern ein wahrer Segen ist, so könnten die gegenwärtigen Zustände unsers Gewerbslebens diesen Beweis liefern. Denn nachdem die vielen neuerfundenen Maschinenwerke, oder vielmehr die sie treibenden Elementargeister des Wassers, des Feuers und der Luft, einen so großen Theil der, sonst auf dem Menschen lastenden Arbeit übernommen haben, ist die Noth der arbeitenden Klassen auf eine so auffallende Art hervorgetreten, daß dadurch der Gesellschaft nicht wenig Verlegenheit bereitet wird. — Man hätte denken sollen, daß nunmehr, nachdem die Maschinen dem Menschen so viel gedankenlose Arbeit ersparten, der gemeine Mann mehr Zeit und Muße bekäme, über seine Bestimmung nachzudenken, seine Begriffe und Kenntnisse zu erweitern und sich ein eben

so angenehmes als würdiges Leben zu bereiten. Diese Erwartung ist aber bis jetzt getäuscht worden. Gehen wir in die Fabrikdistricte, deren Wirksamkeit zur Vermehrung des Nationalreichthums besonders gerühmt wird, so erschrecken wir über den elenden Zustand der Arbeiter, welcher erzeugt wird durch das Uebermaß unlohnender Beschäftigungen, Mangel an den nothwendigsten Subsistenzmitteln, Auflösung der Familienbande und Entsittlichung der bedenklichsten Art. Wenn der Fabrikherr durch Hülfe seiner Maschinen das Fabrikat besser und wohlfeiler zu liefern im Stande ist, als der einzelne Meister, so sind dagegen seine Arbeiter selbst lebendige Maschinen geworden, die nur als Productionsfactoren in Rechnung kommen, und um so vollkommener sind, je weniger sie kosten und consumiren. Der Arbeiter wird fast dem Zahn des Maschinenrades gleichgeschätzt, weil beide keine andere Bestimmung haben, als zur gehörigen Zeit einzugreifen in die angewiesene Speiche, um die arbeitende Maschine in ihrem regelmäßigen Gange zu erhalten. Werden doch selbst schwache Kinder zu diesem Zwecke verwendet und der Fabrikherr läßt sich's wenig bekümmern, wenn diese zarten Menschenpflanzen in einer erstickenden Luft, bei einer, ihrem Alter und ihren Bedürfnissen durchaus unangemessenen Beschäftigung körperlich und geistig verkümmern. Der berechnenden Speculation bleibt der Gedanke fern, daß dieser Mißbrauch, die hoffnungsreiche Jugendkraft, die so herrliche Keime in sich enthält, zum Schleppen und Ziehen am Treibrade einer Maschine zu machen, und jene Keime zu ersticken, eine Versündigung an der Menschheit sei, wie kaum eine größere gefunden werden kann. Betrachten wir die Bestimmung eines Maschinen-Wollenspinners, der verdammt ist, sein Lebenlang unter Entbehrungen aller Art, immerfort nur einen und denselben Handgriff zu thun, und so in völliger Gedankenlosigkeit fortzuvegetiren, so können wir Gott nicht genug danken, daß er unser Vaterland mit dem Segen dieses und ähnlicher Fabrikzweige, die durch Verdummung und Verkrüppelung der Menschen zur Blüthe kommen, und worauf die Engländer so stolz sind, so ziemlich verschont hat, und wir müssen unsern

Nationalökonomen beistimmen, wenn sie den Regierungen den Rath geben, nichts zu thun zum Schutze einer solchen Industrie, die dem deutschen Wesen unangemessen ist.

* * *

Wir leben nun seit 32 Jahren in politischer Beziehung im Frieden; aber in unsern socialen Kreisen ist kein Friede. Ein schrecklicher Krieg, sagt ein publicistischer Schriftsteller, wird zwischen den verschiedenen Gliedern der Gesellschaft selbst geführt. Während die Reichen und Mächtigen Schätze häufen und sich in allen Wollüsten berauschen, erklären Andere den Glücklichen, den Besitzenden und Thätigen einen verbrecherischen Krieg; theils weil sie nach gleichen Genüssen begierig sind, theils weil sie zum Wahnsinn gebracht werden durch Hunger, Unterdrückung und Ungerechtigkeit der Glücklichen. — Der Krieg zwischen Kapital und Arbeit liegt offen da und tritt täglich bei Fabrikanten und Arbeitern vor unsere Augen durch Niederdrückung der Löhne, die schändlichste Ausbeutung der Menschenarme. — Er verdammt den Armen, welcher seinen Lohn gerade in dem Maße sinken sieht, als seine Bedürfnisse zunehmen, dazu, sich ungesunden Arbeiten zu unterziehen, welche seine geistige Kraft ersticken und ihn in einem Alter, in welchem Andere sich erst ihres Lebens zu freuen anfangen, einem grausamen Tode preisgeben. Das Bedürfniß treibt ihn in jene Manufacturen, wo die erstickende Eintönigkeit der Beschäftigung und der Gebrauch des Alkohols ihn bald zu einer seelenlosen Maschine herabgewürdiget hat, wo die jungen Mädchen der Prostitution preisgegeben werden, wo die Mütter die Kinder, welche sie an der nothwendigen Arbeit hindern, langsam vergiften, wo jedes Gefühl für Tugend und Moralität verlöscht und wo eine ganze Welt von menschlichen Wesen wimmelt, die fast unter die Klasse der Thiere herabgewürdigt sind.

* * *

Wenn die Lehrer der Nationalökonomie ein großes Gewicht auf den durch das Fabrik- und Maschinenwesen ver-

mehrten Nationalreichthum legen, so ist vor allen Dingen zu fragen, was man unter dem Begriffe von Nationalreichthum zu verstehen habe, und wie derselbe beschaffen sein müsse, wenn er als ein Segen der Nation betrachtet werden soll. Nicht die große Masse von Gold und Silber, die sich in einem Lande, — z. B. in Spanien nach der Entdeckung Amerika's — befindet oder dahin strömt, macht eine Nation ohne Weiteres reich; es wird noch die Bedingung hinzukommen müssen, daß sich dieser Reichthum an edeln Metallen auch mit einer gewissen Gleichförmigkeit vertheile und wenigstens dem größten Theile des Volks zu gute komme, bevor dieses auf jenes glänzende Prädicat Anspruch machen könne. Wären auch die Schätze der ganzen Welt in den Händen weniger Günstlinge des Glücks, wie z. B. in Rom zur Zeit seiner weltlichen oder geistlichen Herrschaft, so wird deswegen das eigentliche Volk nicht reich zu nennen sein. Allein die Schriftsteller aller Farben begehen häufig den Fehler, daß sie bei der Angabe gewisser Nationaleigenschaften bloß gewisse Klassen der Gesellschaft in's Auge fassen und dem ganzen Volke zuschreiben, was nur einem geringen Bruchtheile desselben zukommt. So gilt England für reich obgleich $\frac{3}{7}$ seiner Bevölkerung kaum sein nothdürftiges Auskommen hat und ein volles Drittel der Unterstützung des Staates oder der Gemeinden bedarf.

* * *

Das Fabrik- und Maschinenwesen wirkt unverkennbar dahin, den Gewinn der Industrie in großen Massen zu concentriren, während ein großer Theil der Nation keinen Theil hat an diesem Gewinne und die arbeitende Klasse durch diese neue Form der Industrie theilweise in die tiefsten Sümpfe des Elendes gestoßen wird. Was aber das Schlimmste ist: diese Klasse verarmt nicht bloß am Gelde, sondern auch an Einsicht; nicht bloß der Reichthum, sondern auch die Intelligenz wird durch das Maschinenwesen concentrirt; es wird nicht bloß eine Geld-, sondern auch eine Verstandesaristokratie gebildet.

Jede Kunst, jedes Handwerk und selbst die einfachste Handarbeit erfordert zu ihrer Betreibung mehr oder weniger Nachdenken und Ueberlegung. Die Objecte unserer Thätigkeit sind zugleich die Gegenstände, woran sich unser Verstand bildet, indem der glückliche Erfolg ihrer Bearbeitung durch mancherlei Beobachtungen, Schlüsse und Combinationen bedingt wird. Dergleichen macht selbst der Holzhauer, um die Stelle seines Blockes aufzufinden, wo er Axt und Keil mit Vortheil eintreiben kann. Darin liegt der größte Segen der Arbeit, daß sie zugleich eine Schule, eine Gymnastik zur Entwicklung der Geisteskräfte ist. Wird nun der Mensch aus dieser guten Schule herausgenommen und an eine Maschine gestellt, wo er immer denselben mechanischen Handgriff zu machen hat, so geht für ihn vielleicht die einzige Veranlassung zur Entwicklung seiner Geisteskraft verloren. Die Einsicht, welche zur Betreibung des ganzen Geschäfts hier erforderlich ist, steht allein auf Seiten des Unternehmers. Von der Combination des Ganzen braucht der einzelne Arbeiter gerade so viel zu verstehen, als der russische Hornbläser, der nur einen Ton anzugeben hat, von der Tonkunst.

Durch diese Betrachtung erleidet das, dem Maschinenwesen ertheilte Lob, daß es den Menschen durch Erleichterung der Arbeit Zeit und Muße zu seiner geistigen und moralischen Bildung verschaffe, eine große Einschränkung. Wenigstens muß die Realisirung dieser Hoffnung erst von der Zukunft erwartet werden.

* * *

Wenn man unter Nationalreichthum etwas versteht, das der ganzen Nation zu gute kommen soll, so leidet auch die gewöhnliche Ansicht, daß der Nationalreichthum in dem Maße wachse, wie die Production zunimmt, und die Kosten derselben sich vermindern, eine große Beschränkung. Durch die Concentration der verschiedenen Industriezweige in eine Hand, wird freilich bei verminderten Kosten die Production vermehrt, aber dieser Vortheil kommt zunächst nur den Fabrik- und Handelsherren, nicht ihren zahlreichen Arbeitern, also auch

nicht der ganzen Nation zu gute, am wenigsten, wenn vielen Händen ihr bisheriger Verdienst entrissen wird, also ein Theil der Nation um seine Arbeit und Nahrung kommt. Wenn einige Tausend von Handwerkern mit ihren vereinten Arbeitskräften nicht so viel schaffen können, als ein Fabrikunternehmer mit seinem Kapitale, wenn, wie in England häufig geschieht, ein Grundbesitz als Weideplatz benutzt, mehr einbringt als wenn er von Bauernfamilien bebaut und benutzt wird, so wäre es nach jenem Grundsatze recht und national-ökonomisch, jene Handwerker aus ihren Gewerben und diese Bauern aus ihrem Besitze zu vertreiben und sie dort durch Maschinen, hier durch Schafheerden zu ersetzen. Wird doch durch solches Verfahren der Nationalreichthum vermehrt! Freilich sind zugleich Tausende von Bettlern mehr geworden. Aber diese gehören nach der Meinung der Geldaristokratie so wenig zur Nation als sonst die Leibeignen von der Adelsaristokratie dazu gerechnet wurden.

* * *

In der Menschenwelt kann jede, auch die beste und nützlichste Sache gemißbraucht werden und jeder Mißbrauch führt nachtheilige Folgen mit sich; aber deswegen ist die Sache selbst nicht zu verwerfen. So können wir auch unbedenklich die Nachtheile eingestehen, welche die neue Form der Industrie mit ihren Maschinen und Dampfapparaten, mit ihren Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfschiffen bei sich führt, wir können die Mißbräuche bekämpfen, welche die Gewinnsucht, der Speculationsgeist zum Nachtheil der arbeitenden Klassen davon macht, ohne deswegen die ganze Sache für einen bösen Giftdampf zu erklären, ohne die Vortheile zu verkennen, welche sich daraus zum Wohle der Menschheit entwickeln können, gesetzt auch, daß dieselben in der Gegenwart noch nicht besonders sichtbar wären. Was aus dem Gebrauche und dem Conflicte der Menschenkräfte auf ihren verschiedenen Entwicklungsstufen, als nothwendiges Ergebniß hervorgeht, muß wenigstens relativ gut sein und im Plane der Vorsehung liegen, nach welchem die Menschheit zum Ziele möglicher Voll-

kommenheit hingeführt werden soll. Allein der Weg zu diesem Ziele ist in jeder neuen Station ungebahnt und mit vielen Steinen des Anstoßes besetzt, die nur nach und nach entfernt werden können. Die Einführungsform einer neuen Einrichtung will gewöhnlich nicht recht passen zu den alten bestehenden Formen des socialen Lebens; unangenehme Reibungen sind unvermeidlich. Deswegen scheuen sich auch die Regierungen in der Regel vor durchgreifenden Reformen und lassen die Triebräder der öffentlichen Angelegenheit lieber in den alten Fugen oder in dem alten ausgefahrnen Gleise fortrollen, als daß sie die Mühe übernähmen, neue Bahnen zu eröffnen. Die zwingende Macht der Natur mit ihrem Antagonismus muß bei solchen Reformen gewöhnlich das Beste thun. Ein einzelner Zweig unserer Cultur treibt oft einseitig Blüthen auf Kosten der andern, das sociale Leben thut in einer seiner Richtungen einen großen Schritt vorwärts und es dauert lange, bis sich die Bedingungen finden, um das aufgehobene Gleichgewicht wieder herzustellen. Aber endlich finden sich diese Bedingungen gewiß, weil die Natur keine ungemessene Steigerung der Extreme duldet. —

Die aus der neuen Form der Industrie hervorgegangene Noth der arbeitenden Klassen kann nicht in derselben Progression wie bisher immerfort sich steigern, ohne auf eine oder die andere Art eine Entscheidung und Umkehr herbeizuführen. Die Noth treibt den Menschen unaufhörlich, sich neue Bahnen des Fortkommens zu eröffnen, und es gelingt ihm oft das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Gerade durch die Menge der arbeitersparenden Vorrichtungen, welche der Erfindungsgeist in die Industrie geworfen und damit so viele Verlegenheiten für die arbeitende Klasse bereitet hat, wird früher oder später eine Verbesserung ihres Looses herbeigeführt werden. Der durch die Noth aufgestachelte Erfindungsgeist wird neue jetzt noch ungekannte Beschäftigungen hervorrufen, eine Menge neuer Productionen, welche auf die Bequemlichkeit und Genußliebe der Reichen berechnet sind, wird entstehen, und die jetzt für die Arbeiter so lästige Concurrenz wird somit vermindert werden.

Aber freilich, bevor dieser Wendepunkt eintritt, kann der Pauperismus dem socialen Leben gar manche böse Conflicte bereiten; das Proletariat kann, wenn es sich seiner wachsenden Stärke bewußt wird, wie ein Riese sich erheben und gegen die ehernen Schranken anstürmen, durch die es von den Wohlthaten der Civilisation abgeschlossen ist. Es wird also eine dringende Aufgabe der Politik sein, diese Conflicte zu verhindern und Mittel und Wege zu ersinnen, durch welche die arbeitende Klasse zu einiger Theilnahme an den Vortheilen der Gesellschaft gelangen kann. Das Bewußtsein, daß sie zu diesen Wohlthaten auch berechtiget sei, ist einmal erwacht und läßt sich nicht wieder unterdrücken. Sollen die aus diesem Bewußtsein fließenden Consequenzen sich nicht stürmisch geltend machen, so muß eine friedliche Vermittlung ihnen mit einigen Zugeständnissen entgegentreten. So lange das Proletariat in seiner bisherigen hülflosen Stellung verharrt, schwebt eine finsterdrohende Gewitterwolke in der socialen Atmosphäre, die nur zerstreut werden kann, wenn der Wind der innern Politik sich ändert, d. i. wenn man aufhört, in allen Anstalten und Anordnungen nur den glücklichen Besitzer zu begünstigen. Patriotische Vereine müssen sich mit den Regierungen in dem Bestreben vereinigen, die pontinischen Sümpfe des Elendes trocken zu legen, welche den Boden des Volkslebens durchwühlen, die Wüste zu cultiviren, welche von den Proletariern bewohnt wird, was freilich nicht geschieht, wenn bloß die fruchtbaren Oasen berücksichtiget werden.

* * *

Die Armenanstalten und die Sicherheitspolizei, haben in neuerer Zeit einen hohen Grad von Ausbildung gewonnen; aber immer noch zeigt sich ihre Ohnmacht, der Verarmung und dem daraus hervorgehenden Verbrechen zu steuern. Bessere Erfolge würden sich zeigen, wenn in Zukunft die Armenverpflegung ihre Almosen nur auf Kranke und Gebrechliche beschränkte, den gesunden Armen aber, die ihren Verdienst verloren haben, auf öffentliche Rechnung

Arbeit anzuweisen im Stande wäre. Die Sicherheitspolizei muß aber, nach Eberhards Vorschlag, zugleich Arbeitspolizei sein, wenn sie nicht bloß Frevler bestrafen, sondern auch die Quelle des Frevels verstopfen will. Man wird endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß Herumstreicher und Spitzbuben nur dadurch unschädlich zu machen sind, daß man sie zur Arbeit anhält.

* * *

Sonst war der Volksunterricht vorzüglich auf den Himmel und die ewige Seligkeit berechnet; erst in neuerer Zeit hat man die irdischen Verhältnisse dabei mehr ins Auge gefaßt und diesen Unterricht, besonders aber die Jugenderziehung, den Bedürfnissen der verschiedenen Volksklassen anzupassen gesucht. Auch die politische Oekonomie ist dabei interessirt, denn gewiß würde eine reichlich fließende Quelle der Verarmung verstopft werden, wenn die Volksschulen überall so organisirt wären wie sie es sein sollten. Da man in keiner Beziehung ernten kann, bevor gesäet worden ist, so müssen, um den, auf Gewerbfleiß ruhenden Wohlstand eines Volks dauernd zu begründen, die Schulen und Bildungsanstalten eine solche Einrichtung erhalten, daß durch ihre Vermittlung nicht allein eine immer größere Masse von Intelligenz entwickelt werde, sondern diese geistige Potenz auch eine praktische, auf das allgemeine Wohl hinzielende Richtung erhalte. Aus den, jetzt überall errichteten Real- und Gewerbschulen, wodurch eine große, in der Bildung des Mittelstandes bemerkbare Lücke glücklich ausgefüllt wird, wird bald eine Generation hervorgehen, die fähig ist, sich auch unter ungünstigen Umständen neue Erwerbsquellen zu eröffnen, und umsichtig genug, nur solche Industriezweige zu wählen, worin ein anerkanntes Bedürfniß Befriedigung findet. Aber es sollte auch jede Dorfschule eine ihrem Wirkungskreise angemessene Realschule sein, besonders in solchen Districten, wo die Bevölkerung auf eine andere Industrie als die des Ackerbaus angewiesen ist. Ueberhaupt sollte man bei der Erziehung nicht vergessen, daß es nicht sowohl darauf ankommt,

Kenntnisse mitzutheilen, als vielmehr eine starke moralische Willenskraft zu entwickeln. In der moralischen Volkskraft liegt eine weit dauerhaftere Garantie der Nationalwohlfahrt, als in der oft einseitigen Bildung. Ein tüchtiger Nationalcharakter ist der beste Nationalschatz. Daß aber die Staatsmoral und die gesetzliche Form des politischen Lebens einen mächtigen Einfluß auf die Volksmoral äußern, ist bekannt genug, wird aber nicht immer von der Staatsklugheit beherziget. —

* * *

So wie jeder Mensch seine besondere Anlage und Geschicklichkeit besitzt, so hat auch jedes Volk, ja jeder Volksstamm sein eigenthümliches Geschick in bestimmten Industriezweigen und es ist daher wohlgethan, wenn diese mit besonderm Eifer betrieben werden. Weil aber die verschiedenen Gewerbe eben so wie die Künste und Wissenschaften in einem engen Zusammenhange stehen, so ist es nicht bloß in dieser, sondern auch in jener Beziehung wohlgethan, neben dem eigentlichen Brodstudium auch einige Nebenstudien zu treiben; d. h. ein Volk kann es auch wohl mit Gewerben versuchen, wozu es anfangs weniger Geschick hat, schon deswegen weil das, was der Mensch selbst macht und producirt, ihm mehr Freude macht, als selbst das bessere Product eines Andern.

* * *

In Deutschland indeß scheint die allgemeine Erfahrung, nach welcher eine Nation auf die Producte ihres eignen Kunst- und Gewerbfleißes einen größern Werth legt, als auf ausländische, eine große Einschränkung zu erleiden; wenigstens sehen wir in der Regel die höhergestellten, tonangebenden Mitglieder der Gesellschaft das Ausländische dem Einheimischen vorziehen, und dieses muß sich oft im Auslande erst einen falschen Stempel aufdrücken lassen, um im Vaterlande Eingang zu finden. Diese Vorliebe für das Fremde hat sich oft zu einer Art von Wuth (Manie) gesteigert, welche periodisch bald als Gallomanie, bald als Anglomanie, zuweilen

auch als Russomanie nicht wenig beigetragen hat, die Deutschen im Auslande lächerlich und verächtlich zu machen. In der neusten Zeit ist es in dieser Beziehung etwas besser geworden, obgleich in die höhern Regionen, wo die Mode ausschließlich das Scepter führt, der deutsche Kunstfleiß sich nur schüchtern vorwagen darf. Möchten wir doch bald ganz von dieser Tollheit genesen und die Vaterlandsliebe sich auch in Beziehung auf die Fabrikate des inländischen Kunst- und Gewerbfleißes äußern. Denn von allen Manien ist die Patriomanie, wenn ich so sagen darf, oder die ausschließliche Liebe für's Vaterländische, die verzeihlichste.

* * *

Wenn die Nationalökonomen lehren, daß eine Nation unklug handele, sich auf die Fabrikation solcher Dinge zu legen, welche sie besser und wohlfeiler im Auslande kaufen könne, so läßt sich dieser Rath allerdings hören, und doch möchte ich nicht sagen, daß er unbedingt zu befolgen sei. Zuvörderst ist es nicht gut, wenn eine Nation von einer andern in irgend einer Beziehung abhängig ist, am wenigsten, wenn von dieser Abhängigkeit die Befriedigung dringender Bedürfnisse bedingt ist und der Preis dieser Bedingung von fremder Willkür gestellt werden kann. Das Mittelmäßige, was dem Menschen zur Hand liegt, sollte ihm stets werther sein, als das Vortreffliche, was er weit suchen und der Gnade eines Fremden verdanken muß. Aber was hier besonders berücksichtiget werden muß, ist die Frage, ob, wenn das Fabrikat im Auslande gekauft wird, nicht im Inlande viele Hände unbeschäftiget bleiben, und auf diese Frage ist um so mehr Gewicht zu legen, je häufiger die Erfahrung lehrt, daß an müssigen Händen, welche nicht mit Brod gefüllt werden, leicht Diebsfinger wachsen. Wenn man einem Bauer, der in Wintertagen sich und seine Knechte mit Anfertigung von allerlei Wirthschaftsgeräthen beschäftigte, sagte: Du Narr, das Alles kannst du besser und wohlfeiler kaufen, als es dir, Zeit und Arbeit gerechnet, zu stehen kommt, so würde vermuthlich seine Antwort sein: Aber, lieber Herr,

ich habe eben nichts Besseres zu thun und möchte nicht gern Geld ausgeben, um müssig zu sitzen und lange Weile zu haben. Mit derselben Antwort könnte auch eine Nation den obigen Rath der nationalökonomischen Schule abweisen, und gegen denselben sich in solchen Gewerbszweigen versuchen, in welchen sie zur Zeit noch kein besonderes Geschick hat, sei es auch nur, um sich des eignen Werks zu erfreuen.

* * *

Wenn der Satz wahr ist, daß nicht Geld, sondern Productionskräfte die beste Grundlage des Nationalreichthums bilden, so macht eine Nation keinen schlechten Handel, wenn sie einige Opfer bringt, um sich solche Kräfte zu verschaffen, oder wenn sie Lehrgeld bezahlt für den Erwerb nützlicher mechanischer Geschicklichkeiten. Ohne die Grundlage einer nachdrücklichen Productionskraft zerrinnt der Reichthum wie Wasser im Sande. Das haben die Spanier erfahren mit ihren amerikanischen Goldquellen, die um so schneller versiegten, je reichlicher sie anfangs flossen.

Auf der andern Seite aber ist das ausgedehnte Fabrikwesen auch kein besonderer Segen für ein Land. Es wird, wie die Sachen jetzt stehen, dadurch ein, nur zu gewissen Handgriffen taugliches Gesindel herangezogen, welches durch eine Aenderung der Mode, eine politische Verwickelung, auf einmal auf die Straße geworfen werden kann. Am wenigsten möchte ich einer solchen Fabrikation das Wort reden, wobei der Arbeiter bloß wie ein Werkzeug behandelt wird, und, zu stark in Anspruch genommen, leiblich und geistig verdumpfen und verderben muß. Wenn das Fabrikwesen mit dem Ackerbau und den übrigen Gewerben nicht in dem gehörigen Verhältniß steht, so wird das Proletariat dadurch nicht vermindert, sondern in einem bedenklichen Grade vermehrt, weil dadurch das bescheidene Gewerbe erdrückt wird. Der Staat wird also wohlthun, diese Art der Industrie nicht unbedingt zu begünstigen, und seinen Schutz an solche Be-

dingungen zu knüpfen, daß die erwähnten Nachtheile vermieden werden.

* * *

Das Wort Handelsfreiheit hat einen schönen Klang und deswegen, wie alle andern Sorten von Freiheit, viele Liebhaber und Vertheidiger. Aber wie es das Schicksal der Deutschen ist, sich in politischer und kirchlicher Beziehung mit halben Freiheiten begnügen zu müssen, so ist das bisher auch rücksichtlich der Handelsfreiheit der Fall gewesen. Diese in ihrer Ganzheit besteht nämlich nicht allein darin, fremde Waaren zu kaufen, wenn und wo sich die Gelegenheit dazu bietet, sondern auch die eignen Waaren ungehindert in fremden Ländern absetzen zu können. Die erste Hälfte dieser Freiheit wird uns von unsern freundschaftlichen Nachbarn bereitwillig zugestanden; verlangen wir aber die zweite, so zucken sie die Achseln, und die Engländer hören nicht auf, uns vorzupredigen, daß die Handelsfreiheit, wiefern sie sich für Deutschland schicke, allein in jener Hälfte bestehe. — Das Auffallendste bei der Sache ist, daß auch die deutsche Wissenschaft sich durch die englische Sophistik blenden läßt und zu Gunsten dieser halben Handelsfreiheit Sätze aufstellt, die nur unter der Voraussetzung der ganzen richtig sind. Das einzige Gesetz der Gerechtigkeit ist auch hier das der Reciprocität. Ich möchte mir als Laie in der Nationalökonomie keine entscheidende Stimme in dem bisherigen Streite über die Schutzzölle anmaßen, aber bei der Würdigung des Haupteinwands dagegen sind doch viele besondere Verhältnisse zu berücksichtigen. Wenn man nämlich sagt, daß durch diese Zölle die Consumenten indirect besteuert würden, so kann man dies zugeben, aber nicht im Allgemeinen die Folgerung, die man daraus zieht. Wie? wenn nun durch die Entziehung des Schutzes von einem gewissen Handelsartikel die Fabrikation dieses Artikels aufgegeben werden müßte und dadurch eine Menge von Arbeitern auf den Sand gesetzt und zu Bettlern würden? fiele die Unterhaltung dieser Armen nicht auch den Consumenten zur Last? Oder wollten sie sich zu keiner eig-

nen Besteuerung durch freiwillige Gaben und Almosen verstehen, so müßten sie sich am Ende einer solchen unfreiwilligen und gewaltsamen ausgesetzt sehen, wie sie in Italien im großartigen Maßstabe durch die aus dem unbeschäftigten Proletariate hervorgegangenen Diebe, Banditen und Räuber ausgeübt wird. Sollten in diesem Falle die Consumenten es nicht vorziehen, durch einen mäßigen Schutzzoll, als durch Armentaxen, Diebsgriffe, Gaunerstreiche und durch die Unterhaltung von Arbeits- und Correctionshäusern besteuert zu werden? Auch wenn ein Erwerbszweig zu stark besetzt ist und nicht die ganze Thätigkeit der dabei Betheiligten in Anspruch nimmt, wird das Publikum indirect besteuert; denn die Ueberflüssigen wollen doch leben, und die Mittel dazu können sie nur auf Kosten der Gesellschaft erhalten, in welcher sie sich zufällig befinden. Ich sollte denken, diese Bedenken bedürften in jedem Falle, wo vom Staatsschutze für ein gewisses Fabrikat die Rede ist, einer gründlichen Prüfung, um entweder beherziget oder mit siegenden Gründen zurückgewiesen zu werden. Freilich ist es wahr, daß es besser gethan ist, einen Industriezweig, der nur durch Schutzzölle gehalten werden kann, eingehen zu lassen, als dieses Mittel zu wählen, aber nur in dem Falle, wenn die darauf verwendeten Kräfte besser und naturgemäßer auf andere Beschäftigungen übergetragen werden können. Bevor man also in einem bestimmten Falle das Verdammungsurtheil über den Schutzzoll ausspricht, ist die Nachweisung nöthig, daß die Möglichkeit dieser Uebertragung hier wirklich stattfinde.

* * *

Die nothwendige Grundlage der Staats- und Nationalökonomie ist unstreitig die Privatökonomie des einzelnen Staatsbürgers. Während bei jener nur Wenige unmittelbar betheiligt sind, muß diese Jedem am Herzen liegen, und es steht einem Manne, dessen ökonomische Verhältnisse zerrüttet sind, übel an, über die Verbesserung der Staatsökonomie zu sprechen. Wer an dem allgemeinen Finanzbeutel etwas flicken will, sehe vorher zu, ob sein Privatbeutel kein Loch habe.

Solcher durchlöcherten Beutel gibt es in diesen Tagen leider sehr viele, und die Klage, daß man nicht auskommen könne, wird sehr oft gehört. Ich spreche hier nicht von dem armen Proletarier, dessen verdienter Groschen gar nicht in den Beutel kommt, sondern unmittelbar zum Munde geht, sondern von Personen aus den mittlern und höhern Gesellschaftsschichten, die es sich zur Gewohnheit gemacht haben, immer mehr auszugeben, als sie einnehmen. Der Grundsatz, daß man seine Ausgaben nach der Einnahme berechnen müsse, wird als eine altmodische Maxime um so weniger beachtet, als man ja das Beispiel der meisten Staatsregierungen vor sich hat, von welchen schon lange der entgegengesetzte Grundsatz adoptirt ist, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben zu richten haben. Von den beiden Mitteln, diese Forderung möglich zu machen, neue Auflagen und neue Anleihen nämlich, kann ein Privatmann freilich nur das letztere in Anwendung bringen, und daher dürfen wir uns nicht wundern, daß es so häufig gebraucht wird; wir müssen aber gestehen, daß es ein verzweifeltes Mittel ist.

* * *

Schuld und Schulden, — jenes im moralischen dieses im gewöhnlichen Sinne genommen, sind zwei Plagen, die einem Menschen, der noch etwas Ehrgefühl im Leibe hat, das Leben weidlich verbittern können, und wenn gar beide zusammen kommen, wenn an der Vorderthür unserer Wohnung ein Schwarm böser Gläubiger, und an der Hinterthür das böse Gewissen anklopft, so ist ein so bedrängter Mann gewiß zu beklagen. Kein Wunder, wenn ein so Geängstigter lieber unter Dampf und Knall in's Grab, als in den Schuldthurm springt, obgleich dieser in neuerer Zeit sehr gastlich, wo nicht zu einer bloßen Redensart, geworden ist.

In den aufgeklärten höheren Klassen der Gesellschaft kommen indeß selten solche Desperationssprünge in Folge von Schuldenverfolgungen vor. Man ist das Ding gewohnt und nicht leicht dadurch aus der Fassung zu bringen. Da die

Erfindungen sich täglich mehren, so hat man auch ein brauchbares Mittel erfunden, sich von dieser Verfolgung zu befreien, ohne im Geringsten an seiner Reputation zu verlieren: man setzt oder arrangirt sich mit seinen Gläubigern, und die Sache ist gemacht. Unsere Gerichtshöfe haben oft alle Hände voll zu thun mit solchen Arrangements; aber der Gläubiger bekommt dadurch freie Hände, sich neuerdings zu derangiren, um bei Gelegenheit ein neues Schuldregister zu füllen.

Freilich, wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren, was wollen also die armen Gläubiger, die keine Kaiser, sondern nur theilweise ehemalige Kammerknechte des Kaisers, d. i. Juden sind, machen, wenn von einem solchen Arrangiren die Rede ist? Sie müssen noch die Großmuth des vornehmen Schuldners bewundern, wenn er ihnen eine Quote seiner künftigen Einnahme ansetzt, und auf die Hinweisung nach den goldenen Uhren oder Ringen, die er etwa trägt, erwiedert, daß diese und andere Pretiosen seiner Frau gehörten. Auch läßt sich nichts dagegen sagen, wenn der Mann auf seinem bisherigen glänzenden Fuß fortlebt, während sein unbezahlter Schuster oder Schneider am Hungertuche nagen muß; denn die Sache ist zur allgemeinen Zufriedenheit arrangirt.

Leider finden sich auch unter den höheren Staatsdienern solche böse Schuldenmacher, und es ist nicht zu leugnen, daß die Beamtenehre bei solchen Erscheinungen gar sehr leidet. Ein verschuldeter Beamter ist zu vielen Versuchungen ausgesetzt, als daß man annehmen könnte, er werde allen als ehrlicher Mann zu begegnen wissen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein mit ökonomischen Verlegenheiten Ringender, um die Geneigtheit Anderer zu einem Darlehn zu erregen, sie durch falsche Vorspiegelungen täuschen, und, um die mahnenden Gläubiger zu entfernen, keine Versprechungen sparen, ja vielleicht gar, in Ermangelung eines andern werthvollen Gegenstandes, seine Ehre zum Pfande einsetzen werde, wenn auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor-

liegt, jene Versprechungen zu erfüllen und dieses Pfand wieder einzulösen.

* * *

„Ich muß doch meinem Stande gemäß leben!" das ist die gewöhnliche Ausrede, womit vornehme Schuldenmacher sich entschuldigen. Das ist freilich nach der gewöhnlichen aristokratischen Logik ein Grund von Gewicht, wogegen sich nichts sagen läßt, mögen auch zehn arme Gläubiger damit gezwungen werden, unter ihrem Stande zu leben. Weil der feine Herr theure Weine trinken muß, sollen seine unbezahlten Arbeiter auf Wasser und Brod gesetzt werden. Ist das nicht eine noble Denkungsart in dem Sinne, wie der Begriff: nobel durch die Salons der vornehmen Welt läuft, bei welcher das Schuldenmachen fast auch zu den nobeln Passionen gerechnet wird.

Die Gesetzgebung kann freilich wenig thun, um diesem Modeübel zu begegnen; es sind jetzt andere Zeiten als z. B. unter der Regierung des Aegyptischen Königs Asychis, von welchem Herodot das Gesetz anführt, daß von dem Geldborger, der Leichnam seines Vaters zum Pfande gegeben werden sollte. Schwerlich dürfte ein solches Pfand jetzt genehm sein, wenn der Leichnam auch zur Mumie präparirt wäre, will man doch selbst auf die Präparate adelicher Ehre, auf Diplome und Stammbäume nichts borgen. —

Ihren Beamten gegenüber ist eine Regierung allerdings berechtiget, strenge Maßregeln zu ergreifen. Von einem schlechten Haushalter ist nicht viel zu erwarten, wenn er in der Staatsverwaltung fungirt, und namentlich ist unter seinen Händen keine Vermehrung des Tilgungsfonds bei der Finanzkasse zu erwarten. Welche Rolle kann ferner ein Richter spielen, einem zu bestrafenden betrügerischen Schuldner gegenüber, wenn er fast im gleichen Falle ist, oder wie soll er einen Wortbrüchigen zum Worthalten antreiben, wenn er seinen Gläubigern unzählige Mal das Wort gebrochen hat? Das gebe ich zu bedenken. —

* * *

Im großen Schuldbuche der Menschheit hat leider jeder Mensch seine Rechnung, auch der Beste kommt nicht ohne eine oder die andere kleine Note weg, und es bedarf nicht fremder Bemühungen, um etwa einen vergessenen Nachtrag in Erinnerung zu bringen. Aber es gibt Personen, die sich ein besonderes Geschäft daraus machen, die etwaigen Schwächen und Mängel ihrer Mitmenschen zu erspähen, um davon Gelegenheit zu nehmen, sie in der Meinung anderer recht schwarz anzuschreiben. Sie geben sich das Ansehen von berechtigten Sittenrichtern und üben ihr angemaßtes Amt, indem sie auch den sittlichsten Charakter zu Grunde richten. Den Grundsatz des berühmten Michel de Montaigne, daß es keinen noch so guten Menschen gäbe, der nicht zehnmal in seinem Leben hängenswürdig sein würde, wenn alle seine Handlungen und Gedanken streng nach den Gesetzen geprüft würden, haben diese Leute zu dem ihrigen gemacht, und sie führen immer einen tragbaren Galgen in ihrer krummen spitzigen Zunge bei sich, an welchen sie gelegentlich die guten Namen ihrer Bekannten aufhängen. Diese moralischen Henker sind unter dem Namen der Verläumder bekannt genug, und die Rolle, die sie der Gesellschaft, besonders in deren höhern und höchsten Kreisen spielen, ist eben so wichtig als verderblich für die Opfer ihrer Bosheit.

Sollte man die angeführte Vergleichung zu stark finden, so will ich lieber sagen: die Verläumdung ist ein giftiges oder ekelhaftes Insekt, welches sich am liebsten auf die Blüthen des guten Rufes der Menschen setzt, sie besudelt, benagt, und womöglich ganz wegfrißt. Oft verwandelt sich dieses Insekt in einen giftigen Scorpion, welcher unbemerkt aus dem Blumenkörbchen der Geselligkeit hervorspringt, und seinen Stich anbringt. Auch in die Vorzimmer der Großen schleicht sich das böse Ungeziefer, um daselbst sein Gift zu deponiren. Das ist die heimliche Angeberei, die ihr unvertheidigtes Opfer der Rache beleidigter Machthaber preisgiebt. Die Grille oder die Heuschrecke der Schwatz- oder Klatschsucht ist zwar nicht so gefährlich, aber da sie doch immer zirpen und die Flügel bewegen muß, so fragt sie nicht danach, an welche

verwundbare Stellen ihr Flügelschlag trifft, und so stiftet sie unabsichtlich oft vieles Unheil.

Das wirksamste Mittel, dieses moralische Ungeziefer zu vertilgen, oder wenigstens die junge Brut, den Nachwuchs, zu ersticken, möchte wohl die Lauge der Verachtung sein, oder nach Umständen auch die Beize des Spottes. Der Verläumder oder Angeber müßte überall, wo er sich in der Gesellschaft zeigt, reichlich mit dieser Lauge übergossen werden, was am kürzesten dadurch zu machen wäre, daß jedes rechtliche Gesellschaftsglied ihm den Rücken zukehrte und deutlich zu verstehen gäbe, man wolle hinfort nichts mit ihm zu thun haben. Wenn die Klatschsucht immer mit dem kalten Wasser der Gleichgültigkeit begossen würde, so wäre sie ebenfalls nicht im Stande, den guten Ruf Anderer zu verletzen.

Wenn freilich die verläumdende Zunge einer vornehmen Person angehört, so ist es schwer, die Verachtung mit den nothwendigen Rücksichten zu vereinigen, die man dem Range eines solchen Verläumders schuldig ist. Vielleicht gelingt es indeß der deutschen Höflichkeit, eine Formel auszufinden, wodurch man in diesem Falle ohne Verstoß gegen den guten Ton seine Verachtung aussprechen kann; z. B. obzwar und wenngleich meine Wenigkeit zu niedrig steht, um mir eine unterthänige Bemerkung über die von Ew. Hochgeboren ausgesprochene Kritik unseres braven N. erlauben zu dürfen, so kann ich, mit gnädiger Permission, doch nicht umhin, meine geringe unmaßgebliche Meinung dahin auszusprechen, daß, wenn Hochdero Urtheil aus einem andern Munde geflossen wäre, es einer böslichen Verläumdung so ähnlich sehen würde, wie ein Ei dem andern.

Hierauf konnte sich der freimüthige Kritiker auf dem Absatze umdrehen und mit der größten Selbstzufriedenheit sagen: „Das heißt doch einmal deutsch von der Leber weg gesprochen!“ —

* * *

Aber mit der Verläumdung, die ihre Insinuationen oft mit schneidendem Spotte, oder auch wohl im satyrischen Lobe

anbringt, ist nicht zu verwechseln, der gutmüthige Spott des Humors, der über die Thorheiten der Menschen lacht und auch wohl manchen satyrischen Hieb auf ihre Laster sich erlaubt. Dieser Humor, der die lächerlichen Seiten unserer Civilisation aufdeckt, ist jedoch in der Gesellschaft nicht beliebt und durch ein harmloses Epigramm kann sich ein witziger Kopf leicht mehr Feinde machen, als ein böswilliger Verläumder durch eine förmliche Denunciationsschrift.

Wer Vergleiche anstellt zwischen dem socialen Leben der Gegenwart und Vergangenheit, muß die Bemerkung machen, daß die heitere Laune, der muntere Scherz immer mehr aus der Gesellschaft verschwindet und fast zur Seltenheit wird. Man treibt in diesen Tagen alles wie ein ernstes Geschäft, selbst den Müssiggang, in den man ordentlich Methode zu bringen weiß. Das Spiel ist gewöhnlich das einzige Band, welches die moderne Gesellschaft zusammenhält, aber man spielt nicht mit den Pfändern der Liebe, mit den Marken gegenseitigen Vertrauens, mit den Blumen des Scherzes, den satyrischen Bildern der Laune, sondern immer nur mit Karten, und die Kartenspieler sehen so ernsthaft und tiefsinnig aus, wie Inquisitions- und Criminalrichter, besonders an der Pharaobank, wo mancher jüdische Moses die 10 Plagen Aegyptens über unzählige Haushaltungen und ökonomische Pflanzungen verhängt und manche Erstgeburt der Hoffnung sterben läßt.

Dadurch und durch das fortgesetzte Speculiren nach den Mitteln und Wegen des Fortkommens, welches durch die starke Concurrenz in allen Fächern bürgerlicher Wirksamkeit hervorgerufen wird, sind die Menschen so erstaunlich ernsthaft geworden, daß sie gar keinen Scherz mehr vertragen können. Sie sind so sehr in ihre Amts- und Geldgeschäfte vertieft, daß der heitere Scherz, der keinen Hund hinter dem Ofen, sondern nur Lachen hervorzulocken vermag, kein Geschäft bei ihnen machen kann. Wir begehen tausend Thorheiten, aber die Thorheit will sich nicht auslachen lassen und die vornehme Thorheit macht sogar auf stumme Ehrfurcht Anspruch. Man scheint zu dieser Frist gar keinen Spaß mehr zu verstehen und nicht in der Stimmung zu sein, weder einen Scherz aus-

gehen zu lassen, noch freundlich hinzunehmen. Unser anatomischer Verstand zersetzt den schönsten Irisbogen des poetischen Himmels in schlechtes Wasser und zerschlägt das optische Glas am Guckkasten der Thorheit, blos um zu zeigen, daß er in der Naturlehre fortgeschritten sei und die Narren bemitleide, die sich durch bunten Farbenschein täuschen lassen. Der beste Hanswurst eines Plundersweiler Puppentheaters ist dem Alles zersetzenden und bedächtlich prüfenden Verstandesmenschen weiter nichts, als ein geschnitztes Holz, das zugleich mit allen geschnitzten Heiligen in den Ofen geworfen werden sollte, hinter welchem er sitzt, um über die Eitelkeit der Welt Klagelieder anzustimmen. Aber seine Klagen beweisen weiter nichts, als daß er sich selbst noch im Bereiche der Thorheit befindet und von ihr an der Nase geführt wird. Man muß sich über das Eckige, Schiefe und Verkehrte im Menschenleben beträchtlich erhoben haben, um davon nicht schmerzlich berührt zu werden, sondern vielmehr über die Zerrbilder lachen zu können. Man darf nicht selbst mit auf dem Wagen sitzen, um sich darüber lustig zu machen, daß die Pferde hinter demselben gespannt sind. Die Perspective, in welcher das Lächerliche erscheint, hängt demnach von einer gewissen Erhabenheit der Gesinnung ab, die freilich in diesem Alltagsleben eine seltene Erscheinung ist.

Die gegenwärtige Generation hat freilich ganz andere Sprünge zu machen, als die des Scherzes und Humors sind. Das verdammte Princip der Nützlichkeit, welches seine Anhänger auf den Flügeln des Dampfes durch die Welt jagt, verdirbt uns allen Spaß. Da viele Menschen lebendige Rechenmaschinen geworden sind, haben sie richtig herausgebracht, daß das Lachen nichts einbringt, daß der Scherz nur Allotria treibt und die Zeit verdirbt, die auf ein Profitchen verwendet werden könnte. Sie lassen den besten Spaßvogel fliegen, weil er sich nicht rupfen, braten und verspeisen läßt. Das köstlichste Possenspiel geht verloren, weil das Börsenspiel alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Selbst die sonst so harmlose Jugend verschmäht jetzt den Scherz, denn sie hat es auf etwas sehr Ernstes abgesehen,

nämlich auf eine allgemeine Weltreform. Ein starker Schwarm junger Brauseköpfe läuft und rennt sich außer Athem, mit Hebebäumen und Brechstangen in den Händen, um die alten Vorurtheile und die syllogistischen Füchschen*), welche sie bewachen sollen, aufzugraben aus ihren Schlupfwinkeln und das eingerostete goldene Zeitalter loszubrechen aus den verwitterten Schachten der Vergangenheit. Weil nun diese Arbeit mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist und der Erfolg den gespannten Erwartungen nicht entspricht, so schneiden die Leute fürchterliche Gesichter, und sind zu nichts weniger gestimmt, als zum Lachen.

Könnten die guten Leute ihr eignes Treiben, ihr Haschen nach den bunten Seifenblasen des Wahnes beobachten, sie würden über sich selbst lachen und sich des Lachens nicht schämen. Denn dasselbe ist nur ausschließliches Eigenthum des Menschen, wodurch er sich einerseits von den reinen Geistern und andrerseits von dem lieben Vieh unterscheidet. Es finden sich bekanntlich weinende Bestien, aber keine lachenden. Und da es so viele Donquixote giebt, welche Windmühlen für Riesen und eine Heerde Schafe für eine aufrührerische Rotte ansehen, so fehlte es nicht an Stoff zum Lachen, wenn man vor vieler Geschäftigkeit Zeit hätte, darauf zu reflectiren.

* *
*

So lange keine Engel auf dem Welttheater agiren, müssen wir es lieber sehen, wenn die komische Muse mit ihren Maskentänzen und Narrenspielen es betritt, als wenn die tragische mit ihrem Eumenidenchor darüber hinschreitet. Es könnte jeder, der von der Phantasie nicht ganz verlassen ist, sein kleines Privattheater haben, und es in seinem Vorstellungsvermögen mit sich herumtragen, um es in jeder Situation bei der Hand zu haben. Jedem Hypochondristen, dem Erheiterung vonnöthen, jedem Knauser, der sein Geld sparen will, jedem Kleinstädter, dem kein wirkliches Theater zu Gebote steht, jedem Frömmler und Mystiker, der es sich zur Sünde macht, die öffentliche Bühne zu besuchen, kann man diese theatralischen Belustigungen im Innern des Gemüths, wobei die Phantasie Bühnendichterin,

*) Vulpeculae: Schlüsse mit 4 Sätzen.

Directrice, Decoratrice, Machinistin, Souffleuse, kurz Alles in Allem ist, nicht genug empfehlen. Den Stoff zu solchen Vorstellungen liefert die große Welt in reicher Fülle. Der Liebhaber darf nur befehlen, ob ihm ein Schäfer- und Liebesspiel, oder ein Intrikenstück, eine Posse oder eine Staatsaction, eine Hunde- und Bettlercomödie oder ein Tartüffe gefällig ist. Die frommen Kopfhänger aber können sich Mysterien und heilige Possenspiele aufführen lassen, damit sie doch im Stillen auch einigen Spaß haben. Sie dürfen sich um so weniger ein Bedenken daraus machen, da nicht bloß die griechische Tetralogie nach dem dreimaligen Ernste, mit einer lächelnden Satire oder Posse schloß, sondern auch das fromme Mittelalter keinen Anstand nahm, seinen heiligen Mysterien einen profanen Spaß beizumischen und den Teufel als Harlequin auszulachen.

* * *

Bei dem lustigen Lanzenstechen der Thorheit, welche sich immer herumtummelt, so oft sie auch aus dem Sattel gehoben worden ist, kann es uns, wie gesagt, nicht fehlen an Stoff zum Lachen. Treibt sie sich doch mit ihren Steckenpferden nicht bloß in den niedern Regionen der Gesellschaft herum, sondern sie setzt sich auch auf die Rathsstühle, auf die Regierungsbänke und selbst auf die Königsthrone und macht oft ganz ergötzliche Schildbürgerstreiche. Gleichen nicht viele sonst sehr respectable Personen in der Verfolgung ihrer Zwecke jenem dummen Jungen, der auf die Frage: warum er seine Strümpfe umgewendet trage, antwortete: weil sie auf der rechten Seite Löcher haben? Wirklich wird der blaue Strumpf der Intrike von der Staatssophistik nicht ein- sondern zehnmal umgewendet, bevor sie zu der Einsicht kommt, daß die Löcher dadurch nicht kleiner werden und sie somit nicht auf die Strümpfe kommt. Wie die alten Schildbürger das Licht in einem Sacke auf das Rathhaus zu tragen versuchten, so müht sich die politische und kirchliche Orthodoxie ab, im umgekehrten Sinne, die alte Finsterniß in Säcken und verbrauchten Schläuchen ins neue Staats- und Kirchenleben zu tragen; wie einige Wilde ihren verstorbenen Brüdern einen Pfropf in den Hintern stecken, damit die

Seele ihren Ausgang nicht nach unten, sondern nach oben wähle, so stecken viele vorsichtige Politiker viele Pfröpfe, Pflöcke und Querhölzer in den untern Theil des Staatskörpers, damit der politische Geist sich nicht dahin verirre, sondern hübsch anständig in den obern Regionen verbleibe. Oder wenn die Staatsbaumeister materielle Dämme gegen geistige Influenzen bauen, auf der Bahn des Zeitgeistes Schlagbäume errichten und überall Schirme gegen die Sonne der Aufklärung anbringen, ist das Alles und vieles Andere, was die gute Polizei thut, um die Diebe zu hängen, bevor sie gefangen sind, nicht lächerlich genug?

Der Stolz der Großen und die eitle Prahlerei unserer guten Freunde und Nachbarn, könnte uns, wenn wir Empfänglichkeit dafür hätten, auch manches unterhaltende Possenspiel zum Besten geben, indem dieser Hochmuth, der gewöhnlich einen sehr kleinen Muth zur Grundlage hat, sich absichtlich recht breit macht und durch Dickethun die Erwartung spannt, dabei aber dafür sorgt, daß, wie man sagt, nichts dahinter ist, um die Kantische Erklärung des Lächerlichen zu verwirklichen. Die Mode thut auch ein Uebriges, um durch allerlei bizarre Erfindungen und ungereimte Trachten ganz leibliche Zieraffen und Bajazzo's aufzustellen, die auf dem Maskenballe des socialen Lebens sich dumm genug betragen. — Wenn jener alte griechische Philosoph, von welchem uns Lucian erzählt, sich todt lachte, weil er einen Esel Feigen fressen sah, so können wir die müssigen Inhaber fetter Pfründen und Sinecuren, diese Pfeffel'schen Esel, die auf Polstern ruhn und Sporteln ziehn, um nichts zu thun, mit jenem Lucianischen Esel, in einen Stall stecken und recht herzlich über sie lachen; denn sie betreiben das Verzehren und Verdauen ihrer süßen Feigen und Rosinen mit einer gar possirlichen Gravität, und die diplomatische Aengstlichkeit, mit welcher sie dafür sorgen, daß ihre Verdienste ein Geheimniß bleiben, ist in der That zum Lachen. Selbst die ernsten Gelehrten bleiben nicht zurück, uns ähnliche Kurzweil zu bereiten; besonders führen die Theologen und Philosophen in ihren Zänkereien über ihre leeren Distinctionen, ihren systematischen Nihilismus und über ihre dogmatischen viereckigen Zirkel

gar oft das ergötzliche Schauspiel auf, welches die Alten etwas derb: einen Bock melken und ein Sieb unterhalten genannt haben. Denkt man sich unter dem Bock ein apokalyptisches Thier, und die Herren bei dem Geschäft, die Milch himmlischer Geheimnisse hervorzulocken, in ihren stattlichen Doctorhüten und geistlichen Halskrausen mit großen Brillen auf der Nase, so kann man dreist fragen, auf welchem Theater wohl ein besseres Possenspiel zu finden sein möchte.

Aber, wie gesagt, die Zeit der schweren Noth, oder die Noth der schweren Zeit, macht, daß an den meisten Menschen alle diese Veranlassungen und Aufforderungen zum Frohsinn, zum Scherz und Lachen verloren gehen und daß so viele trübsinnige Grillenfänger, Sauertöpfe und hypochondrische Narren, mit welchen nichts anzufangen ist, uns in die Hände laufen.

* * *

Das Leben besteht aus Scherz und Ernst, und diese beiden Theile müssen einander das Gleichgewicht halten, wenn nicht eine böse Disharmonie und Zerrissenheit in unsere Lebensformen kommen soll. Aber in unserm socialen und politischen Leben hat der steife Ernst das Uebergewicht erhalten, und wenn ausnahmsweise das Volk sich einmal einen Scherz erlaubt, oder ein beliebtes Steckenpferd zu tummeln sich anschickt, so zucken die obrigkeitlichen Behörden bedenklich die Achseln und sehen wohl gar darin die Anstalten zu einer Revolution. Aber die Tyrannen aller Zeiten haben die Erfahrung gemacht, daß sie bloß vor dem verschlossenen Ernst einer erbitterten Nation zu zittern haben, und daß nichts zu fürchten ist, so lange der Lachreiz im Volke noch vorhanden ist. — Daher machten sich die Dränger der Völker oft absichtlich lächerlich, z. B. Nero als Bänkelsänger und Commodus als travestirter Herkules, Gladiator und Klopffechter. Die strengen Römer erlaubten ihren Sklaven, um sie das ganze Jahr bei guter Laune zu erhalten, am Feste der Saturnalien die Thorheiten ihrer Herren zu parodiren und nach Herzenslust zu belachen, und auch die römischen Imperatoren ließen sich bei ihren glänzenden Triumphzügen geduldig zur Zielscheibe des Spottes machen, denn nach

einer feinen Berechnung der Klugheit hatten sie herausgebracht, daß das Lächerliche einen sichern Panzer liefere gegen die giftigen Pfeile des Hasses, des Neides und der Verläumdung.

Nach diesen Vorgängen und Erfahrungen möchte man auch unseren Imperatoren wohl unbedenklich den Rath geben, ihren Unterthanen nicht unbedingt das Lachen zu verbieten, sondern ihnen zuweilen Maskenfreiheit zu gestatten, wo jeder Narr nach Herzenslust lachen und seinerseits belacht werden könnte. Auf die Petition auf solche Freicomödien und Narrenspiele könnte ein kluger Regent ohne Gefahr die Resolution ertheilen: hanc veniam damus petimusque vicissim. Damit sich das Volk nicht aufs große Pferd setze, muß man ihm erlauben, ein oder das andere Steckenpferd zu tummeln. Dergleichen Steckenpferde sind in diesen Tagen: Volksdeputationen und Repräsentationen, Bürger- und Communalgarden, Associationen mit ihren Zweckessen und Toasten u. s. w.; daß diese Steckenpferde nicht zu stark gallopiren und ausschlagen, dafür könnte wohl unsere gute Polizei sorgen, nur sollte sie nicht damit anfangen, die Reitbahn gänzlich zu verschließen. —

* * *

Wenn die Thorheit aber gar zu unmanierlich sich breit macht und uns zu stark auf den Fuß tritt, oder wenn die Bosheit und Falschheit in ihrem Gefolge auftreten, um das unbefangene Vertrauen zu überlisten, dann muß freilich der leichte Scherz dem schweren Ernste weichen; das heitere Lanzenstechen verwandelt sich dann in eine wirkliche Fehde, die Plänkler des Witzes und der Satire müssen sich zurückziehen, um den mit dem paulinischen Rüstzeuge gewappneten und gepanzerten Streitern der sittlichen Indignation Platz zu machen. Mit den Söldnern und Sendlingen des Teufels, des Vaters und Erfinders von Lug und Trug, zu kämpfen, ist wahrlich kein Spaß. Da die zur Sippschaft der Falschheit Gehörigen, die Lüge, die Täuschung, der Betrug, die Heuchelei und Schmeichelei sämmtlich Masken tragen, so kommt es bei dieser Fehde wie bei der Schlacht von Pharsalus darauf an, die Feinde gerade ins Gesicht zu treffen, damit sie die Larven fallen lassen und in

ihrer wahren Gestalt, dem Unwillen des Publicums preisgegeben, dastehen. Aber freilich ist der Erfolg nicht immer auf der Seite der Rechtschaffenen; denn in der Menschenwelt behält das Unrecht gar häufig den Sieg. Die Feinde der Wahrheit und des Rechts sind oft geschützt durch hohe Wälle, aus welchen hervor sie die vergifteten Pfeile der Verläumdung auf ihre Gegner schleudern, und es gelingt ihnen oft nur zu gut, die Ehrenhaften an ihrer weltlichen Ehre zu verwunden. Die Vertheidiger der Freiheit und Wahrheit müssen oft die ganze Ungnade der staatlichen und kirchlichen Machthaber empfinden und nicht selten als Volksaufrührer, Staatsverbrecher, Majestätsbeleidiger eine Strafe leiden, die mit vollem Rechte ihre Feinde verdient hätten. Das ist indeß immer so gewesen, auch in der Christenheit von Pontius Pilatus Zeiten bis heute, wo gar manche berühmte und berüchtigte Namen zu nennen wären. Sehr wahr sagt Göthe:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

* * *

Kenntniß, Gelehrsamkeit und Kunst sind die geistigen Kapitalien einer Nation, aber sie sind, wie die physischen, in wenigen Händen und das Volk wird deswegen in beiden Beziehungen nicht reicher. Nur dann, wenn nicht bloß die Geldkapitalien, sondern auch die geistigen Reichthümer flüssig gemacht, d. h. wenn die Bildung allgemeiner wird, kann der Noth des Elends und der Roheit der arbeitenden Klasse gründlich gesteuert werden. Die jetzige Pfennigliteratur ist ein Versuch, das Gold der Wissenschaft in Scheidemünze auszuprägen, aber dem armen Volke fehlt oft der Pfennig, um davon Gebrauch zu machen.

* * *

Die Gelehrten, welche nicht wie die Kameele abgerichtet sind, nach Commando niederzuknieen, um eine Staatscharge auf sich zu nehmen, sondern philosophische oder gar politische und staatswirthschaftliche Allotria treiben, werden in der Regel wenig geschätzt. Nicht bloß der General Friant, nach dem bekannten Commando: les ânes et les savans au milieu, stellte in Aegypten die Gelehrten mit den Eseln zusammen, sondern auch viele Große und besonders die Höflinge der Großen thun es, weil sich der ächte Gelehrte, als berufner Wahrheitsforscher, zum officiellen Lobpreisen und Schmeicheln anstellt wie der Esel zum Lautenschlagen.

* * *

In der großen Welt, wo alles durch Repräsentation abgethan wird, fahren die Cardinaltugenden vor und geben Visitenkarten ab, ohne auszusteigen; die Cardinallaster aber kommen in Person, doch erst nachdem sie sorgfältig ihre Toilette gemacht haben, so daß sie wie Tugenden aussehen, z. B. die Lüge wie Wahrheit, die Heuchelei wie Treue, die Scheinheiligkeit wie Frömmigkeit die Schmeichelei wie Ergebenheit und Freundschaft. Die Jesuiten sind besonders geschickt in diesen Toilettenkünsten, so daß manche Schooßsünde unter ihren Händen wie ein unschuldiges Schooßkind aussieht. Oft tanzen die sieben Todsünden, wenn auch noch im Flügelkleide, auf großen Theatern ganz artige Ballette unter dem Applaus des entzückten Publicums.

* * *

Die Aufklärung, ohne sittliche und religiöse Grundlage, gleicht einer Modetracht, die aus Liebe zur Veränderung nach einiger Zeit wieder abgethan wird, um einer andern Platz zu machen. So ist es zu erklären, daß viele Tonangeber dieser Zeit die helle schillernde Geistestracht der Freisinnigkeit abgelegt haben, um sich in die Farben des finstern Pietismus und Obscuratismus zu kleiden, welche geistige Mode indeß auch bald vorübergehen wird. Mit Recht sagt daher Jean Paul: „Unser Jahrhundert hat mehr die Irrthümer als die Quellen der

Irrthümer weggeschafft; unser grauer Staar wurde nicht mit der Staarzange operirt, die ihn aus dem Auge zieht, sondern mit der Lanzette, die ihn auf den Boden des Auges hinabdrückt. Bei der kleinsten heftigen Bewegung kann ihn der Teufel wieder oben haben. — Wie die Erfahrung lehrt, hat der Teufel seine verdammte Schuldigkeit gethan, und manche sonst sehr hellsehende Ministerien und Consistorien sind fast ganz staarblind geworden.

* * *

Nicht durch große Diplomaten, sondern durch große Geister sind wichtige Epochen in die Geschichte der Menschheit und glanzvolle Phasen in das sociale Leben gekommen, aber sie haben fast immer das Schicksal gehabt, daß sie bei ihrem ersten Auftreten verkannt und angefeindet worden sind. Das Gemeine, welches sich in ausgefahrnen Geleisen bewegt, kann sich mit dem Ungemeinen und Außerordentlichen, das neue Bahnen einschlägt, nicht befreunden. „Große Geister, sagt Jean Paul, sind glänzend und fest wie der Diamant," aber, kann man hinzusetzen, eben so hart und abstoßend, wenn ihnen die Gemeinheit entgegentritt. Darum sind sie nicht beliebt auf den aristokratischen Höhen des Lebens; denn sie veranlassen oft tiefe Ritzen in den zarten Formen der Convenienz und der feinen Salonbildung. Am wenigsten sind diese moralischen Diamanten gesucht, wenn sie etwas ungeschliffen sind. Zwar braucht man sie in Zeiten der Noth, wenn es gilt, einem harten Schicksale oder einem groben ungeschliffenen Feinde entgegenzutreten; ist aber die Gefahr vorbei, so werden sie von den zarten diplomatischen Händen fein behutsam zurückgelegt. — Die Charakterlosigkeit dagegen ist glatt und geschliffen wie böhmisches Glas, wenn sie sanft angefaßt wird, aber auch verflucht schneidend, wenn ihr künstlicher Guß an dem Stoße der Wahrheit zerbricht.

* * *

Plutarch erzählt, daß der Tyrann Dionysius einem Citherspieler, an dessen Spiel er Gefallen fand, ein Talent versprochen, aber, an dies Versprechen erinnert, geäußert habe, es sei seine Absicht gewesen, den Künstler nur durch Hoffnung zu belohnen. Auf ähnliche Weise sind auch die guten Deutschen für ihre treugeleisteten Dienste häufig belohnt worden. Sie haben sich der großmüthigen Versprechungen, die ihnen während des Kriegstanzes mit Napoleon gemacht wurden, erfreut, und wenn sie es wagten, die Machthaber daran zu erinnern, haben diese fast wie Dionysius geantwortet: „schweigt, ihr habt euern Lohn dahin." Dennoch hören wir Deutschen nicht auf, unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf die hohen Lenker unserer politischen Schicksale zu setzen. „Die deutsche Hoffnung," sagt Kalisch (zu seinem Schlagschatten), „lichtet nie den Anker; sie läßt sich den Sand der Dünen in die Augen streuen und wagt sich nie in's Meer, in das Meer der großen Weltbegebenheiten. Es ist merkwürdig, welche Zähigkeit die deutsche Nation im Festhalten der Hoffnung kund gibt. Die deutsche Nation gibt eher den Geist, als die Hoffnung auf; aber es geht der Hoffnung, wie der Cypresse, beide sind immer grün, aber auch immer an Gräber gepflanzt."

* * *

Unter den Ursachen, daß die Menschen sich so oft durch die Hoffnung täuschen lassen, ist besonders die zu nennen, daß sie jedem schönen vielversprechenden Scheine zu stark vertrauen, und daß sie demnach, wenn eine neue politische Sonne aufgeht und den Horizont mit goldnen Streiflichtern umzieht, sogleich die Ankunft des goldnen Zeitalters erwarten, und anstatt an ihre Arbeit zu gehen, sich mit der Nachtmütze auf dem Kopfe an's Fenster legen, um den Einzug der neuen Zeit ja nicht zu versäumen. Wenn dann die Sonne höher steigt und mit ihren sengenden Strahlen die Saaten der Hoffnung der guten Leute verwelken macht, oder gar Gewitter zusammenzieht, dann wissen sie ihres Lamentirens kein Ende. — „Ein Hauptfehler unserer Zeit," sagt der nachgeborne Prinz

in seinen Aufzeichnungen, „ist das Mißtrauen in die Zukunft, die Mißgunst auf die Zeit. Man will nur solche Bäume pflanzen, unter deren Schatten man noch hoffen kann, sich zu ergehen. Das Weitaussehende, von langeher Vorzubereitende, ist unsere Sache nicht; eher sind es Schwindeleien, wo man in Hoffnung auf unmäßigen Gewinnst es wagt, Hauptstock und Zinse zugleich zu verlieren."

* * *

Daß man in diesen Tagen an Vieles denkt, was sonst unbeachtet geblieben ist, zeigen unter andern auch die Gesetze und Vereine gegen Thierquälerei. Man kann auf solche Erscheinungen die Hoffnung gründen, daß es nach und nach doch besser werde in unserm socialen Leben. Nur sollte man bei dem Mitleiden gegen die Thiere nicht vergessen, daß es gerade in unserer gewerbfleißigen Zeit eine weit empörendere Menschenquälerei gibt, der die besitzlose, arbeitende und dienende Klasse, und selbst zarte Kinder, die zu Fabrikarbeiten verwendet werden, ausgesetzt sind, um einen spärlichen Bissen Brod zu verdienen. Auch gegen die Menschenquälerei in den Gefängnissen, Zuchthäusern und bei Inquisitionsprocessen ist schon viel gesagt und geklagt worden, wenn nur das Sprechen etwas hälfe.

*
* *

Nicht mit Unrecht macht man uns Deutschen es zum Vorwurf, daß wir in der Ferne suchen, was wir weit besser in der Nähe haben. Es geht uns wie manchem verwöhnten Familienvater, der lieber saures Bier in der Schenke trinkt, als das süße Familienglück zu Hause genießt. Wenn wir Deutschen uns erst gewöhnt haben, im eignen Hause zu Hause zu sein, so werden wir uns über den eignen Reichthum, über die noch unausgebeuteten Quellen des Nationalwohlstandes verwundern. Aber freilich liegen die verborgenen Schätze, wie die gewöhnlichen Gold- und Silberminen, nicht auf dem Gipfel, sondern in der Tiefe des Volkslebens, und sie werden nach und nach durch die an Umfang und Tiefe gewinnende

Aufklärung zu Tage gefördert. Die Hochweisen und Hochgebornen, welche die Bildung auf ihre Salons beschränken möchten und die Aufklärung des Volks, als etwas von der gewöhnlichen Berufsarbeit Abziehendes, verdammen, sollten bedenken, daß das Licht dem Volke nöthig ist, um die Schätze zu sehen, die in seinem Schooße liegen, und sie gehörig zu benutzen.

* * *

Genuß und Entsagung des Genusses aus höhern Gründen, sind die beiden Grundbedingungen der menschlichen Glückseligkeit, die sich gegenseitig balanciren müssen, wenn nicht einerseits Sättigung und Ekel, oder andrerseits Verkümmerung und Absterben zur Erscheinung kommen sollen. Das geben die Reichen und Vornehmen, die Begünstigten und Bevorrechteten in Beziehung auf das sociale Leben auch zu; aber sie meinen: den Genuß für uns, die Entsagung für die arbeitende Canaille. Was sollen der Kuh Muskaten, sie frißt wohl Haberstroh! und die arbeitende Klasse, besonders im Bauernstande, ist ja die milchende Kuh für die Notabeln der Gesellschaft.

* * *

Jeder Mensch hat eine Lieblingsneigung, einen herrschenden Temperamentsfehler, aber nur der Weise erkennt ihn dafür und sucht ihn zu verbessern. Gewöhnlich erklärt die Eigenliebe diesen Fehler für eine Tugend und setzt ihm wohl gar, um seine Herrschaft zu rechtfertigen, die Krone der Gerechtigkeit auf. Diese vermeintliche Ehrenkrone zu berühren, ist um so gefährlicher, je höher im Range der Kronenträger steht. Dem aristokratischen Stolze z. B. darf die Wahrheit weit weniger zu nahe treten, als dem gemeinen Bettelstolze, und dem Pfaffendünkel, der sich für unfehlbar hält und in seiner Einbildung schon die ewige Ehrenkrone trägt, ist gar nicht beizukommen. Auch der Eigensinn, namentlich der weibliche, hat sich gewöhnlich ein Krönchen aufgesetzt und sprühet Feuer und Flammen gegen Den, der das Unglück hat, mit

Widerspruch an dies Krönchen zu stoßen. Da hat denn mancher Ehemann seine liebe Noth, wenn die eigensinnige Souveraine des Hauses ihm ihre Decrete publicirt und er als verantwortlicher Minister der Hausverwaltung nicht weiß, wie er diese Cabinetsordonnanzen vor Gott und seinem Gewissen vertreten soll. Aber wenn er sich nicht gleich beim Antritt des Ehestandes in Autorität gesetzt hat, so hilft kein Sträuben und Remonstriren. Der Eigensinn der Hausfürstin trotzt und schmollt so lange, bis ihre Erlasse contrasignirt worden sind.

* * *

Wer sieht es dem schönen glänzenden Schmetterlinge wohl an, daß er aus einer häßlichen Raupe entstanden ist? Wir werden im socialen Leben auch von einem schönfarbigen Schmetterlinge umflattert, der aber eine umgekehrte Metamorphose hat, ich meine den Luxus mit seinen glänzenden Flittern. Erst später verwandelt sich dieser allegorische Schmetterling in eine gefräßige Raupe, welche die Knospen und Blüthen des bürgerlichen Wohlstandes und die moralische Volkskraft oft so umspinnt, daß sie ersticken, welken und abfallen. — Man hat zwar gesagt, daß ohne den Luxus der nimmersatte Reichthum die übrige Welt würde verhungern lassen; aber, das auch zugegeben, ist doch nicht minder wahr, daß der übertriebene, in alle Klassen der Gesellschaft eingedrungene Luxus die moralische Kraft zerstört und zu seiner Befriedigung die Feilheit, Bestechlichkeit und feige Niederträchtigkeit nährt. Der büreaukratische Luxus mit seinem Federschmuck und vielen kostspieligen Paradeschritten hat ebenfalls einen bösen Raupenfraß in die Blüthe der modernen Staatsfinanzen gebracht.

Der schwächliche Charakter unserer Zeit offenbart sich in einer sonderbaren Vermischung des Alten und Neuen und wird symbolisch angedeutet durch den beliebten Rococogeschmack, nach welchem man die massiven, eckigen, scharfkantigen Geräthe und Schmucksachen des vorigen Jahrhunderts unvermittelt neben die feinen glatten Modeproducte der Neuzeit

stellt. Man huldigt auf der einen Seite der Aufklärung, verlangt Intelligenz, Rationalität und freie Bewegung in den socialen Lebenskreisen, schafft und unterstützt neue Bildungsanstalten, brüstet sich mit Humanität, mit der Achtung der Menschengestalt in jeder Umhüllung, spricht von der Nothwendigkeit, daß die mittelalterlichen Scheidewände fallen müßten; aber von der andern Seite feindet man auch wieder die Vernunft mit ihrer Forderung nach Fortschritt auf dem politischen und kirchlichen Gebiete heftig an und neigt sich mit unverkennbarer Vorliebe zu dem starren Hof-, Kasten- und Ritterwesen, zu dem unverbesserlichen Junker- und Pfaffenthume, und zu der absoluten Willkürherrschaft des vorigen Jahrhunderts. Darf man sich wundern, wenn aus solchen divergenten Richtungen ein unversöhnlicher Zwiespalt hervorgeht? —

Die Mahnung: „lernet Gerechtigkeit!" tönte zu Anfang des 2. Decenniums dieses Jahrh. zu eindringlich aus dem Munde und unter dem Walten der Nemesis in das Ohr der Völker und ihrer Herrscher, als daß sie hätte überhört werden können. Die Monarchen versprachen auch aufrichtigen Herzens, hinfort die Gerechtigkeit walten zu lassen, die vor Gott gilt, und dem Rechte, welches Herr über Alles sein soll, zur allwaltenden Alleinherrschaft zu verhelfen. Aber gar bald verwandelte sich durch einen Taschenspielerstreich der schlauen Politik das ewige Recht in altes historisches, canonisches und Feudalrecht; das Princip der Gerechtigkeit, in seiner Anwendung auf das Volk, mußte zurücktreten vor dem allein legitimen monarchischen Principe, nach welchem die Völker ihre Rechte blos der Gnade der Monarchen verdanken sollten.

So entstand ein unseliger Kampf zwischen dem Alten und Neuen, und diejenigen, welche denselben hätten vermitteln können, nahmen Partei für das erste, ohne doch das Ansehn haben zu wollen, als wenn sie den neuen, auf Fortschritt dringenden Ideen durchaus verfeindet wären. So hat unsere Politik einen Charakter der Halbheit, Unentschiedenheit

und Falschheit, der eben nicht unter die Vorzüge der Zeit gerechnet werden kann.

Was uns dabei tröstet, ist, wie Fr. Körner sagt, daß unsere Gegenwart eine Zeit des Keimens ist und ein neuer Sproß in der Weltgeschichte zu werden im Begriff steht; daß dazu aber auch große Anstrengungen, harte Kämpfe und schmerzliche Krisen nöthig sind. Wenn man daher auch hier und da die Gesetze des Kampfes verletzt, wenn man in Extreme ausschweift, so darf man der Geschichte und ihrer Bewegung keine Vorwürfe darüber machen, weil dies nur dem Einzelnen zur Last fällt. Vertritt der Einzelne jedoch nicht seine Privatinteressen, sondern allgemeine, so steht er auf weltgeschichtlichem Boden, von dem ihn weder Polizei noch Gewaltmaßregeln verdrängen dürfen und können.

* * *

Wenn ich bisher vorzüglich bei den Schattenseiten unserer Civilisation verweilt, so bin ich deshalb nicht gemeint, die Lichtseite derselben zu verkennen. Jedes Zeitalter hat seine Fehler, aber auch seine besondern Vorzüge, und in Vergleichung mit der Vergangenheit sind die Vorzüge der Gegenwart bedeutend. Bei aller Corruption, welche theilweise auch die deutsche Nation durchdrang, hat sich immer ein gesunder Kern derselben in dem sogenannten Mittelstande erhalten, aus dem begreiflichen Grunde, weil dieser Stand, sich eines gewissen Wohlstandes erfreuend, gleich weit entfernt steht von den verderblichen Einflüssen der Ueppigkeit und des Elends. Da nun in neuerer Zeit diese goldene Mittelklasse sehr zahlreich geworden ist, und eine um so breitere Basis ihres gedeihlichen Bestehens gewinnt, je mehr der Druck, der früher auf dem Gewerbfleiß lastete, nachläßt und allmählig aufhört, so ist es gegenwärtig zu einer Unmöglichkeit geworden, daß die ganze Nation dem sittlichen Verderben anheimfalle, um so weniger, da nach der Analogie älterer Erfahrungen aus dieser Region von Zeit zu Zeit moralische Heroen hervorgehen und die herrschenden Vorurtheile und Laster bekämpfen werden.

In der Sphäre der materiellen Interessen sind in diesem Jahrhundert Fortschritte gemacht worden, die an's Wunderbare gränzen und wenigstens für die Zukunft unermeßliche Vortheile versprechen, wenn diese auch jetzt noch nicht eingetreten sind. Freilich hat dieser Cultus der Materie auch sein Bedenkliches; indeß wenn vor der Hand auch nur der allgemeine Wohlstand vermehrt wird, oder vermehrt zu werden Hoffnung hat, so kann der Menschenfreund nichts dagegen haben. Denn das Geistige verlangt hienieden einen materiellen Boden; der Baum der Erkenntniß, die zarte Pflanze der Sittlichkeit und selbst die himmlische Balsamstaude der Religion können nicht zur Blüthe kommen, wenn sie nicht ihre Wurzel in einem gedeihlichen Boden, der materialer Art sein muß, eingeschlagen haben. Daß durch diesen Cultus des irdischen Stoffs der Sinn für die geistigen Interessen der Menschheit in unsern Zeitgenossen nicht abgestumpft worden ist, beweiset ihre allgemeine Theilnahme an den religiösen Fragen, die jetzt zur Sprache kommen. Ja selbst die politischen Fragen, die schon so lange ventilirt worden sind, gewinnen theilweise einen sittlichen Charakter. Man will, daß der Staat ein christlicher, nicht blos heißen, sondern, im ganzen Sinne des Worts, auch sein, d. i. in allen seinen Instituten von dem humanen Geiste des Christenthums durchdrungen sein soll. Es soll die Möglichkeit gegeben werden, daß die christliche Kirche im Staate sich fortbilde und dem Jesu vorschwebenden Ideal eines Reiches Gottes näher komme. Man will, daß das Recht in unzertrennlicher Verbindung mit der Pflicht stehe; der Staatsbürger soll dahin gebracht werden, daß er diejenigen Rechte, ohne welche die Menschenwürde nicht bestehen kann, nicht betrachte als etwas, das allenfalls auch aufgegeben werden könne, sondern als etwas Heiliges, welches zu behaupten die Pflicht gebiete.

Freilich ist aus dieser Bewegung nach dem Bessern, wie bei jeder ungewöhnlichen Bewegung auch in der Körperwelt, ein Conflict von scharfen Gegensätzen, es sind somit böse Zerwürfnisse hervorgegangen; aber diese Gegensätze werden sich nach und nach ausgleichen und die gestörte Harmonie,

so weit es in diesem unvollkommenen Leben möglich ist, sich wieder herstellen.

* * *

Um den Skeptikern, die keinen Fortschritt zum Bessern zugeben wollen, und den Lobrednern der alten guten Zeit, wie sie sich etwa vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution in Deutschland schneckenartig fortbewegte, zu begegnen, dürfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die damalige Gestaltung des socialen und politischen Lebens in Deutschland thun und wir werden gewiß kein Verlangen fühlen, diese Zustände zurückzuführen.

Das war freilich, einigen Kriegslärm ausgenommen, eine ziemlich ruhige und für manchen Geschmack auch glückliche Zeit; da wußte der schlichte Bürger noch nichts von den vielen Sorgen, die er sich jetzt in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten machen muß, und brauchte keine Zeit mit Erörterung politischer und kirchlicher Fragen zu verlieren. Jeder zahlte ohne Murren seine Steuern, ohne sich den Kopf zu zerbrechen über die zweckmäßige Verwendung derselben und schrie nicht gleich über unverantwortliche Ungerechtigkeit, wenn der Hof, mit Zurücksetzung treuer Diener, glatte Günstlinge und Maitressen auf goldenen Fußgestellen empor hob. Mehr Freiheit auch als jetzt herrschte damals nicht allein für Bettler und Landstreicher, sondern auch für jeden Anton Reiser*), der, ohne nach Paß und Kundschaft gefragt zu werden, über die Gränze und wieder zurück passiren konnte. — Viel Gleichheit gab es ebenfalls, zwar nicht vor dem Gesetze und in der gleichen Anerkennung des Verdienstes, aber doch in den gleichen Kappen für alle Narren, die man laufen ließ und nicht gleich unter polizeiliche Zuchtruthe nahm. Der Zeitgeist war kein leichtfertiger Springinsfeld, sondern ging wie ein gesetzter Mann, fein langsam und gravitätisch einher, in kurzen Hosen, langen Wickelstrümpfen,

*) Karl Philipp Moritz, durch seine Götterlehre und genialen Fußreisen bekannt.

hohen Schuhen, breiten Schößen, steifen Manschetten, und die ehrwürdige Perrücke oder der steife Zopf durfte nicht fehlen. — Alles schien absichtlich auf eine behagliche langsame Bewegung berechnet: die impraktikablen Landstraßen und die noch impraktikableren Proceßwege, die Postwagen und Kammerwagen, der Brief- und Canzleistyl, die ellenlangen Titulaturen und Complimente, die Kindtaufs- und Leichenschmäuse u. s. w.

Das Hofleben der unzähligen kleinen Fürsten und Grafen Deutschlands war ganz nach französischem Muster zugeschnitten, denn jeder winzige Herr suchte eine Ehre darin, ein Stück von Ludwig XV. zu sein, und behing sich nach dessen Beispiele mit dem, unter dem Namen der Galanterie bekannten Schmuze der Unsittlichkeit, dem man einen glänzenden Firniß zu geben wußte. Deutsche Herzöge und Fürsten suchten eine Ehre darin, einer Pompadour den Hof zu machen und von den französischen Höflingen als ihres Gleichen behandelt zu werden.

Wie es in Sachsen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aussah, ist bekannt genug. Was würde man jetzt von dem damals so hoch bewunderten und verherrlichten starken August sagen, der mit der kolossalen Rücksichtslosigkeit eines unbeschränkten Selbstherrschers welsche Bildung zugleich mit welscher Sittenlosigkeit zur Schau trug und Sachsen zu einer Hochschule der Galanterie, d. i. glänzenden Ueppigkeit machte. Wir können es kaum glauben, wenn uns die Folge seiner Maitressen aufgezählt wird, unter denen deutsche, polnische und türkische Namen sich drängten, von denen eine einzige, Hoymb Cosel, — die Frau eines Ministers, — Minister ein und absetzte, allen Dictaten ihrer Laune das königl. Siegel abgewann und 20 Millionen Thlr. kostete; oder wenn von einer Gräfin Orselska berichtet wird, daß es ungewiß sei, ob der König ihr Vater oder ihr Geliebter gewesen, dem sie indeß ihren Bruder Rudofsky vorgezogen haben soll. — Können jetzt wohl Minister aufkommen, wie die sächsischen, Flemming und Brühl, damals waren, die viele Millionen auf Kosten des Landes zusammenstahlen, und dem Hunger

gegenüber in sardanapalischer Ueppigkeit schwelgten. Möchten wir nach den jetzigen Verhältnissen es nicht für unmöglich halten, wenn uns erzählt wird, daß an einem, später so musterhaften Hofe, wie der braunschweigische, ein Graf von Königsmark unsichtbar gemacht worden sei? Und wie ist es in Würtemberg zugegangen, z. B. unter Eberhard Ludwig, wo eine gewisse Grävenitz als Gräfin von Würben ein eignes Ministerium bildete und alle verdienten Männer vertrieb, oder unter Karl Alexander (1733—1783), wo der Jude Süß Oppenheimer durch Verkauf der Aemter und Beraubung frommer Stiftungen in zwei Jahren mehr als 450,000 Fl. unrechtmäßig erhoben? Was sollen wir ferner dazu sagen, wenn wir hören, wie der Würtembergische Karl Eugen gehauset, der den ärmsten Mann des Landes besteuerte, die Reichen im Kerker zur Bezahlung unerschwinglicher Brandschatzung zwang, der mit bewaffneter Macht den Leuten seine schändlichen Lotterieloose aufdrang, die Kirchengüter plünderte, die Töchter seiner Räthe auf unzüchtigen Bällen gewaltsam entehrte, Hunderte von Mädchen für seine Lüste requirirte, Prälaten berauschte, um sie mit der Lustseuche anzustecken und doch 50 Jahre regierte? Jedes Blatt der Geschichte Würtembergs, wie sie in den Biographien eines Jacob Moser, Schubert, Schiller gegeben ist, gewährt den niederschlagendsten Beweis, wie selbst bei bestehender ständischer Verfassung in Folge der unbeschränkten Souverainität, des Danaergeschenks von Frankreich vom 30jährigen Kriege her, sich in einem Staate der furchtbarste Despotismus ausbilden kann. Brauchte doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der Herzog Friedrich — ein Vitellius von Gestalt, ein Ludwig XI. von Gesinnung, seine Unterthanen als Jagdhunde bei seinen Jagden! Trieb nicht in Baiern unter dem elenden Karl Theodor der Graf von Leiningen-Guntersblum mit Stellen, Aemtern, Ehren, mit Recht und Gerechtigkeit Handel, eben so wie der Graf Oberndorf in der Pfalz am Rhein, der überdies noch die protestantischen Pfarreien den Meistbietenden verkaufte. — Kurz, fast überall, wo wir hinblicken, finden wir an den Höfen Corruption und in den höhern Ständen

die üppigste Blüthe der Unsittlichkeit, die aus dem Boden des Volkslebens ihre Nahrung zog und ihn steril legte. —

Der über alles Maß hinausschweifende Luxus und die übertriebene Prachtliebe der deutschen Höfe kam nicht etwa deutschen Künstlern zu gute, nein, es waren größtentheils Ausländer, Franzosen und Italiener, welche sich von dem Marke des deutschen Bürgers und Bauers mästeten.

Zu dem Unheil nämlich, welches von der verderblichen Dreiherrschaft, der französischen Prachtliebe, Mode und Galanterie, über Deutschland verbreitet wurde, kam noch das sich eindrängende italienische Sängerwesen mit seinen Prostitutionskünsten. In Barthold's anziehendem Werke: die geschichtlichen Persönlichkeiten in Casanova's Memoiren, finden wir eine treue Schilderung des Einflusses, welchen die Italiener in dieser Beziehung geübt haben. „Von da ab," sagt er, „als Frankreichs Modekünste gebieterisch den Stab über Europa schwangen, zumal über das zertretene, von schwachen, unwürdigen Fürsten, den sklavischen Bewunderern des Glanzes Ludwigs XIV., regierte Deutschland, begann wieder ein goldenes Zeitalter der Italiener im Auslande und gegen Ende des 17. Jahrhunderts überfluthten Opernsänger und Sängerinnen, Kastraten, Kapellmeister, Geiger, Musiker aller Art, Schauspieler, Komödianten, Pantalonen, Dekorationsmaler, Machinisten, Dichterlinge und endlich, die verderblichste Gattung, eine Fluth von Tänzerinnen, ausgelernt in allen Buhlkünsten, die Höfe der großen und kleinen Fürsten und Grafen Deutschlands. Unbeschreiblich nahm mit diesem Geschmack an den italienischen Prostitutionskünsten, denen zumal die steifen altväterischen, pedantisch ehrsamen Deutschen nicht gleichkommen konnten, deren seelenvolle Musik dem frivolen Ohre der Magnaten nicht länger gefiel, die Unsittlichkeit an den Höfen und in der höhern Gesellschaft, so wie der Despotismus der Fürsten, das Elend der Völker zu, welche, kaum irgend noch vertreten durch Stände, ungemessen der Prachtliebe und Genußsucht großer und kleiner Despoten steuern mußten. Denn nicht allein, daß der Aufwand der Opern, des Theaters und Ballets die regelmäßigen

Einkünfte der fürstlichen Haushaltungen erschöpfte und die Verarmung des Landes zur Folge hatte; die schönsten und erfahrensten unter den Tänzerinnen waren aus ihrer Heimath gekommen, nicht von ihrer Kunst zu leben und einen reichen Sparpfennig zu sammeln, sondern mit der offenkundigsten Absicht, durch ihre körperlichen Reize die Fürsten und großen Herrn zu ihren Sklaven zu machen und vom Marke der Unterthanen zu schwelgen. An wie vielen Höfen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehen wir dieses italienische Gezücht als Maitressen das Gemüth der schwachen Sultane abziehen von jedem würdigen Ernste ihres Berufs; wir sehen sie, wie sie boshaft fürstliche Ehen trennen und das Leben der würdigsten Frauen zu einer Kette von Trauertagen machen. Der seufzende Unterthan wurde seinem Landesherrn, welcher so gewissenlos mit seinem Schweiße praßte, entfremdet. Das böse Beispiel steckte wie eine Pest die höhern Stände an und verbreitete sich unaufhaltbar weiter. Sünden, welche dem Norden, Gottlob! noch meist unbekannt geblieben, unnatürliche Wollust, welche im Süden nie ausgerottet war, kamen durch Kastraten und deren Genossen, durch den Abschaum der Weiber in Schwang und vernichteten Generationen im Keime. Denn die Primadonnen und Haupttänzerinnen waren in der Regel die berüchtigsten Courtisanen, welche sich zum höchsten Preise zu verkaufen pflegten und zumal den reisenden deutschen Baronen ihre Mutterpfennige und ihre Gesundheit raubten. —

Das Hazard, das „Pharao" jenes Gift des häuslichen Glücks, bis dahin noch fremd in Ländern, wo man nur im Soldatenlager die Würfel und allenfalls „Landsknecht" kannte, verpflanzten die Ankömmlinge, bemüht auf jede Art ihren Säckel unter den Barbaren zu füllen, in ihre Gesellschaften, plünderten die deutsche Ehrlichkeit durch falsches Spiel und Volteschlagen und zogen mit ihrem Raube heim. — Häufig hatten die glattzüngigen, gewandten, pfiffigen Sänger und Tänzer das Ohr und das Vertrauen ihrer Gebieter zu gewinnen gewußt und übten ränkevoll aus dem geheimen Kabinette beklagenswerthen Einfluß auf den Gang der Justiz

und des Staatslebens. In dem Leben der italienischen Musiker und Schauspielkünstler des 18. Jahrh. erweiset sich mit wenigen Ausnahmen, daß Musik und Theaterwesen, gleichwie sie ganzen Städten die Thatkraft, den würdigen Ernst, den Werth der bürgerlichen Freiheit aus den Seelen gaukelnd, entführen, wie der Rattenfänger von Hameln die Kinder, so auch auf ihre Ausüber keineswegs eine Kraft der Veredelung entwickeln, sondern daß Virtuosität nur zu häufig mit der schmuzigsten, lasterhaftesten Gesinnung vereint war. — Selbst das soldatische Berlin wurde ein Wallfahrtsort der Italiener; verhältnißmäßiger Lohn, sonst so karg verdienten Kriegern und Beamten zugemessen, 4 bis 6000 Thlr. lockte die südlichen Wandervögel u. s. w.

Auch in das Lotterie- und Lottowesen drängten sich die Italiener zugleich mit den Franzosen ein. So stand ein gewisser Calfabigi der Zahlenlotterie in Berlin vor, mit welcher Friedrich II. nach dem Hubertsburger Frieden das preußische Volk beschenkt hatte. — Von den Fuchshöhlen, welche von den welschen Diplomaten in den Boden der deutschen Politik gewühlt wurden, ließe sich ebenfalls viel sagen. —

Aber nicht bloß mit der Errungenschaft ihrer schweißtriefenden Arbeit, auch mit ihrem Blute und Leben mußten die armen Deutschen die Prunkliebe und die wollüstigen Ausschweifungen ihrer Fürsten bezahlen. Die deutschen Fürsten schämten sich nicht, einen förmlichen Menschenhandel zu treiben und ihre Unterthanen wie Kälber für die Schlachtbank an Ausländer zu verkaufen. Der Kurfürst von Köln, Clemens August, hatte schon 1753 sein Volk für Subsidien zur Verfügung von Frankreich gestellt. Friedrich II. zeigte sich so entrüstet über diesen Handel, daß er drohte, von den für die französische Blutmetze bestimmten Schlachtopfern wie von durchziehendem Schlachtvieh eine Steuer zu erheben. Friedrich von Gotha verkaufte den Holländern auf einmal 3 Regimenter und von jenem hessischen Friedrich II., welcher 22,000 seiner Unterthanen an die Engländer für 21 Millionen Thlr. verschacherte und die Väter mit Halseisen,

die Mütter mit Zuchthause bestrafte, die sich beklagten, erzählen alle Annalen des vorigen Jahrhunderts. Nicht einmal den vollen englischen Sold erhielten die Unglücklichen, derselbe floß in die Schatulle, während sich die genügsamen Landeskinder mit dem einheimischen Hungersolde begnügen mußten. Hanau, Waldeck, Würtemberg, der Bischof von Münster und andere thaten desgleichen, ohne Anstoß zu erregen.

Der deutsche Patriotismus bestand nach Karl v. Moser (welcher von der Hessen-Darmstädtischen Regierung schändlich mißhandelt wurde) im bloßen Gehorsam gegen die Befehle der Oberherrn, in einem geduldigen Beugen unter das Joch der Regierung, welches man unter jenem süßen prächtigen Namen den Unterthanen eben so angenehm und erträglich zu machen suchte, als wenn dem schwer beladenen Maulthiere die drückenden Lasten mit schönen Decken, Schellen und Büschen verhängt und umsteckt werden.

Die natürliche Folge der üppigen Hofpracht, der absoluten Willkür auf den Fürstenthronen, war Erstarrung des Staatslebens, Lähmung der Volkskraft und das Eindringen der höfischen Sittenlosigkeit in die niedern Schichten des bürgerlichen Lebens. Die alte patriarchalische Regierung verwandelte sich in eine Bevormundung des Volks durch Günstlinge und Maitressen; die Justiz ward Cabinetsjustiz, der Glaube Heuchelei, die Vaterlandsliebe Lobhudelei und Speichelleckerei, die Wissenschaft pedantisches Wesen. „Die Schlafsucht," sagt der angeführte Karl v. Moser, „ist vielleicht unserm politischen Himmelsstriche eigen. Daß aber der Gemeinsinn fehlt, hat die Reichsverfassung verschuldet, an deren Uhr erst so viel Räder aufgezogen, so viel Gewichte erst angehängt werden müssen, bis sie in Bewegung kommen kann, daß sie immer einen halben Tag später geht als die übrigen in Europa. — Die meisten Stände des Reichs sind nur darin vollkommen einig, daß das Recht, die Unterthanen zu quälen, ein wahrer und wesentlicher Ausfluß der alten Landeshoheit sei" u. s. w.

Wer diese flüchtigen Züge zu einem vollständigen Gemälde des vorigen Jahrhunderts ausgeführt sehen will findet eine solche Charakteristik in Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts. Für unsern Zweck ist das Angeführte hinreichend, um darauf den Schluß zu gründen, daß die Civilisation seit 100 Jahren in Deutschland doch bedeutende Fortschritte gemacht hat. Das deutsche Volk ruht freilich jetzt auch noch nicht auf Rosen, aber doch auch nicht auf solchen stechenden Dornen, wie damals. Solche Verhöhnungen des Rechts und der Sitte, solche Schauausstellung des empörendsten Scandals, solche Blutsaugereien, wie sie noch vor 60—70 Jahren von Seiten der Fürsten und ihrer Minister ungescheut angestellt und verübt worden, sind in diesen Tagen zur Unmöglichkeit geworden. Es läßt sich Manches gegen unsern Bundestag sagen, aber er ist doch kein so elendes steifes Puppenspiel, als der ehemalige Reichstag; wir haben keine Reichsgerichte, aber die lästige staubige Rumpelkammer des Reichskammergerichts wünschen wir nicht zurück, und an die Stelle der unter dem Namen der Reichsarmee bekannten lächerlichen Vogelscheuche, ist doch eine respectable Bundesarmee getreten. Freilich kommen auch gegenwärtig in der politischen Sphäre oft Dinge zur Erscheinung, an deren Möglichkeit man nach 50 oder 100 Jahren kaum glauben wird, aber sie sind mehr Verirrungen vorgefaßter Meinungen, böse Consequenzen falscher Principien, Maßnahmen der Furcht vor dem Revolutionsgespenste, das in den Köpfen alter Politiker spukt, als Ergebnisse des bösen Willens. Auch der strengste Absolutismus wagt es nicht mehr, alles Volksthümliche zu verhöhnen und die Rechte der Unterthanen mit Füßen zu treten, und die politischen Blutsauger und Vampyre müssen wenigstens bei Nacht fliegen und ihr heilloses Geschäft im Stillen treiben. Wenn die öffentliche Moral auch nicht fleckenrein ist, so setzt man doch keine Ehre darein, eine mit Flittern verbrämte Unsittlichkeit zur Schau zu tragen und die, sonst in Gold und Seide gehüllten galanten Sünden und nobeln Passionen tanzen nicht mehr öffentlich auf den Hoftheatern, sondern

treiben nur allenfalls ihr Wesen hinter den Coulissen oder in verborgenern Kammen. —

Wenn also unsere Enkel und Urenkel im 20. Jahrhundert unserer jetzigen Station im politischen und socialen Leben so weit vorausgeeilt sind als wir unsere Groß- und Urgroßväter im 18. überflügelt haben, so könnten sie, sollte ich meinen, zufrieden sein. Freilich sind wir nicht ganz freiwillig so weit vorgeschritten; es hat manche Peitschen- und Geißelhiebe von Seiten des Schicksals gekostet, um uns vorwärts zu bringen; Sanscülotten, Jacobiner und Bonapartisten haben uns manchen Schlag versetzt; das alte deutsche Haus, worin wir kümmerlich unser politisches Leben führten, mußte uns erst, von äußern und innern Stößen erschüttert, über dem Kopf zusammenstürzen, bevor wir den muthigen Entschluß faßten, ein neues zu bauen, und kaum hatten sich die harten Frohnvoigte des Schicksals entfernt, so ließen wir den nur halb fertigen Bau stehen, und anstatt das Werk mit einer schönen festen Kuppel zu krönen, begnügten wir uns ein leichtes Nothdach gegen Wind und Regen aufzusetzen, das schwerlich einen künftigen Sturm, der nach allen geschichtlichen Erfahrungen nicht ausbleiben kann, aushalten wird. Da indeß in diesen Tagen die politische Einsicht nach oben und nach unten sich immer weiter verbreitet, so werden die Staatsbaumeister wohl nach und nach erkennen, woran es noch fehlt, sie werden den Bau vollenden und die Hemmnisse und Schlagbäume entfernen, die man aus Mißtrauen gegen die Richtung des Zeitgeistes dem Fortschritt in der moralischen, politischen und religiösen Architectonik vorgezogen hat. Sollten sie wider Erwarten das nicht thun, und in ihrer bisherigen Verblendung beharrend, immer nur halbe Maßregeln ergreifen, immer nur ängstlich kleine Ehrenschritte thun, und mit der linken Hand zurücknehmen, was die rechte gegeben hat, so wird freilich das Schicksal genöthigt sein, wieder, wie im Anfange dieses Jahrhunderts, Geißel und Peitsche zu ergreifen, um die trägen Deutschen vorwärts zu treiben auf der Bahn ihrer politischen und socialen Entwickelung, und so werden

wir dennoch entweder auf trocknem oder auf nassem, von Thränen und Blut getränkten Wege vorwärts kommen.

Freilich könnten wir den letzten Weg vermeiden, denn die deutsche Geschichte enthält Erfahrungen und Warnungen genug, die wir benutzen könnten, um endlich klug zu werden. Wir könnten dem lieben Gott die Mühe ersparen, Zuchtruthen zu binden, um uns in die Bahn zu treiben, die allein zum Heil führt. Stehen kann man indeß für nichts; wenn man bedenkt welche tolle Sprünge wir in den 33 Friedensjahren gemacht haben ohne bedeutend vorwärts zu kommen, so könnte allerdings eine Desperationscur nöthig sein, um uns die alte Schlotterigkeit aus den Gliedern zu treiben.

Aber wie dem auch sei, auf eine oder die andere Art werden wir doch vorwärts kommen; eine noch bessere Zeit als die gegenwärtige wird für das deutsche Vaterland eintreten. Ja, es wird eine Zeit kommen, wo die verfolgte Wahrheit zurückkehren wird aus der Verbannung und ihre zerstreuten Anhänger werden sich unter ihrer Fahne sammeln. Man wird endlich erkennen, daß alle Verhältnisse, nicht allein der Privatzustände, sondern auch des socialen und politischen Lebens, keine dauernde Grundlage haben, wenn sie nicht auf den Principien der Humanität und der Moralität ruhen, und daß alle anderen Principien, z. B. das des politischen Gleichgewichts, das Princip der Legitimität und das monarchische Princip, welche bisher der Entwicklung des Volkslebens so nachtheilig entgegen getreten sind, sich jenem ewig gültigen unterordnen müssen. Denn nur das ist das rechte Princip des Denkens und Handelns, woraus sich in kleinern oder größern Kreisen ein freies kräftiges Leben entwickeln kann; und das richtige monarchische Princip würde unfehlbar dann zur Anerkennung kommen, wenn in allen Lebenskreisen die erleuchtete Vernunft als höchste Monarchin zur Herrschaft gelangte und alle Willkür, alles despotische Verfahren verbannte. Dann würde auch der Geist der Religion Jesu diese Lebenssphären durchdringen und die christliche Kirche würde dem Ideale eines Reiches Gottes, das Jesus aufgestellt hat, näher kommen; die Feinde dieses Gei-

stes, welche sich jetzt noch der Erfüllung der 2. Bitte des Vaterunsers hartnäckig widersetzen, würden dann besiegt darnieder liegen.

Möchten zur Bekämpfung dieser Feinde auch diese Plänkler, mit Gottes Hülfe, der auch in den Schwachen mächtig ist, etwas beitragen! Wenn sie auch nicht darauf Anspruch machen, neue Bahnen zu brechen, so sind sie doch vielleicht dazu tauglich, auf der alten manches Hinderniß, manchen Stein des Anstoßes hinwegzuräumen und auf die schwachen Seiten aufmerksam zu machen, an denen die Widersacher des Wahren und Guten zu fassen sind, trotz der althistorischen Wälle, womit sie sich verschanzt haben.

So gehet denn hin, ihr kleinen Dinger, und tretet wie einst David mit euern Schleudern getrost dem großen Goliath entgegen, der aus der Philister Lager aufgestanden ist gegen das Volk Gottes, das jeder Abgötterei Feind, Gott und der Wahrheit allein die Ehre geben will. — Ich gebe euch die Erinnerung an die Predigt mit, welche Schleiermacher i. J. 1813 beim Ausmarsche der Freiwilligen in Berlin nach Matth. 11, 2. ff. über das Thema hielt: Mit der Erscheinung Jesu Christi kündigt sich in der Geschichte der Welt eine bessere Zeit an, die alte und neue scheiden sich von einander. — Merkt euch die Kennzeichen, woran man, dem Evangelio gemäß, die neue Zeit erkennen soll:

1. Wenn langgenährte Vorurtheile endlich zu schwinden anfangen: — die Blinden sehen.
2. Wenn gelähmte Kräfte sich neu beleben: — die Lahmen gehen.
3. Wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird: — die Aussätzigen werden rein.
4. Wenn tausendmal verkündete und überhörte Wahrheiten endlich Eingang finden: — die Tauben hören.
5. Wenn das Veraltete und Abgestorbene einem frischen Leben Platz macht: — die Todten stehen auf.
6. Wenn die ewigen Rechte des Menschen in jedem, auch dem ärmsten, Menschen erkannt und geehrt werden und so eine Kraft von unten nach oben das ganze

Volk begeisternd durchdringt, — den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Diese neue Zeit wird erscheinen, wenn der Geist Jesu überall erkannt wird; und damit dies bald geschehe, müssen sich alle Wahrheitsfreunde vereinigen, um die Hindernisse zu entfernen, welche der bessern Erkenntniß entgegenstehen. Worte thun's freilich nicht; aber ein kräftiges Wort ist doch einer von den vielen Tropfen, wodurch der Stein des Anstoßes endlich durchhöhlt wird.

Ende.

Druck von Sieghart und Voigt in Penig.

Kuode

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blumröder, August <<von>>,

Literarische Plänkler auf dem Felde der Philosophie, Politik, Religion, Kirche und des socialen Lebens

Leipzig 1847

Ph.u. 54 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045268-8